

DIE WELTWOCHEN



Muss man sich vor China fürchten?

Die Pläne der neuen Supermacht.

Hans Boller

Falsche Menschenfreunde

Aufgepasst bei Philanthropen. *Christoph Mörgeli*

Keller-Sutter kapituliert

Die Schweiz wächst 2022 um die Grösse der Stadt Basel.

Die Migrationsministerin schaut zu. *Hubert Mooser*

Lob des Einzelgängers
Alexander Grau würdigt
Sören Kierkegaard

4 706900 107761 7
87

THERE IS ETERNITY
IN EVERY BLANCPAIN



2023

The first modern diver's watch

Keep up to date with exclusive releases and
dive into unique experiences.

JB
1735
BLANCPAIN
MANUFACTURE DE HAUTE HORLOGERIE

Liebet eure Feinde

Die Welt ist kein Höllenloch. Es muss eine gnädige Vorsehung geben. Andernfalls hätte sich die Menschheit im Verlauf ihrer Geschichte schon mehrfach selber ausgelöscht. Tief in uns drin steckt, muss stecken ein Überlebens-Gen, ein Instinkt, vielleicht auch nur eine dumpfe Ahnung, dass es am Ende eben doch besser herauskommt, wenn wir uns zusammenraufen, zusammenarbeiten, als wenn wir uns umbringen. So deute ich, vorsichtig, den jüngsten Gipfel der grossen Industriestaaten G-20. Wenigstens reden die Amerikaner, die Chinesen und die Russen wieder miteinander; sie unterzeichnen sogar gemeinsame Memoranden. Das Leben setzt sich durch, nicht das Nichts. Das ist das grosse Wunder unserer Existenz, der Lebensfunke, das rätselhafte Geschenk, das alle von uns, ohne das geringste Zutun, mit der Geburt bekommen haben.

Nennt mich naiv, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass der Sinn des Lebens darin besteht, dass es sich in Gestalt des Menschen selber abschafft. Die gleiche mysteriöse Kraft, die uns ins Leben geworfen hat, treibt uns voran, hält uns über Wasser, hat uns auch die Fähigkeit mitgegeben, uns tastend, tappend und immer wieder irrend für das Gute entscheiden zu wollen, wobei wir im Moment der Entscheidung niemals wissen können, ob wir tatsächlich das Gute oder nicht doch, überzeugt natürlich felsenfest vom Gegenteil, das Böse wählen. Das Vertrackte liegt ja gerade darin, dass das Böse oft das über sich selbst hinausgetriebene Gute ist. Niemals ist der Mensch gefährlicher, als wenn er sich mit dem Allerhöchsten und Allerbesten im Bunde wähnt.

Das wirksamste Ausnüchterungsmedikament gegen die Rauschdroge der Hochmoral ist die Bibel. Das Christentum ist unter allen bekannten die ehrlichste Antwort auf die Defekte unserer Natur, die Trugbilder unseres Gehirns. Kein anderes Buch ist besser geeignet, den Menschen vor sich selber zu retten, indem es ihm schonungslos den Spiegel vorhält. Die Bibel ist ein Buch der Verstörung, der ständigen Irritation. Ihre provokative, erschütternde Kraft liegt darin, dass sie den Menschen von den künstlichen Anhöhen herunterreisst, auf die er sich begibt, um auf die anderen herabzusehen.

«Liebet eure Feinde.» Das ist für mich der absolute Spreng-Satz der Heiligen Schrift. Ist eine grössere Provokation überhaupt denkbar? Jahrhundert-, ja jahrtausendlang entwickelten die Menschen ihre Gesellschaften, ihre Herr-

schaftssysteme, ihre Götter und die intimsten Vorstellungen ihrer eigenen Identität anhand von Feindbildern. Die Polemologik des Konflikts beherrscht die Menschen als Gruppen- und Einzelwesen bis heute: «Sag mir, wer dein Feind ist, und ich sage dir, wer du bist.» Doch gerade diese politische Philosophie des Hasses konterten die Urchristen mit ihrem weltumpflügenden Aufruf zur Feindesliebe; dem revolutionärsten Gedanken unserer Geschichte.

Wie weit dieses Ideal von der politischen Praxis und der menschlichen Natur entfernt ist, sollte sich gerade im weiteren Verlauf des Abendlandes zeigen. Die Christen mordeten, plünderten und unterjochten im Namen der Bibel, vom Guten geblendet, das Böse verwirklichend, ihre eigenen Grundsätze vergessend, schliesslich aber, Macht der Idee, immer wieder geläutert und zurückstolpernd auf die Ursprungsspur ihrer eigenen Kultur. Ja, es stimmt, die Christen haben schlimm gewütet, aber die Kraft ihrer Ideale war so gross, unbezwingbar, dass sie nicht mehr aus der Welt zu schaffen waren. Schlussendlich, oft leider erst nach Hekatomben von Opfern und Blut, musste das Böse immer dem Guten weichen, das Dunkel dem Licht.

Das ist der Grund, warum ich auch heute glaube, ja eigentlich überzeugt bin, dass der gegenwärtige Zustand der Welt nicht von Dauer sein

kann. Das Chaos der Gegenwart, die Kriege, Konflikte und Frontstellungen haben keinen Bestand. Sie laufen den überwiegenden Interessen zu vieler Menschen in Ost und West zuwider. Gewiss: Die ausgehobenen und eingebildeten Gräben und Gegensätze sind gross. Selbstgerechtigkeit und Moralismus regieren, vor allem auf Seiten der sich aufgeklärt wählenden Welt. Der Westen will nicht sehen, dass seine wohlmeinenden Einmischungen und Bevormundungen in alle Himmelsrichtungen andernorts als Bedrohung empfunden werden können. Eine merkwürdige Blindheit für Unterschiede, für andere Kulturen und andere Interessen trübt auf westlicher Seite den Blick. Das Ideal der Gleichheit schlägt um in Gleichschalerei.

«Liebet eure Feinde»: Der alte Bibelsatz könnte die Grundlage einer Rückkehr zur Verständigung sein, eine Art geistig-moralische Grundsteinlegung an einer neuen Brücke zwischen Ost und West. Europa ist die Mitte, Deutschland ist, seit alters, eine Mittelmacht, und die Schweiz ist die Mitte der Mitte, der Ort, wo alle willkommen sind, wo sich niemand dafür entschuldigen muss, wer er ist, wo alle mit allen über alles reden, ein von der Geschichte oft verschontes, gebirgig unwegsames Gelände, auf dem eine uralte Tradition der immerwährenden Neutralität Fuss fassen und Früchte tragen konnte. Die Erinnerung an die christlichen Wurzeln unserer Kulturen, verdichtet im unerhörten Satz der Feindesliebe, wäre geeignet, den Bann gurgelnder Kriegsversessenheit, den Todeskult entmenschter Rechthaberei, die schwerbewaffnete Kompromissunwilligkeit, die sich im moralisch sich überlegen glaubenden Westen heute wie eine Viruskrankheit ausbreitet, zu brechen.

Wir müssen wieder lernen, unsere Feinde zu lieben, im Trennenden das Gemeinsame, im Fremden das Vertraute, im Unerfreulichen das Erfreuliche zu erkennen. Es gibt heute einen Konformismus des Negativen, eine neue soziale Konvention der Freudlosigkeit, der schlechten Laune, der moralischen Herabsetzung gegenüber allem, was von den eigenen Vorstellungen abweicht. Die Europäer, die soeben Winnetou und Zapfenlocken auf den Index gesetzt haben, predigen dem Rest der Welt allen Ernstes die Tugenden der Freiheit und der freien Meinungsäusserung, die sie bei sich laufend einschränken. Die Absurdität ist inzwischen dermassen offensichtlich, dass sie nicht mehr zu übersehen ist. Manchmal muss die Welt erst durchdrehen, bis sie wieder zur Vernunft kommt. Ich bilde mir ein, wir hätten den Kippunkt inzwischen hinter uns. Es geht aufwärts. Ich wünsche Ihnen allen, liebe Leser, eine frohe Adventszeit! R. K.



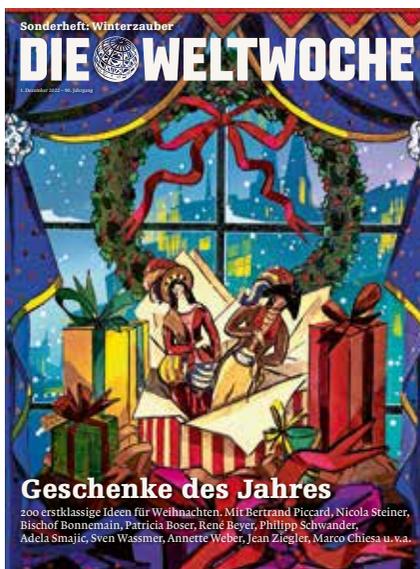
DER PRAGMATICUS
FAKTEN. VERSTEHEN. HANDELN.
JEDEN ERSTEN SONNTAG | 23:15



Philantropen – die falschen Heiligen, Rubell-Saga, «Winterzauber», Schweiz im Schraubstock der USA, eine Million Daily-Zuschauer

Der deutsche Profifussballer Christoph Metzelder bündelte seine vielen sozialen Engagements in der Stiftung «Zukunft Jugend». Er betätigte sich bei der Organisation Roter Keil, die sich für den Schutz von Kindern vor sexuellem Missbrauch und gegen Kinderprostitution einsetzt. Für den Kinderschutz fungierte er sogar als sogenannter Schutzengel und wurde vom Papst in Audienz empfangen. 2021 verurteilte ein Gericht Metzelder rechtskräftig wegen Besitz und Verbreitung von Kinderpornografie. Lesen Sie über weitere vermeintliche Wohltäter, Stifter und Charity-Aktivisten – und warum sie oft die falschen Heiligen sind. **Seite 14**

Manchmal spielt das echte Leben verrückter als ein Hollywoodstreifen. Die Saga der Rubell-Brüder aus Brooklyn ist so ein Stoff. 1977 öffnete Steve Rubell die Tore zum «Studio 54», dem dekadentesten Nachtclub der Geschichte. Er bot etwas, wovon Caligula nie geträumt hätte: Drogen im Überfluss und Disco-Musik. Stars von Michael Jackson über Grace Jones bis Bianca Jagger feierten in dem Tanztempel bis zur Ekstase. Während Steve verglühte wie ein Meteor und an Aids starb, brachte Bruder Don Rubell Stars der modernen Kunst zum Leuchten. Im Gespräch mit Urs Gehrigler erzählt der Kunstsammler, wie er die Art Basel nach Amerika holte, die an diesem Donnerstag wieder die Tore öffnet. Rubell ist voll des Lobes für die Messemacher vom Rheinknie: «Die Art Basel war entscheidend verantwortlich dafür, dass Miami zu einer Kunstmetropole des 21. Jahrhunderts wurde.» **Seite 40**



200 erstklassige Ideen.

Die *Financial Times* berichtete diese Woche, die USA drängten ihre europäischen Verbündeten, eine härtere Haltung gegenüber Peking einzunehmen. Die Amerikaner nutzten ihre Position im Ukraine-Konflikt, um mehr Unterstützung von den Nato-Ländern in ihrem Wettstreit mit China zu erhalten. Bis vor wenigen Monaten hätte die Schweiz dieses Treiben ruhig von der Seitenlinie verfolgt. Es war international anerkannt, dass das Land sich in Konflikten neutral verhält. Seit der Übernahme der EU-Sanktionen gegen Russland hat sich das schlagartig geändert. Die Schweiz gilt jetzt als Staat, der

seine Unparteilichkeit aufgegeben hat. Das weckt neue Begehrlichkeiten. Insbesondere die Vereinigten Staaten wünschen, dass sich das Land auch gegenüber amerikanischen Strafmassnahmen künftig aufgeschlossener zeigt. **Seite 48**

Pünktlich zum Start des Weihnachtsmonats liegt dieser Ausgabe unser Spezialheft «Winterzauber» bei. In diesem einzigartigen Geschenke-Guide geben Expertinnen und Experten aus den unterschiedlichsten Bereichen ihre persönlichen Empfehlungen für das Weihnachtsfest ab. So sind nicht nur zweihundert erstklassige Geschenkideen zusammengelassen, im «Winterzauber» erfahren Sie auch, wo man die Adventszeit am schönsten verbringt und was Sie schon immer über den Christbaum wissen wollten.

In eigener Sache: Am 1. Dezember, heute vor genau einem Jahr, lancierten wir *Weltwoche Digital* neu. Mit neuer Website und App. Zu unserer grossen Freude verdreifachten sich sämtliche Messwerte von einem Tag auf den anderen. Von da an wuchs unsere Leserschaft kontinuierlich. Heute stehen wir bei 800 000 Leserinnen und Lesern pro Monat. Roger Köppels Format «*Weltwoche daily*» erreicht weit über eine Million Zuschauerinnen und Zuschauer. Wir sind vom immensen Zuspruch überwältigt und möchten uns bei Ihnen ganz herzlich bedanken – unabhängig, kritisch, gut gelaunt.

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

DIE WELTWOCH

Begrenzte
Teilnehmerzahl!

Ski-Wochenende für Leser

Gipfeltreffen der guten Laune in Arosa

10.–12. März 2023



Geselliger Höhepunkt: Talk mit Unternehmer Urs Wietlisbach (u. a. Partners Group, «Arosa Kulm») und Roger Köppel.

Ein Tag auf der Skipiste mit **Roger Köppel**, *Weltwoche*-Redaktoren und Lesern!

Übernachtungen zu Spezialkonditionen im Spitzenhaus «Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa».

Abendbankett und Talk mit Star-Gast **Urs Wietlisbach!**

Melden Sie sich jetzt an unter: www.weltwoche.ch/ski



Alles richtig: Influencerin Chamberlain. S. 46



Dieses Gesicht! Thierry Burkart. S. 56



Tun, als ob: Asylministerin Keller-Suter. S. 30

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Aufruhr in China
- 9 Peter Rothenbühler Lieber Dölf Ogi
- 10 Tagebuch Simon Helbling
- 13 Bern Bundeshaus Krippe unter der Kuppel
- 14 Falsche Heilige Philanthropen sind keine Wohltäter
- 16 Erziehung der Gefühle
Leben als Kinderwunsch
- 19 Personenkontrolle
- 19 News Falsches linkes Anliegen
- 20 Mörgeli China hui, Schweiz pfui!
- 20 Corona-Unrecht Ein *Spiegel*-Kolumnist verurteilt immer noch Impfunwillige
- 21 Peter Bodenmann Glatt, Glättli, Glätteisen
- 22 Muss man sich vor China fürchten?
Nein, es ist keine kriegerische Macht
- 28 Eva Herzog gehört in den Bundesrat
Die Pharma-Hochburg Basel verdient's
- 29 Ein Richter regiert Brasilien
Die Justiz wird zur Bedrohung
- 30 Tausendundeine Ausrede
Keller-Sutters Asylchaos
- 33 Kurt W. Zimmermann
Sommaruga geht – und man denkt an Ogi
- 34 Biontechs Zulassungstricks
Die Sicherheit blieb auf der Strecke
- 35 Falsche Sparapostel
Der *Tagi* schießt gegen Ueli Maurer
- 36 Appenzell Zeitgeist-Tribunale erreichen
Bilderbuch-Schweiz
- 37 Inside Washington

- 39 Anabel Schunke
Übermütter oder Erzkonservative?
- 40 Die sagenhaften Rubells
Zwei Brüder für die Lebenslust
- 44 Krieg der Sterne Bitcoin & Co. fordern
die Zentralbanken heraus
- 45 News Sparen bei den Staatsmedien
- 46 Ehrlich währt am besten
Youtuberin Emma Chamberlain
- 48 Bundesrat im Schraubstock
Wie die Amerikaner die Schweiz plagen
- 49 Box Russen bekommen keine Anwälte
- 50 Schöne neue Welt
Am Ende triumphiert das Leben
- 51 Gerechtigkeit für Ulrike Guérot
- 52 Swatch Von der Erde zum Mond
- 54 Hilfe, wir infantilisieren
Essay von Sylvie-Sophie Schindler
- 54 Herodot
- 56 Landkarte der Seele
Tom Kummer trifft Thierry Burkart
- 59 Tamara Wernli Moralische Botschaft
- 60 Hans-Georg Maassen
Wie gefährlich sind die Klima-Kleber?
- 61 News Danke, Granit Xhaka
- 62 Leserbriefe
- 63 Nachrufe Hans Magnus Enzensberger,
Irene Cara
- 64 Beat Gygi Das Lasso zieht sich zu

PHILOSOPHIE: SÖREN KIERKEGAARD

- 66 Lob des Einzelgängers Was können wir
vom grossen Dänen heute lernen?

LITERATUR UND KUNST

- 73 Ikone der Woche
- 74 Aus dem All in den Alltag
Erich Kästners «Pharmazie der Seele»
- 76 Bücher der Woche
- 79 Die Sprache Seldwyla
- 80 Hufschlag von Pegasus
Cosey aus Lausanne gehört zu den
angesehensten Cartoonisten der Welt
- 82 Fernsehen «Heute-Show»
- 82 Podcast «Archetypes», Meghan Markle
- 83 Elektro Aboriginal Voices aus Zürich
- 84 Film «Ariaferma»
- 85 Klassik Dietrich Fischer-Dieskau
- 85 Jazz Jakob Bro/Joe Lovano

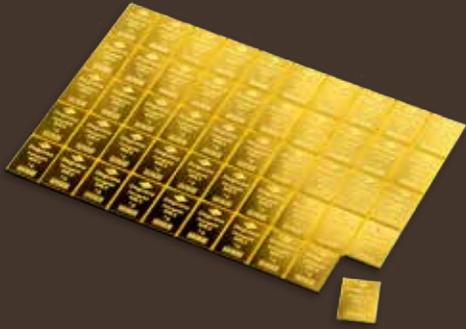
LEBEN HEUTE

- 86 Wunderbare Welt / Unten durch
- 87 Frauen Jennifer Aniston
- 88 Thiel / Häuser
- 89 Was macht eigentlich? Sabina Schneebeli
- 90 Essen / Wein
- 91 Auto / Objekt der Woche
- 92 Bei den Leuten Zibelemärit in Bern
- 94 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 95 Mittagessen mit ... Gregor Stähli
- 96 Menschen von morgen
Arianne Gellini und Linda Jensen
- 98 Das indiskrete Interview
Denise Biellmann

Degussa



GOLD UND SILBER.



DEGUSSA: DIE EINFACHSTE ART, IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

MITGLIEDSCHAFTEN:



ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON

Aufruhr in China

Xi Jinping hat deutlich gemacht, dass er die Kommunistische Partei fest im Griff hat. Nun stellt sich die Frage, ob er sein Land im Griff hat.

Francis Pike

London

Seit Tagen kommt es in mehreren chinesischen Grosstädten zu Protesten gegen die Null-Covid-Politik der Regierung. Ungewohnte Bilder von wütenden Demonstranten machen die Runde. Die Menschen fordern Freiheit und Demokratie, ja sogar den Rücktritt des Vorsitzenden Xi Jinping.

Auf Applaus stösst in China hingegen die Fussball-Weltmeisterschaft, die ironischerweise in Katar stattfindet, wo es besonders undemokratisch zugeht. Bei den Temperaturen in diesem glühend heissen Wüstenland sind die massenhaft angereisten schwitzenden Fans in ihrer albernen Kostümierung nicht gerade ein erbaulicher Anblick, aber für junge Chinesen repräsentieren sie die kühle Brise der Freiheit.

Die Fernsehbilder der Fussball-WM, von Stadien, vollgepackt mit Fans aus aller Welt, die sich in den Armen liegen, ausgelassen tanzen, jubeln und sich küssen, ohne Abstand und ohne Schutzmaske weit und breit – sie schüren die Wut junger Chinesen über die Null-Covid-Politik im eigenen Land. In der angesehenen Pekinger Tsinghua-Universität fanden friedliche Demonstrationen gegen den Lockdown statt. Auch auf Schanghai griff das Freiheitsvirus über. Zu ähnlichen Protestkundgebungen kam es in Chengdu, Xi'an und Wuhan, wo das Coronavirus möglicherweise infolge mangelhafter Sicherheitsvorkehrungen in einem chinesischen Labor seinen Zug um die Welt begann.

Was ist aus der Verehrung geworden?

Videobilder aus Wuhan, die in den sozialen Medien zu sehen waren, zeigen brutale Zusammenstösse zwischen Demonstranten und Sicherheitskräften und niedergerissene Absperrungen. Die chinesische Regierung hat Übergriffe der Polizei dementiert. Aber sie hat ja auch dementiert, dass TV-Bilder aus den Stadien von Katar zensiert wurden. Was ist nur aus der Verehrung der chinesischen Kommunisten für die Massen geworden? Bestimmt erinnert sich jemand im Politbüro an

Mao Zedongs Ausspruch: «Die Massen sind die wahren Helden, wir sind oft kindisch und unwissend.»

Auch in Urumtschi in der nordwestlichen Provinz Xinjiang kam es zu Unruhen, ausgelöst durch einen Hochhausbrand, bei dem zehn Personen den Tod fanden. Rettungsmassnahmen, so der Vorwurf, seien durch den Lockdown behindert worden.

In der vergangenen Woche hat die Zahl der Neuinfektionen eine neue Rekordmarke erreicht. Innerhalb eines Tages wurden 28 000 neue Fälle registriert. Nicht nur in Peking wurden sprunghaft ansteigende Infektionszahlen beobachtet, sondern auch im Industriezentrum Guangzhou und in der Metropole Chongqing im Südwesten. Trotz knallharter

Die Fernsehbilder der WM schüren die Wut junger Chinesen über die Null-Covid-Politik.

Null-Covid-Politik bekommt die Regierung das Virus nicht in den Griff. Offensichtlich ist es dem Politbüro nicht gelungen, diesen lästigen kleinen Covid-Teufeln klarzumachen, dass sie in China nichts zu suchen haben. Von wegen unerwünschte Einwanderung. In

China scheint Corona nun ebenso endemisch zu sein wie im Rest der Welt.

Viele Chinesen fragen sich, warum die Regierung an den strikten Corona-Massnahmen festgehalten hat, die sich im Westen als unsinnig erwiesen haben. Schweden und Florida, wo mit leichter Hand gegen das Virus vorgegangen wurde, haben gezeigt, dass sie am Ende nicht schlechter dastanden als diejenigen Staaten, in denen strengere Massnahmen verfügt wurden. All jene, die am längsten an drakonischen Einschränkungen festgehalten haben, wie etwa die salbadernde neuseeländische Premierministerin Jacinda Ardern, bezahlen nun den Preis. Ihre Beliebtheitswerte sind inzwischen auf unter 30 Prozent abgerutscht.

Festhalten an Lockdown-Politik

Es steht zu vermuten, dass die chinesische Regierung an ihrer drakonischen Lockdown-Politik aus einem der folgenden Gründe festhält. Entweder ist die Bürokratie dermassen verknöchert, dass niemand weiss, wie man umsteuert. Oder man nutzt die Seuche, um die ohnehin minimale Meinungsfreiheit weiter einzuschränken. Xi Jinping und Wang Huning, der Chefideologe im Ständigen Ausschuss des Politbüros, haben grosse Angst, dass China, wie der Westen, durch die sozialen Medien und eine dekadente Popkultur (etwa androgyne Boygroups) geschwächt wird.

Soziale Kontrolle, ein zentrales Element im Reich von Kaiser Xi, könnte besonders nützlich sein in einer Zeit, in der das Land mit dem Trauma eines kollabierenden Immobilienmarkts konfrontiert ist.

Dass der Ständige Ausschuss, wie auf dem XX. Parteitag im vergangenen Monat zu sehen, nur noch aus loyalen Gefolgsleuten von Xi Jinping besteht, macht deutlich, dass er die Partei fest im Griff hat. Jetzt stellt sich die Frage, ob er sein Land im Griff hat.



Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Muss man sich vor China fürchten? Seite 22–27

Lieber Dölf Ogi

Kommt dir das bekannt vor? Schweizer Skirennfahrer und -fahrerinnen gewinnen, und bald darauf wird ein Kandersteger Bundesrat. Zu den Siegesfahrten von Odermatt, Holdener und Gut konntest du diesmal nicht viel beitragen, aber der (bald) zweite Kandersteger im Bundesrat ist politisch ganz klar ein Ogi-Baby. Man darf deshalb schon jetzt auch dir gratulieren. Denn da geschieht eine tektonische Verschiebung von Zürich nach Bern, die ein paar Herren an der Limmat schwer zu erschüttern scheint. Man merkt es an den giftigen Pfeilen, die von ganz rechts auf den «Öllobbysten» Albert Rösti abgeschossen werden.

Doch *the times, they are a-changin'*. Es scheint Schluss zu sein mit SVP-Bundesräten «von Blochers Gnaden», jetzt kommt ein Bundesrat aus Ogis Trainingslager, bei dem der Herrliberger schon einmal den Daumen nach unten gezeigt hat. Das ist mehr als bemerkenswert,



Tektonische Verschiebung:
SVP-Legende Ogi.

wenn man denkt, wie sehr die Berner SVP von den Zürichern dauernd belächelt wurde. Zwar hält sich Rösti viel stärker an die Parteilinie als du, gerade was Europa betrifft, aber vom Wesen her wirkt er schon wie eine Art Ogi-Klon.

Charmant, stets fröhlich, umgänglich und offen für alle, ein verlässlicher Partner, selbst

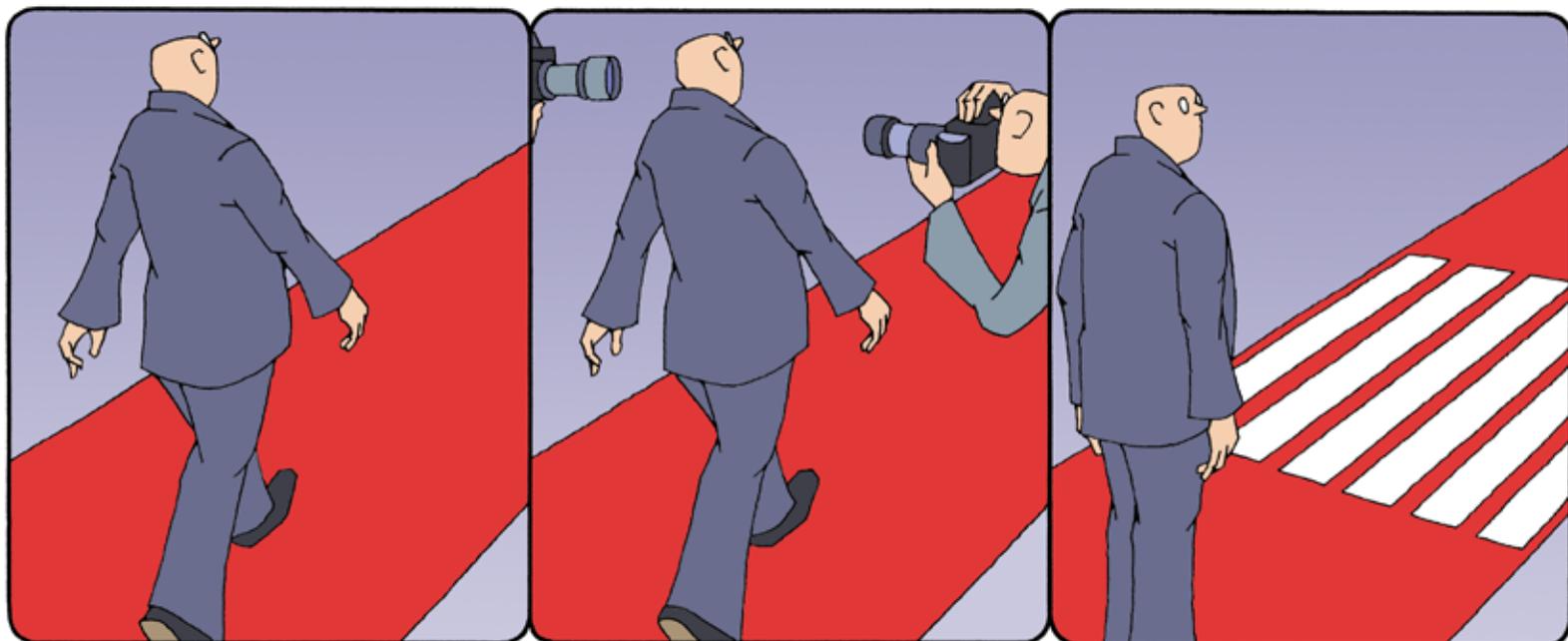
für politische Gegner. Allerdings ohne die sportliche Figur. Aber sogar im Wording macht er ein bisschen auf Ogi: «Man muss Menschen mögen», sagt er in Interviews, den Spruch hast du schon vor zwanzig Jahren rausgelassen. Vielleicht sagt er nach der Wahl auch noch: «Freude herrscht», quasi als Hommage an seinen Coach, Mentor und Förderer.

Aber wenn man alles aus etwas Distanz betrachtet, ist es schon seltsam, dass in wenigen Jahren gerade zwei sehr populäre Bundesräte aus dem kleinen Dorf Kandersteg kommen und Zürich einmal mehr grösste Mühe hat, einen Kandidaten aufzustellen, der reelle Wahlchancen hätte.

Fussballerisch ausgedrückt: Aussenseiter Kandersteg schlägt Weltmeister Zürich.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Simon Helbling



Ich bin noch ziemlich verschwitzt vom Spiel. Die Luftfeuchtigkeit ist hoch, trotz dem Wüstensand in der Luft. Ich muss den Bildschirm des Laptops abwischen, um diesen Tagebuch-Eintrag aus Doha zu schreiben. Die Schweizer Nati hat gerade gegen Brasilien gespielt. Ziemlich gut sogar, auch wenn das Resultat ein enttäuschendes 0:1 ist. Das ist jetzt das ... ich muss kurz nachzählen ... zehnte Spiel, das ich als Regisseur abfilme. Seit diesem Frühling arbeite ich an einer Doku-Serie über die Nationalmannschaft. Das hat mich einiges gelehrt über Fussball. Vor allem aber über die Menschen dahinter.

Klar interessiert mich Fussball. Aber was mich als Erzähler interessiert, sind Menschen. Für die Serie «The Pressure Game – Im Herzen der Schweizer Nati» begleite ich Fussballer, manche weltbekannt, manche weniger, und Mitglieder des Staff, von denen vermutlich noch kaum jemand je gehört hat. Ihr Alltag ist aussergewöhnlich. Sie selbst aber sind einfach nur Menschen. Klingt trivial, aber was für eine Beziehung hat man denn sonst schon zu denen? Ich kannte sie nur als flache Panini-Bildchen, kleine Figuren auf dem Bildschirm, denen man «Naaaaai!» und seltener auch «Jaaaaa!» zuschreit, oder von platten Interviews, in denen sie anscheinend bloss nichts Falsches sagen wollen.

Seit ich diese fünfzig Menschen in jeder erdenklichen Situation begleite, hat sich mein Bild komplett verändert. Da ist zum Beispiel dieser Siegeswille. Ob auf dem Platz, im Training oder beim Kartenspiel am Abend. Klar kennen wir alle das eine oder andere Familienmitglied, das *schaurig* ambitioniert ist beim Uno oder Pingpong, aber, uff, die Jungs hier sind ein anderes Kaliber.

Dann diese Klarheit, diese Determiniertheit, alles radikal auf den Beruf auszurichten. Vor allem Zeit. Freizeit, Familienzeit, Ferienzeit – alles wird dem Fussball untergeordnet. Das macht verletzlich. Ein Fehltritt im Spiel, eine Verletzung im Training, eine falsche Transferentscheidung, und das ganze Leben steht kopf.

Das bringt mich zur nächsten Auffälligkeit: Was diese Menschen, die manchmal erst gerade den Teenagerjahren entwachsen sind, an mentalen Superkräften besitzen, ist unvergleichlich. Der Druck aus den Medien, der Druck der Leis-

Yann Sommer drängt sich neben dem Platz nie in den Vordergrund. Shaqiri ist ein hilfsbereiter Typ.

tung, der Druck der Konkurrenz, der Druck, sich täglich zu verbessern – sie stecken das weg. Ohne mit der Wimper zu zucken.

Und dann dieser Stolz. In einem langen Gespräch mit dem Captain Granit Xhaka ist es mir zum ersten Mal klargeworden. Mit welchem unbändigen Stolz sie alle das Kreuz auf der Brust tragen. Sie gehören in ihrem Bereich zu den besten Fussballern, die die Schweiz in ihrer Generation hervorgebracht hat. Mehr noch, zweifellos zu den besten, die die Schweiz je hervorgebracht hat. Und dieser Stolz ist spürbar. Es bringt mich zum Lachen, dass gerade bei Granit Xhaka in irgendwelchen schmutzigen Kommentarspalten darüber diskutiert wird, wie schweizerisch er denn jetzt wirklich sei. Bei einem Mann, der in weit über hundert Spielen alles, wirklich alles für seine Mannschaft und sein Land gegeben hat, erübrigt sich diese Diskussion für mich. Ich bezweifle, dass die Kommentarspaltenschreiber dieselben Erfolge für ihr Land errungen haben.

Und wer jetzt die Nationalhymnendiskussion vom Zaun brechen will, soll sich doch schlau machen, welche sogenannten Urschweizer in den letzten Jahrzehnten die Hymne denn wirklich mitgesungen haben.

Darüber hinaus sind sie einfach sehr menschlich. Jeder auf seine Art. Der vermeintlich scheue Ruben Vargas kann ordentlich Stimmung machen. Der vielporträtierte Torwart Yann Sommer drängt sich neben dem Platz nie in den Vordergrund. Superstar Shaqiri ist ein sehr hilfsbereiter Typ. Der gefährlich dreinblickende Haris Seferovic überaus herzlich. Mit dem lustigen Breel Embolo kann man sehr tiefgehende Gespräche führen. Mittelfeldgenie Freuler lacht sich über die ulkigsten Videos schlapp. Und der immer lässige Murat Yakin ist ein akribischer Denker, der nichts übersieht und ein enorm präzises Gespür für die Teamdynamik hat.

Das klingt jetzt alles nach Friede, Freude, Eierkuchen. Ist es nicht. Das Drama, wie sie sich anschreien, eifersüchtig sind, in der Halbzeit die Fetzen fliegen lassen, fast zusammenbrechen, verzweifeln oder wie der Coach harte Ansprachen absetzt, zeigen wir in der Serie.

Fussball schauen macht Spass, ist eine emotionale Achterbahnfahrt. Ich hoffe, dass ich mit meiner Arbeit dieses Vergnügen für das Schweizer Publikum noch intensivieren kann. Wenn man dann nicht nur die kleinen Figuren auf dem Bildschirm sieht, sondern die Menschen dahinter.

So, Zeit den Wüstensand abzuwaschen.

Simon Helbling ist Regisseur und dreht im Auftrag der SRG eine Serie über die Schweizer Fussball-Nationalmannschaft, die im März 2023 erscheint.

ECLIPSE CROSS PHEV

READY FOR WINTER



**JETZT MIT GRATIS
WINTERKOMPLETTRÄDER***



*Aktion gültig beim Kauf und Immatrikulation eines Eclipse Cross PHEV Neuwagen, vom 1. Oktober bis 31. Dezember 2022. Komplettträder mit Felgen in bi-color oder schwarz.



BENCI BROTHERS



Kinderkrippe unter der Ratskuppel

Linke und grüne Politikerinnen bringen regelmässig ihren Nachwuchs mit ins Parlament, manchmal bis in den Sitzungssaal. Was soll dieses Theater?

Noch am letzten Tag im Amt versuchte die nach Öffentlichkeit gierende Nationalratspräsidentin Irène Kälin (Grüne, AG) die Aufmerksamkeit der Medien auf sich zu ziehen. Kaum hatte sie das Nationalratspräsidium an den frischgewählten Bündner Martin Candinas (Die Mitte) übergeben, durfte ihr Sohn Elija zu ihr in den Saal. Auf dem Schooss seiner Mama, vom Platz des Vizepräsidenten vorne im Saal, verfolgte er die Wahl von Maja Riniker zur zweiten Vizepräsidentin des Nationalrats.

Wollte die Aargauerin ihrem Nachfolger mit diesem Auftritt die Show stehen? Das ganze letzte Jahr über forderte Kälin von ihren Kollegen während der Debatten gegenseitigen Respekt – und focht sich nun selber nur ein paar Minuten nach ihrer Amtsniederlegung um Stil und Etikette. Denn was hat das Kind einer grünen Politikerin aus dem Aargau im Ratssaal zu suchen?

Leider fehlte ein Windeleimer

Natürlich gab es ein paar weichgespülte Politikerinnen, die den Auftritt von Kälins Nachwuchs «herzig» fanden. Andere empfanden die Szene dagegen als Inszenierung und respektlos. Der Nationalrat sei ja schliesslich kein Kinderhort, sondern ein Parlament mit einer strengen Hausordnung, sagt einer von ihnen. Alle Besucher und Verwandten von Parlamentariern gehörten auf die Besuchertribüne. Aber offenbar gelten nicht für alle die gleichen Regeln. Ob die Aargauer Nationalrätin ihren Sohn in den Saal holte, zumal er vorher mit seinem Vater und den Grosseltern auf der Tribüne sass, oder ob der Junge selber in den Saal rannte, ist nicht ganz klar. Die Parlamentsdienste geben sich jedenfalls etwas ratlos.

Das Kälin-Theater passt aber zum Kinderkult, den vorab linke und grüne Parlamentarierinnen im Bundeshaus seit Jahren veranstalten. Die Berner Grüne Franziska Teuscher fing als eine der Ersten damit an, das Parlamentsgebäude mit der Kinderkrippe zu verwechseln und mit ihren Zöglingen in den Wandelhallen des Nationalratssaals für Fotos aufzufahren. Die SP-Politikerinnen Chantal Galladé (inzwischen GLP) und



Stil und Etikette:
Nationalrätin Kälin mit Sohn.

Géraldine Savary taten es ihr prompt gleich. Das war der Dammbbruch. Danach musste man aufpassen, dass man im Bundeshaus nicht über eine Politikerin beim Baby-Stillen stolperte.

Auf Druck von Linken und Grünen wurde vor drei Jahren im Parlamentsgebäude ein Stillzimmer eingerichtet – eine Luxusversion für

Und dann setzten die Genossen die einzige junge Mutter Evi Allemann nicht aufs Ticket.

90 000 Franken. Für Aufregung sorgte aber nicht etwa der horrende Preis, sondern dass leider ein Windeleimer fehlte. Als eine von wenigen jungen Müttern im Parlament bewies damals die Berner SVP-Nationalrätin Andrea Geissbühler gesunden Menschenverstand. Sie erklärte gegenüber dem Nachrichtenportal Nau.ch, dass sie ein Stillzimmer nicht für notwendig halte. «Wir sind ein Parlament und kein Frauenspital», gab die Berner Politikerin zu verstehen.

Besonders wenn es um Vorlagen wie den Vaterchaftsurlaub geht, ziehen Linke und Grüne alle

Register. Cédric Wermuth (SP, AG) liess sich mit seinem Nachwuchs auf den Armen in Szene setzen. Andere hüteten ihre Kinder demonstrativ in der Wandelhalle des Nationalrats, so die Aargauer Grüne Irène Kälin oder Min Li Marti (SP) und ihr Mann, der Grüne Balthasar Glättli. Nadine Masshardt (SP, BE) kreuzte mit ihrem Nachwuchs gar im Nationalratssaal auf. Und wenn nicht gerade Kinderhüten auf dem Programm stand, stolperte garantiert SP-Mann Matthias Aebischer mit einem Packen Windeln unter dem Arm ins Bundeshaus.

Es gibt das Sagen, und es gibt das Tun

Was Elternzeit für Politikerinnen tatsächlich bedeutet, hat SP-Nationalrätin Evi Allemann nach der Geburt ihres zweiten Kindes einmal ausgeführt. Sie gehe davon aus, dass sie einen Teil des Mutterschaftsurlaubes für den Wahlkampf nutzen könne, erklärte sie der *Berner Zeitung*. GLP-Nationalrätin Kathrin Bertschy nahm trotz Mutterschaftsurlaub 2019 an einer Kommissionssitzung und in der Frühjahrs-session 2019 an etlichen Abstimmungen im Nationalrat teil – und empörte sich später, weil man ihr Mutterschaftsleistungen kürzte. Hinter den Kulissen lobbyieren Linke und Grüne auch für eine Kinderkrippe im Bundeshaus.

Jetzt, wo es um die Nachfolge von SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga geht, lancieren die Genossen eine grosse Debatte über «junge Mütter an die Macht!». Der *Sonntagsblick* berichtete prominent und voreilig, in der Schweiz habe es noch nie eine Bundesrätin mit schulpflichtigen Kindern gegeben. Die SP wolle dies jetzt ändern. Co-Präsident Cédric Wermuth schwadronierte, man müsse den Bundesratsjob dafür umgestalten.

Und dann setzten aber die Genossen die einzige im Rennen verbliebene junge Mutter Evi Allemann nicht aufs offizielle Ticket, sondern zwei «Grossmütter». Die jurassische Ständerätin Elisabeth Baume-Schneider wird am 24. Dezember 59-jährig, die Basler Ständerätin Eva Herzog am 25. Dezember 61. Aber eben: Es gibt das Sagen, und es gibt das Tun. Besonders bei den Sozialdemokraten.

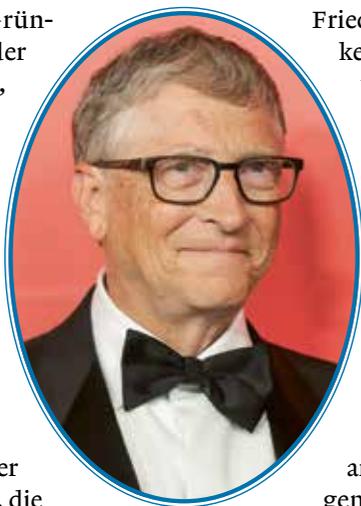
Falsche Heilige

Noch nie wurde freiwillig so viel Geld verschenkt wie heute.
Doch Philanthropen sind keine Wohltäter der Menschheit, eher das Gegenteil.

Christoph Mörgeli

Sam Bankman-Fried, Gründer und Wunderkind der Krypto-Plattform FTX, behauptete unentwegt, er wolle bloss reich werden, um sein Geld so schnell wie möglich wohltätig zu verschenken. Zu diesem guten Zweck gründete er seinen philanthropischen FTX Future Fund. Doch der Zusammenbruch dieses Imperiums liess sein Vermögen ins Nichts verdampfen und hinterlässt Ratlosigkeit in einer «philosophischen Bewegung», die verkündet, sich den Prinzipien des «effektiven Altruismus» verpflichtet zu haben.

Jetzt melden sich zunehmend vermeintlich begünstigte Organisationen, die gar nie Geld von Bankman-Fried erhalten haben. Jene hochdotierten Akademiker, die seinem Future Fund vorstehen, äussern plötzlich «grundlegende Fragen zu Legitimität und Integrität» der FTX-Geschäftstätigkeiten. Jahrelang war von solchen Skrupeln keine Rede. Sam Bankman-



Frieds Veganismus, seine Achtsamkeit gegenüber dem Klimawandel und seine Spenden für Joe Bidens Demokratische Partei machten ihn automatisch zu einem besseren Menschen.

Schon der Grossbetrüger Bernard Madoff mit einer Schadensbilanz von 65 Milliarden Dollar hatte sich als Spender für zahlreiche wohltätige und kulturelle Einrichtungen empfohlen. Er sass im Vorstand verschiedener amerikanischer Theater, Stiftungen und Bildungsinstitutionen.

Nicht zuletzt sein enormes Ansehen als grosszügiger Philanthrop bewog verschiedene gemeinnützige Stiftungen dazu, Madoff ihr Geld anzuvertrauen. Indem sie auf den falschen Wohltäter setzten, sassen auch sie schliesslich auf dem Scherbenhaufen eines hohen finanziellen Schadens.

Bezos, Gates, Musk, Soros

Amerikanische Milliardäre mit zweifellos besser abgesichertem finanziellem Polster wie Jeff Bezos, Bill Gates, Elon Musk oder auch George Soros spenden im ganz grossen Stil für die Rettung der Welt. Und zwar völlig nach eigener Lust und Laune. Nun hat die vorgebliche Menschenfreundlichkeit privilegierter Reicher immer auch etwas Herablassendes gegenüber den demütig empfangenden Massen. Und man braucht kein Anhänger von Verschwörungstheorien zu sein, um festzustellen, dass die individuelle Weltanschauung einiger weniger und deren mächtiger Einfluss auf die öffentlichen Angelegenheiten den demokratischen Prozessen weitgehend entzogen sind. Hauptprofiteure sind letztlich die Spendenden, denn sie werden mit öffentlicher Dankbarkeit, dem Image der Grossherzigkeit und sehr viel Macht ausgestattet.

Dass die Philanthropen zuvor Reichtum erlangen wollten, gute Produkte im Dienst der Allgemeinheit hergestellt und an die Segnun-

gen der Marktwirtschaft geglaubt haben, ist völlig in Ordnung. Viele erfolgreiche Unternehmer haben nachweislich enorme gesellschaftliche Leistungen erbracht, den Wohlstand aller gefördert und die Welt zu einem besseren Platz gemacht. Doch ist es wünschenswert, dass Investor Warren Buffett 85 Prozent seines Ver-

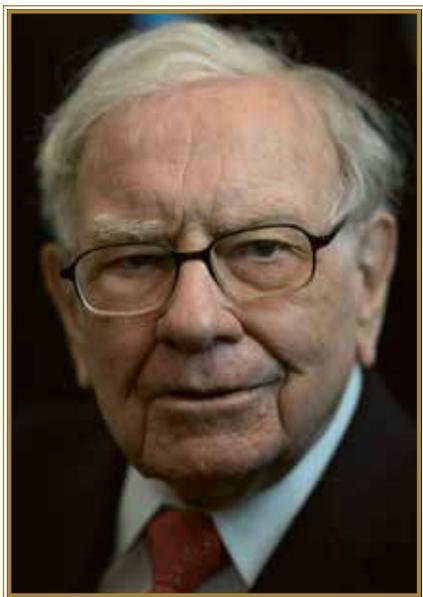
Überall, wo sich Staatliches und Privates vermischen, gereicht dies beiden Bereichen zum Schaden.

mögens an wohltätige Stiftungen überweisen will? Ist Buffetts Aufforderung an die «Superreichen» sinnvoll, massgebliche Teile ihres Kapitals an den Staat zu verschenken?

Tatsache ist und bleibt eben, dass damit auch die persönlichen Vorstellungen der Spender an den Völkern und Ländern vorbei durchgesetzt werden, nämlich etwa bei der Förderung bestimmter Technologien, bei der Bekämpfung bestimmter Krankheiten, bei der Finanzierung eines bestimmten Bildungswesens. Denn die Subventionierung gewisser Projekte ist in einer marktwirtschaftlichen Gesellschaft immer auch verbunden mit der Diskriminierung aller nichtsubventionierten Bereiche.

Schaden im Gemeinwesen

Der Zürcher Dichter und Staatsschreiber Gottfried Keller hat die Gefahr schon 1861 beschrieben: «Da ist der bekannte Spinnerkönig, der hat wirklich schon viele Millionen, und man wirft ihm vor, dass er ein schlechter Bürger und ein Geizhals sei, weil er sich nicht ums Allgemeine kümmere. Im Gegenteil, ein guter Bürger ist er, der nach wie vor die andern gehen lässt, sich selbst regiert und lebt wie ein anderer Mann. Lass diesen Kauz ein politisches herrschsüchtiges Genie sein, gib ihm einige Lebenswürdigkeit, Freude an Aufwand und Sinn für allerhand theatralischen Pomp, lass ihn Paläste und gemeinnützige Häuser bauen und dann schau, was er für einen Schaden anrichtet im gemeinen Wesen und wie er den Charakter des Volkes verdirbt.»



Gottfried Keller will uns damit sagen, dass Staatsaufgaben nicht an Millionäre und Milliardäre ausgelagert werden dürfen. Heute aber mischt sich der Staat in das Privateste ein, während gleichzeitig Private staatliche Hoheitsaufgaben übernehmen. Der politisch liberale Keller hätte sich schwerlich begeistert über Wohltäter, die für gutbetuchte Kunden Raumfahrerlebnisse schaffen oder Schlachtpläne zur Besiedelung des Weltraums wälzen.

Am selbstverständlichsten, ja naivsten verschmolz die angebliche Uneigennützigkeit grosser Spender mit deren Prestige und Nachruhm in den Vereinigten Staaten. Mäzene liessen sich selber in ihren Stiftungen, Bauten, Konzertsälen, Museen, Bibliotheken, Anstalten und Instituten öffentlich und demonstrativ hochleben. Auch wirkte die Wohltätigkeit von skrupellosen Industriepionieren mit ihrem unermesslichen Reichtum wie John D. Rockefeller, Andrew Carnegie oder der Familie Getty durchaus als soziales Ventil.

Die Gesellschaft der USA hätte ohne die Spendierfreudigkeit ihrer Geldelite deren Raubtierkapitalismus kaum geduldet – wie ja auch eine strenge Trust-Gesetzgebung die rabiaten Geschäftsmethoden der ganz Grossen eingrenzte. Einen mächtigen Ansporn bieten immer auch die Möglichkeiten zu Steuervermeidung und Steuerbefreiung, wenn Private Aufgaben übernehmen, die ansonsten der Staat übernehmen müsste. Doch solche fiskalischen Vorteile für wenige Begünstigte belasten gleichzeitig die übrigen Steuerzahler.

Die vielerorts angestrebte Public-private Partnership ist kaum zielführend, denn überall, wo sich Privates und Staatliches vermischen, gereicht dies beiden Bereichen zum Schaden. Ein warnendes Beispiel bildet die Stiftung



Finanzielles Polster: Warren Buffet, Bill Gates, Hansjörg Wyss, Sam Bankman-Fried, Jeff Bezos (v. l. n. r.).

Pro Juventute, die unter der Führung von Politikern über viele Jahre defizitär wirtschaftete und das Stiftungsvermögen verjubelte. Dasselbe triste Bild zeigt sich bei der von Lydia Welte-Escher gestifteten nationalen Kunststiftung, an deren finanzieller Ausstattung über Jahrzehnte Raubbau betrieben wurde. Der gute Wille allein genügt nicht: Weizenlieferungen in Gebiete mit prekärer Ernährungslage zerstören bäuerliche Existenzen, denn gratis ist immer noch

Beliebt ist auch die Strategie, gemeinnützig zu spenden, wenn das Unternehmen in Schieflage gerät.

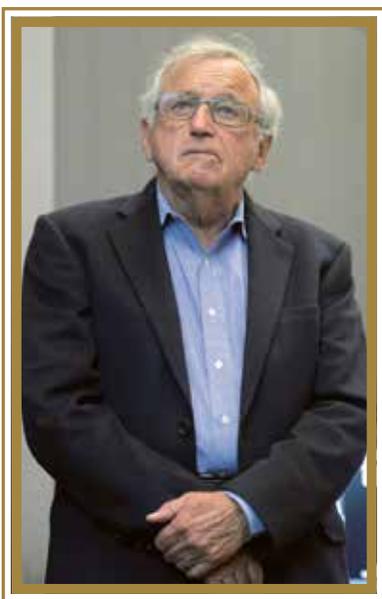
begehrter als billig. Selbst wenn wir die Wohltätigkeit im Kleinen versuchen, muss daraus nichts Gutes entstehen: Kleidersammlungen für Entwicklungsländer beispielsweise vernichten die lokale Textilindustrie.

Vollends fragwürdig erscheint die Charity, wie sie heute Showgrössen, Influencer, Youtuber und Tiktokker betreiben. Wer öffentlichkeitswirksam einem armen Teufel am Strassenrand bei laufender Kamera einen Hamburger schenkt, rechnet mit mehr Klicks und damit mehr Einnahmen, ohne zur Weltverbesserung beigetragen zu haben. Die wohltätigen Galas der High Society erfreuen sich zwar wegen der roten Teppiche, der raffinierten Garderobe und der Schlagzeilen in Hochglanzblättchen grosser Beliebtheit. Da solche Anlässe für die verwöhnten Teilnehmer aber teuer sind, fällt für den guten Zweck nur noch wenig ab. Die Bilanz lautet auch hier: Ziel verfehlt. Überdies ist es ungerecht, wenn sich Society-Ladys ohne Leistungsausweis als edle Spenderinnen und Halbhellige feiern lassen, während die Hausfrau, die mit Migrantenkinder aus der Nachbarschaft gratis Hausaufgaben löst, nie öffentlich gewürdigt wird.

Uni Zürich macht auf Hilfswerk

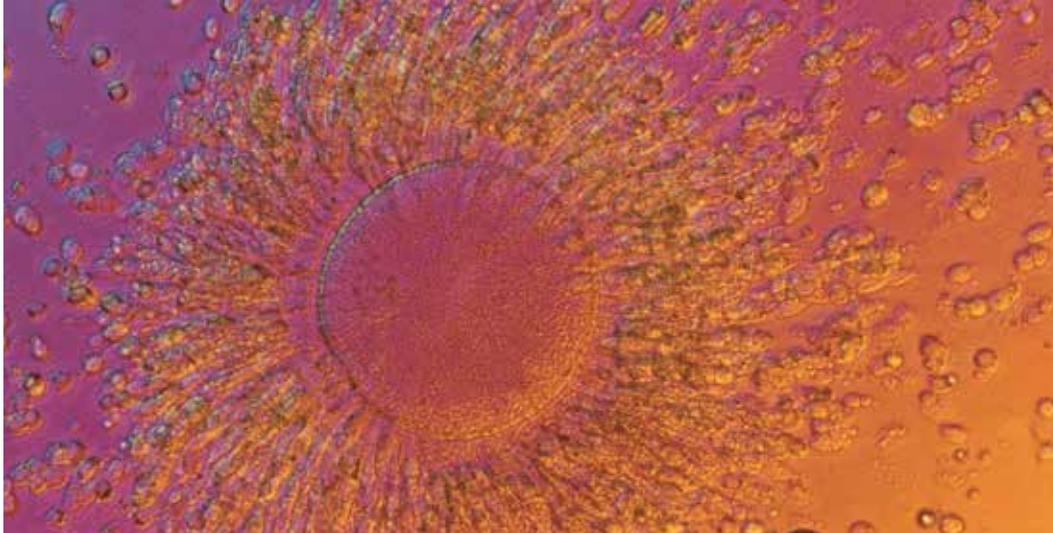
Beliebt ist auch die Strategie von Wirtschaftsgrössen, gemeinnützig zu spenden, wenn ihr Unternehmen oder ihr persönliches Prestige in Schieflage gerät. Hier gilt die verlässliche Grundregel: Je mehr die Chefs in den Teppichetagen von Gemeinnutz, Allgemeinwohl und gesellschaftlicher Verantwortung schwatzen, desto verheerender präsentieren sich die Bilanzen. Je unerbittlicher sich das Grounding der Swissair näherte, desto mehr spendete die Fluggesellschaft für SOS-Kinderdörfer. Der Schweizer Medtech-Unternehmer Hansjörg Wyss unterstützte eine Stiftung der Familie Clinton für die Gleichstellung der Frauen, wurde aber von einer Ex-Freundin und einer Mitarbeiterin sexueller Übergriffe beschuldigt.

Weil in den Adventstagen die Herzen und die Spenderhosen grösser werden, macht nun sogar Michael Schaeppman, Rektor der Universität Zürich, auf Hilfswerk: Er droht mit Klimawandel und Ernährungsunsicherheit, was sich aber mittels Spende an die Forschenden abwenden lasse. Sogar vor den vorweihnachtlichen Spendentöpfen der musizierenden Heilsarmee sei gewarnt. Dieser Kirchenkonzern mit einem Schweizer Immobilienbesitz im Wert von einer Viertelmilliarde kassiert im Zürcher Kreis 4 für das Einzelbett eines Sozialfalls in einem Doppelzimmer monatlich 4590 Franken. Bezahlt durch die Steuerzahler.



Leben als Kinderwunsch

Ich wäre auch gerne eine tolle Mutter, sagte sie.



Vielleicht, sagte ich, ist das Kind gar nicht das Problem, sondern der Typ.

Das Leben», las ich gestern bei Cormack McCarthy tief in der Nacht in den in letzter Zeit zunehmenden Momenten der Schlaflosigkeit, «tja, was soll man sagen? Es eignet sich nicht für jeden.» Das Leben, es stimmt schon, eignet sich nur für jene, die nicht allzu viel nachdenken, für Trinker, die noch nicht im Stadium des Zerfalls angekommen sind, für Mönche in Weltabgeschiedenheit, wahrscheinlich eignet es sich auch für Skrupellose und empathisch völlig Enthemmte. Für alle anderen ist es nicht so einfach.

Eines der Leben, die sich schwer zum Glücklichen eignen, ist jenes von Singlefrauen, die zwischen 37 und 43 Jahre alt sind. Bevor ich mich schlafen legte, hatte ich eine kennengelernt. Sie war weder hübsch noch hässlich, aber wie jede Frau hatte sie etwas Einzigartiges. Bei ihr war es die Stimme, sie hatte ein erotisches Timbre, und weil sie klug war, hätte man ihr stundenlang zuhören können.

Genau das ist mein Problem, sagte sie. All die Männer, die mich interessieren, hören mir nur zu, und jene, mit denen ich nichts anfangen kann, wollen mehr von meinem Mund und meiner Zunge als das Bilden von Sätzen. Nach dem dritten Glas Rotwein stieg ihr ihre Verzweiflung ins Hirn. Ich werde vierzig nächstes Jahr. Ich hab einen neuen weissen Audi A3, eine Eigentumswohnung, ich verdiene gut, ich hab schöne Brüste, ich bin nicht allzu kompliziert, ich bin offen für verschiedene Be-

ziehungsmodelle. Aber ich hab keinen Typen, und ich will ein Kind.

Vielleicht lernst du keinen Typen kennen, weil du allen Typen erzählst, dass du ein Kind willst, gab ich zu bedenken. Sie seufzte.

Ich sagte ihr, um ihr eine andere Sicht auf die Dinge zu öffnen, dass das mit dem Kind und dem Glück, das man sich davon erhofft, ein wenig romantisch verklärt sei. Sagte ihr, wie viele Väter und Mütter ich schon getroffen hätte, die in den diesbezüglich seltenen Stunden der Ehrlichkeit sich selbst gegenüber einräumten, dass sie das nicht mehr tun würden mit dem Kind, bei aller Liebe.

Weil es zu viel Selbstaufgabe bedeute, zu viel Sorgen- und Angstpotenzial besitze, all die Hektik, der Lärm, die Umtriebe, dieses Verhaftetsein in Elternstrukturen, all diese Gespräche über Kinderkleider, Babynahrung, und dann sind sie krank, das bedeutet die Verschärfung des Ausnahmezustandes. Dieser Irrwitz, etwas so sehr an sich zu binden, um es später loszulassen. Da ist nichts mehr mit Nachhausekommen und Ruhe, da ist nur Nachhausekommen, und die Arbeit fängt erst richtig an. Kinder, die ersten zehn Jahre zumindest, ist Leben im Extremzustand. Und dann kommt die Pubertät.

Ja, sagte sie, das ist Männerdenken, aber da ist auch das Schöne, das ist das Wunder des Entstehens, der Geburt, des Lebens, da ist die Liebe, die Zärtlichkeit, da ist die Er-

füllung eines biologischen Imperativs, verstehst du? Na ja, sagte ich. Du hast drei Kinder, Bahnerth, du liebst sie doch. Ja, so wie es mir irgend möglich ist. Und? Nichts und, es ist kompliziert. Ich habe das Glück, dass die Kinder tolle Mütter haben.

Ich wäre auch eine tolle Mutter, sagte sie. Vielleicht, sagte ich, ist das Kind gar nicht das Problem, sondern der Typ, brauchst du einen Typen, einen Mann? Einen, der schlechte Laune kriegt, wenn das Kind schreit? Der dich kaum mehr anfassen wird eines Tages, weil die Gewohnheit und der Kinderstress aus der Liebe eine Partnerschaft machen – wenn du Glück hast, eine zärtliche, wenn nicht, dann, tja? Du bist so negativ, Bahnerth. Ich nenne es lebensnah.

Ich will trotzdem ein Kind, sagte sie leise. Ich kenne da eine Lady in deinem Alter, sagte ich, die hat ihre Eizellen einfrieren lassen, seither ist sie ganz entspannt. Kommt der Richtige doch noch, braucht sie die Eizellen nicht. Kommt er nicht, besorgt sie sich von irgendwoher etwas Sperma und wird doch noch Mutter.

Ja, ich weiss, hab ich mir auch schon überlegt. Und? Vielleicht schenke ich mir das zum 40. Geburtstag. Draussen wurde langsam Tag und ich müde. Es spielt, dachte ich noch, keine Rolle, ob sich das Leben für einen eignet, leben muss man es trotzdem bis zum Ende. Immer, irgendwie, mit allem, ohne allem.

BRACK.CH

LIEFERT
VORFREUDE

Holen Sie
sich Ihr
Geschenk auf
[brack.ch/
weihnachten](http://brack.ch/weihnachten)



VIP-Spezialreise «Tansanias wilde Weite» Naturwunder am Kilimandscharo

Safaris, Pirschfahrten, Naturspaziergänge und Wildbeobachtungen: Auf unserer 13-tägigen Exkursion durch das wunderschöne Tansania im Osten Afrikas erleben wir alles, was eine wirkliche Traumreise ausmacht. Wir besuchen die Ureinwohner der Datoga und gehen auf die Jagd mit den letzten Buschmännern Ostafrikas. Zusätzlich haben Sie die Möglichkeit, die weissen Sandstrände der sagenhaften Gewürzinsel Sansibar individuell zu erkunden.

Erste Station ist unser Hotel im malerischen Städtchen Aruscha auf 1400 Metern Höhe, knapp 90 Kilometer südwestlich des Gipfels des Kilimandscharo-Massivs. Im Aruscha-Nationalpark brechen wir am nächsten Tag zur Wildtiersafari auf und lassen uns bei einem Naturspaziergang auf den Vulkan Meru und beim Picknick von der Flora und Fauna des Landes verzaubern. Weiter geht's zum Tarangire-Nationalpark, wo wir den Tag mit Wildbeobachtungen verbringen. Spätestens jetzt sind wir im Safari-Himmel angekommen.

Am fünften Reisetag begeben wir uns auf die Pirschfahrt zu den Sümpfen am Burungisee, einem Paradies für Wildtiere und unzählige Vogelarten. Der weltberühmte Serengeti-Nationalpark ist unser nächstes Ziel. Wir erreichen ihn auf dem Weg durch die abgelegene Ndotu-Region. Die weiten Savannen sind Heimat von Löwen, Leoparden, Geparden, Büffeln, Elefanten, Giraffen und Nashörnern – hier schlägt das Herz jedes Abenteuerreisenden höher.

Bereichert mit unvergesslichen Eindrücken setzen wir unsere faszinierende Reise fort.

Wir erleben die Olduvai-Schlucht, die als Wiege der Menschheit gilt, und besuchen ein Massai-Dorf. Der Besuch einer Boma, einer Hütte aus Holzpfählen, getrocknetem Kuhdung und Lehm, gehört zu den Höhepunkten unserer Exkursion. Ein Gastgeber gewährt uns Einblick in das Leben des traditionsreichen Urvolkes.

Wir erreichen das Ngorongoro-Schutzgebiet, das von der Unesco zum Weltkulturerbe ernannt wurde und als achties Weltwunder bezeichnet wird. Hier steigen wir hinab in den grössten Vulkankrater der Erde, wo ganzjährig 20 000 Tiere ihren Lebensraum finden. Am Eyasisee treffen wir auf das Hirtenvolk der Datoga sowie auf den Stamm der Hadza. Auf der Jagd mit den letzten Buschmännern Ostafrikas erfahren wir mehr über das Fährtenlesen und die Kraft der Heilpflanzen. Wir lassen uns inspirieren von der puren Lebensfreude unserer Gastgeber und der Kultur, die schon unsere Vorfahren vor Jahrtausenden prägte.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Tansanias wilde Weite»

Reisetermin:

- 23. Januar bis 4. Februar 2023

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Kilimandscharo–Zürich
- Alle Fahrten und Transfers
- 1 Übernachtung mit Abendessen im 4-Sterne-Hotel «Dorint Airport-Hotel Zürich»
- 11 Übernachtungen mit Frühstück in Hotels, Lodges oder Camps
- 10 Mittagessen und 11 Abendessen
- Ausflüge und Eintritte gemäss Programm
- Qualifizierte, deutschsprachende Reiseleitung

Preis (p. Pers. im DZ):

- Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 8070.–
- Für Nichtabonnenten: Fr. 8470.–
- Einzelzimmerzuschlag: Fr. 950.–

Verlängerungspaket «Sansibar»:

- Preis (p. Pers. im DZ): Fr. 1990.–
- Im Einzelzimmer: Fr. 2350.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch.

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

PERSONENKONTROLLE

Maurer, Guggisberg, Blocher, Holdener, Poulidor, Swenn-Larsson, Grings, Yakin, Camilla, Charles, Kerry, Maduro



Erster Triumph: Holdener.

Ueli Maurer, Obergärtner, wehrte sich während der Budgetdebatte gegen den Vorwurf des Berner SVP-Nationalrats **Lars Guggisberg**, die Verwaltung betreibe ein «Gärtlidenken» und blähe das Budget auf. Man solle doch einmal schauen, wie viele Vorstösse das Parlament gegen den Willen des Bundesrats annehme. «Sie pflegen das Gärtchen, und wir müssen es nachher begiessen», mahnte der Finanzminister seinen Parteikollegen. Der abtretende Bundesrat sieht es nicht gerne, wenn die Räte auf seinen mühsam gestalteten Beeten herumtrampeln. (hmo)

Christoph Blocher, Fussballmuffel, macht sich kaum Gedanken über die Weltmeisterschaft in Katar. Lieber feiert er mit seinen Getreuen das Dreissig-Jahre-Jubiläum des geschichtsträchtigen EWR-Neins des Schweizer Souveräns. Nämlich am Freitag, 2. Dezember, um 18 Uhr im «Schützenhaus Albisgüetli» in Zürich. Organisiert wird der Anlass durch die neue Vereinigung «Pro Schweiz», die Nachfolgeorganisation unter anderem der Auns. Da Blocher seine Festansprache erst nach der Begrüssung und dem Imbiss («Älplermagronen») halten wird, kollidiert sie mit dem wichtigen Spiel der Schweizer Nationalmannschaft gegen Serbien. Nach Blochers Worten sei im «Albisgüetli» eine Restübertragung des Matches vorgesehen, vernimmt man. Es ist aber unwahrscheinlich, dass der Alt-Bundesrat deswegen extra schneller sprechen wird. (odm)

Wendy Holdener, ewige Zweite. Sie galt als **Raymond Poulidor** des alpinen Skisports. Schon 106 Mal startete sie zu einem Weltcup-Slalom, dreissig Mal fuhr sie aufs Podest. Doch zum Sieg reichte es ihr noch nie – bis am vergangenen Sonntag. In Killington (USA) ver-



Flugangst: Camilla.

edelte die 29-jährige Schwyzerin ihre Karriere. Dass sie ihren Triumph mit der zeitgleichen Schwedin **Anna Swenn-Larsson** teilen musste, schmälert den Wert des Erfolgs in keiner Weise. Denn in diesem Fall gilt: Geteilte Freude ist doppelte Freude. (tre)

Inka Grings, Torsammlerin. Es ist eine Meldung, die im Schweizer Fussball hohe Erwartungen weckt: Die 44-jährige Deutsche übernimmt als Nationaltrainerin die Verantwortung für die Frauenauswahl. Mit Grings kommt eine Persönlichkeit, die als Trainerin des FC Zürich alles erreicht hat, was es zu erreichen gibt – und die als Fussballerin tiefe Spuren hinterlassen hat: Als sie zwischen 2011 und 2013 für den FCZ stürmte, schoss sie in 31 Spielen sagenhafte 55 Tore. Da kann nicht einmal **Murat Yakin**, der Headcoach der Männerequipe, mithalten. (tre)

Camilla, Ex-Rottweiler, wäre fast in die Geschichte eingegangen – als am kürzesten amtierende Königsgattin. Beim Rückflug von einem Spa-Aufenthalt in Indien fiel nach einem Vogelschlag ein Triebwerk aus. Der Vorfall dürfte ein Problem verschlimmert haben: Die Frau von **König Charles** hat Flugangst. Nicht ideal, wenn sie mit ihrem Mann Untertanen auf der ganzen Welt besuchen muss. (ky)

John Kerry, Klima-Zar, hat sich fünfzehn Millionen Dollar entgehen lassen. So hoch ist das Kopfgeld Washingtons auf Venezuelas Diktator **Nicolás Maduro** – den der US-Umweltbeauftragte an Klimagipfel in Ägypten traf, aber nicht festnahm. Maduro ist wieder gefragter Partner, seit die USA jeden Tropfen Öl brauchen. Venezuela sitzt auf 18 Prozent der Weltvorkommen. (ky)

Lobby für Atomwaffen-Verbotsvertrag

Die beiden früheren SP-Bundesrätinnen Dreifuss und Calmy-Rey bauen mit gütiger Mithilfe der Tamedia und gewisser NGOs Druck auf, damit die Schweiz den Vertrag zum Verbot der Atomwaffen unterzeichnet. Unser neutraler Staat hat dies bislang zu Recht nicht getan und sich in der Uno der Stimme enthalten.

Schon 1950 forderte der kommunistische «Weltfriedensrat» ein Verbot aller Atomwaffen. Der Bundesrat sah dies anders und wollte 1957 sogar die Schweizer Armee mit Atomwaffen ausrüsten. Was aber im Volk kaum mehrheitsfähig gewesen wäre. Andererseits verwarf der Souverän 1962 eine Atomwaffenverbots-Initiative mit 62,2 Prozent der Stimmen deutlich. Auch das Verdikt der Stände fiel mit 17,5 vernichtend aus.

Die Linken machten in der Folge immer wieder Druck für das Verbot von Atomwaffen. Sie hatten mit der von ihnen betriebenen Ächtung der Atomwaffen auch



Altes falsches Anliegen: Calmy-Rey.

die friedliche Nutzung der Atomenergie im Visier. Die Atommächte und die meisten Staaten der EU sowie der Nato lehnen ein solches Verbot ab. Denn Atomwaffen spielen in ihrem Konzept der Abschreckung nach wie vor eine entscheidende Rolle. Auch gibt es die These, dass Atomwaffen gerade wegen ihrer entsetzlichen Wirkung die Welt zu einem friedlicheren Ort gemacht haben.

Hingegen hat unser Land den Atomwaffensperrvertrag unterschrieben, welcher der Schweiz den Erwerb, die Herstellung und die Lagerung von Atomwaffen verbietet. Die Nutzung der Kerntechnologie für friedliche Zwecke ist indessen ausdrücklich erlaubt. Darum beschloss der Bundesrat 2006 in einer streng geheimen Sitzung, von der Bundesanwaltschaft sichergestellte Akten der Familie Tinner (und damit der pakistanischen Atombewaffnung) nicht an die USA auszuliefern, sondern vollständig zu vernichten. *Christoph Mörgeli*

MÖRGELI

China hui, Schweiz pfui!

Unsere Medien fiebern förmlich mit all jenen Menschen mit, die in China gegen die strenge Pandemiepolitik der Regierung auf die Strasse gehen. Sie beben vor Freude und finden es grossartig: Im fernen Land der Mitte werden die Demonstrationen immer zahlreicher. Die Proteste bringen den Unmut gegen das Regime des allmächtigen Xi Jinping lautstark zum Ausdruck. Alles schön und gut. Es ist tatsächlich höchst unerfreulich, wenn dieser autoritäre Staatschef seine Bevölkerung bei jedem lokalen Neuausbruch von Covid-19 in den Wohnungen einsperrt. Und die Wirtschaft lahmlegt. Und eine neue Armut riskiert.

Nur stellt sich die Frage: Wo blieb eigentlich hierzulande die Kritik der Journalisten, als unsere Behörden strenge Lockdowns befahlen? Inklusiv Schliessung der Schulen, der meisten Läden und Dienstleistungsbetriebe, der Gaststätten, Kirchen, Skipisten und Freizeitbetriebe? Welche Medien nahmen unseren Bundesrat in die Mangel, als er das öffentliche Leben massiv einschränkte, viele Grundrechte ausser Kraft setzte, die Landesgrenzen schloss und ohne Parlament und Volk über alle Stufen durchregierte?

Wo blieb der mediale Aufschrei, als die Bürgerinnen und Bürger aufgefordert wurden, zu Hause zu bleiben? So gut wie kein Pieps war bei uns in jenen Blättern zu vernehmen, die jetzt die protestierenden Chinesen so euphorisch feiern. Im Gegenteil: Wer sich hierzulande den obrigkeitlichen Zwangsmassnahmen widersetzte, wer für seine Rechte demonstrierte und trotz Versammlungsverbot auf die Strasse ging, wurde von den Medien als Ignorant, Corona-Leugner, Ketzer, Aufwiegler oder Verschwörungstheoretiker gebrandmarkt.

Dafür jubelten unsere öffentlich-rechtlichen wie die privaten Medien stets aufs Neue jenen wissenschaftlichen und politischen Koryphäen zu, die immer noch mehr obrigkeitliche Anti-Covid-Befehle forderten. Das Wort «Diktatur» ist für China erlaubt. Bei uns war es aber unstatthaft. Hier wurden selbst Satiriker fertig gemacht, die sich gegen die Massnahmen wehrten. Denn in der Schweiz schießt man sogar auf Spassvögel.

Christoph Mörgeli

Sie machen einfach weiter, als sei nichts gewesen

Ein *Spiegel*-Kolumnist verurteilt wiederholt Impfunwillige. Auch jetzt noch. Und er ist kein Einzelfall.

Marcus Klöckner

Für diesen Satz möchte ich mich nicht entschuldigen.» Das schreibt *Spiegel*-Kolumnist Nikolaus Blome in seiner aktuellen Kolumne. Die Aussage bezieht sich auf ein Zitat von ihm, getätigt im Dezember 2020. Er schrieb damals: «Ich hingegen möchte an dieser Stelle ausdrücklich um gesellschaftliche Nachteile für all jene ersuchen, die freiwillig auf eine Impfung verzichten. Möge die gesamte Republik mit dem Finger auf sie zeigen.» Dieser Satz – «Möge die gesamte Republik mit dem Finger auf sie zeigen» – zeigt wie unter einem Brennglas, welch eine enorme sprachliche Gewalt Menschen entgegenschlug, die nicht bereit waren, sich die neuartigen «Stoffe» spritzen zu lassen.

Wir Journalisten stehen jeden Tag vor der Aufgabe, unsere Sprache sorgfältig zu wählen. Wir führen mit der Sprache eines der schärfsten Schwerter, die es gibt. Sprache kann bis ins Mark schneiden. Der Grat zwischen «angebracht scharf formuliert» und «es zu weit treiben» ist schmal. Blome weiss das. Er ist ein erfahrener Journalist. Er hat zum Schwert gegriffen und damit zugeschlagen. Im November 2021 legte Blome nach: «Wehe, wenn die Geimpften jetzt zornig werden», war in seiner Kolumne zu lesen. «Was dann?», möchte ich Blome fragen. «Was war in Ihrer Fantasie zu sehen?» Der Lynchmob, der die Ungeimpften mit Knüppeln durch die Strassen zum Impfzentrum prügelt? Der Übergang von sprachlicher zur physischen Gewalt ist oft fliessend. Journalistische Verantwortung? Auch von der *Spiegel*-Redaktion, die diesem Text grünes Licht gegeben hat? Wo war diese?

«Hier ein Piks, da eine Bratwurst»

Seit Bestehen der Bundesrepublik wurde keine Gruppe von Menschen so offen drangsaliert, ausgegrenzt und in ihrem Sein als Menschen entwertet wie die Ungeimpften. Ein körperliches Merkmal – Impfstoff vorhanden? – diente Eliten, aber auch einfachen Bürgern zur Projektion einer – ja, so ist das zu nennen! – faschistoiden Haltung. Dabei wird immer deutlicher sichtbar, wovor die Kritiker warnten: Die Impfung, die wie ein lustiges Happening inszeniert wurde – «Komm, hier ein Piks und da eine Bratwurst!» –,

hat Menschen schwer geschädigt, Todesfälle im möglichen Zusammenhang mit der Impfung werden gemeldet. Einige Akteure haben es gewagt, sich über die körperliche Souveränität der einzelnen Bürger zu stellen.

Blome hätte gut daran getan, in seiner aktuellen Kolumne nicht noch einen obendrauf zu setzen. Stattdessen sieht er sich im Recht. Nicht, dass eine Aussage wie: «Ich bitte um Entschuldigung» etwas an dem ändern würde, was Mitbürgern angetan wurde. Aber, wenn aufrichtig und ernst gemeint, wäre das zumindest ein erster kleiner Schritt in die richtige Richtung. So muss davon ausgegangen werden, dass Blome bei der nächsten Pandemie weitermacht. Nur, was er und viele andere, die die Gesellschaft gespalten haben, wohl noch nicht erkennen: Es gibt einen Schrei nach Aufarbeitung des Corona-Unrechts – und der wird immer lauter!

Marcus Klöckner und Jens Wernicke: «Möge die gesamte Republik mit dem Finger auf sie zeigen». Das Corona-Unrecht und seine Täter. Rubikon. 208 S., Fr. 31.90

liebe ist...



... alles, was ich mir zu
Weihnachten wünsche.

Glatt, Glättli, Glätteisen

Stellen wir uns vor, Simonetta Sommaruga hätte uns verboten, Bügeleisen zu benutzen. So wie Guy Parmelin.



Zwei Jahrzehnte lang gab es in der Schweiz keine halbwegs ernstzunehmende Energiedebatte mehr. Putin – und niemand sonst – hat jetzt das ganze System unter Druck gesetzt.

Die Parteien hyperventilieren. Jede Menge Professoren beginnen irgendwelche Papierli zu produzieren. Und der Bundesrat will uns Netflix und das Bügeleisen verbieten.

Der ganze Wahnsinn hat System.

Bundesamt für Energie: Das Bundesamt für Energie ist ein Walliser Wasserkraft-Stübli. Kleinere und grössere Wasserkraftwerke, die schwergewichtig Sommerstrom produzieren, wurden übersubventioniert. Obwohl wir zu viel Sommerstrom haben. Bis Mitte dieses Jahres bekämpfte das Bundesamt alpine Freiflächenanlagen, die immerhin die Hälfte des Stroms im Winter produzieren.

25 Milliarden Kilowattstunden Winterenergie: Wir müssen so schnell wie möglich drei Ziele erreichen. Erstens den Tag-und-Nacht-Ausgleich sicherstellen. Zweitens genügend Strom für Elektroautos und Wärmepumpen produzieren. Und drittens die Atomkraftwerke abstellen. Das ist keine Raketen-Wissenschaft, weil wir drei Trümpfe haben: erstens die Wasserkraft. Zweitens die Speicherseen. Und drittens die zwei modernsten Pumpspeicherwerke in Europa.

Solare Nebelbank-Indianer: Im Winter legen sich Nebelbänke über das Schweizer Mittelland. Viele Menschen werden leicht schwermütig. Und die Solarzellen auf den Dächern stellen wegen des Nebels noch weniger Strom

her. Wissenschaftlich belegt: Vier Solarpanels produzieren in den Mittelland-Nebelbänken gleich viel Strom wie eine Solarzelle oberhalb von 2000 Metern über Meer. Die Produktion eines Solarpanels verbraucht Energie und Ressourcen. Viermal weniger, wenn man sie am richtigen Ort aufstellt. Trotzdem wollen unsere Nebelbank-Indianer das Mittelland mit Solarpanels vollpflastern. So verhindern sie den schnellen ökologischen Umbau. Und bringen gleichzeitig den Bau neuer Atomkraftwerke voran.

Stromfresser-Gesetz: Elektroautos brauchen Strom. Luft-Wärmepumpen benötigen Strom.

Wird der neue Energieminister, wird Albert Rösti in der Lage sein, das seiner Basis zu erklären?

Wer diesen Strom vorübergehend mit Öl oder Gas produziert, weil sich der Bau von Solarpanels in den Alpen etwas verzögert, muss Wärmekraft-Koppelungen installieren. Diese weisen heute einen elektrischen Wirkungsgrad von 40 Prozent auf. Weitere 50 Prozent der Kilowattstunden kann man als Wärme auskoppeln. Man kitzelt so aus dem gleichen Liter Diesel 150 bis 200 Prozent mehr Kilowattstunden heraus. Wird der neue Energieminister, wird Albert Rösti in der Lage sein, das seiner Basis zu erklären?

Swissgrid: Swissgrid ist so versifft wie das Bundesamt für Energie. Beide bringen die matchentscheidenden Projekte nicht auf die Reihe. Nicht einmal der Strom, den das Pump-

speicherwerk Nant de Drance produziert, kann ins Netz eingespeist werden. Obwohl der Bundesrat – diesmal mittels Notrecht – der Erhöhung der Gemmileitung von 220 kV auf 380 kV zugestimmt hat. Die Schweiz braucht für den Westen der Schweiz eine neue Strom-Neat, die Bickigen über Chippis und Mörel mit Italien verbindet. Schnell bauen kann man diese nur, wenn die Gleichstromleitungen in Mikrotunnels verlegt werden. So wie dies zwischen Oberwald und Innertkirchen vorgesehen ist. Nach meiner Meinung müssen Ruedi Noser und Beat Rieder noch einmal antreten.

Meloni: Die Kosten für eine Kilowattstunde Strom aus Wasserkraft liegen zwischen 4 und 7 Rappen. Die Axpo hat sich so verspekuliert, dass der grösste Stromproduzent der Schweiz diese Kilowattstunde nicht für 75 Rappen verkaufen kann und will. Die Axpo befürchtet den Ausfall eines ihrer Atomkraftwerke. Falls diese nicht durchhalten sollten, will Meloni die Kriegsgewinne zu 50 Prozent abschöpfen. Der Bundesrat lässt uns alle bluten.

Parmelin will das gewaltige Potenzial der bestehenden Notstrom-Aggregate nicht nutzen. Obwohl ihm Markus Blocher dazu geraten hat. Stattdessen sollen wir aufs Bügeleisen verzichten. Und Balthasar Glättli vergeigt nicht nur die Bundesratswahlen.

Die Wahrheit: Es kann nur besser werden.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Muss man sich vor China fürchten?

Nein, China ist keine kriegerische Macht, sondern dehnt wie zu alten Zeiten seinen Handel aus. Der Westen kann seine Interessen verteidigen.

Hans Boller

Der russische Angriff auf die Ukraine markiert eine Zäsur in der geopolitischen Entwicklung seit dem Zweiten Weltkrieg. Nach der Beilegung der kriegerischen Auseinandersetzungen in Ex-Jugoslawien hielt man einen auf breiter Front geführten konventionellen militärischen Angriff auf ein europäisches Land nicht mehr für möglich. Russland hat uns in eine überwunden geglaubte Situation zurückgeholt.

China hat zu Beginn des Krieges eine ambivalente Position eingenommen, weil es mit beiden Konfliktparteien enge und vielfältige Beziehungen unterhält und strategische Interessen wahrnimmt. Zwar haben etwa die beiden wichtigen, chinesisch dominierten Banken AIIB und die internationale Brics-Bank ihre Aktivitäten in Russland eingestellt und tragen damit einen Teil der Sanktionen mit. Auch andere chinesische Unternehmen haben rasch reagiert.

Zwingende Rückkehr zur Diplomatie

Gleichzeitig aber hat sich China, zusammen mit Indien, bei der Uno-Abstimmung zur Verurteilung der russischen Aggression der Stimme enthalten und betont, dass die legitimen Sicherheitsinteressen aller Länder zu berücksichtigen seien; ein kaum verhüllter Hinweis darauf, dass diese durch den Westen mit der Nato-Osterweiterung gegenüber Russland missachtet worden seien. Die Rückkehr zur Diplomatie ist zwingend, um die Dynamik der Eskalation von

Drohung und Gewalt, zu der auch Sanktionen gehören, unter denen vor allem die einfache Bevölkerung leidet, zu brechen.

Mit Bezug auf China ist eine Rückkehr zur Diplomatie auf dem G-20-Gipfel in Bali Mitte November zumindest ansatzweise erfolgt. Nachdem der Westen, angeführt von den USA und der Nato, reflexartig China an die Seite des russischen Aggressors gestellt und eine globale Auseinandersetzung, ja einen eigentlichen Showdown zwischen Demokratien und Autokratien konstruiert hatte, sind sich Joe Biden und Xi Jinping bei ihrer ersten Begegnung als Präsidenten ihrer Länder in einer offenen Aussprache in wichtigen Punkten nähergekommen. Natürlich betonte Biden, von der weltpolitischen Führungsrolle durch die USA nicht abrücken zu wollen, gleichzeitig hätten die USA aber auch nicht die Absicht, China in seiner Entwicklung zu behindern, einzudämmen oder eine Systemänderung herbeizuführen. Und Xi versicherte seinerseits, an der bestehenden internationalen Ordnung festzuhalten und die USA nicht verdrängen oder gar ersetzen zu wollen. Er erachte im Übrigen die Welt für gross genug, dass beide Staaten sich darin entfalten könnten, solange sie die Kerninteressen des jeweils anderen respektierten. Eine US-Intervention in Taiwan, welcher Art auch immer, würde jedoch die elementarsten Sicherheitsinteressen, in diesem Fall «den Kern der Kerninteressen Chinas», verletzen und würde vom chinesischen Volk aufs entschiedenste zurückgewiesen werden.

Mit diesen, von den Präsidenten der zwei mächtigsten Nationen vorgetragenen, sorgfältig kalibrierten Positionsbezügen hat die Welt nach einem längeren Unterbruch wieder unmittelbar Einblick erhalten in die aktuelle geopolitische Lage, in einer authentischen Momentaufnahme sozusagen. Die Anliegen des Westens sind uns dabei vertraut. Sie bestimmen in unseren Breitengraden mit Schlüsselbegriffen wie «Menschenrechte», «Demokratie», «Rechtsstaat», aber auch mit Codes wie «regelbasierte internationale Ordnung» die veröffentlichte Meinung. Sehr viel lückenhafter ist dagegen unser Wissen über Chinas Intentionen. Vieles

wird kolportiert oder unterstellt, aber an soliden Kenntnissen über die zum Teil jahrtausendealten gesellschaftlichen und kulturellen Triebkräfte des Reichs der Mitte mangelt es, obwohl gerade sie manchen Fingerzeig liefern könnten, in welche Richtung die Entwicklung gehen kann.

Chinas Menschenrechtsbilanz

Strebt China die Hegemonie in Asien oder gar in der ganzen Welt an, wie der Westen argwöhnt, oder will es einfach in seiner Eigenart als sozialistisches Land, angeführt von der Kommunistischen Partei, mit eigenen Werten und Traditionen als gleichberechtigter Partner respektiert werden, wie es selbst geltend macht?

Ein Thema, das in der Auseinandersetzung mit China allgegenwärtig ist und in den jeweiligen Zuspitzungen die schärfsten Kontroversen auslöst, sind die Menschenrechte. Wir im Westen rühmen uns, die Bedürfnisse und die Entfaltung des Individuums seit der Aufklärung in den Mittelpunkt unserer Überlegungen zu Staat und Gesellschaft gestellt zu haben. Und wir sind zu Recht stolz darauf. Die Ermächtigung des Individuums zum eigenen Denken, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, wie Kant es formuliert hat, ermöglichte unter anderem die industrielle Revolution, die Europa zu nie da gewesener wirtschaftlicher Blüte und schliesslich, im Laufe des 19. Jahrhunderts, zur Welt Herrschaft geführt hat.



Erinnerung an die Ursprünge.





Der völkerrechtliche Menschenrechtsgedanke erhielt seinen ersten formellen, allerdings rechtlich noch nicht bindenden Ausdruck nach dem Zweiten Weltkrieg in der Uno-Menschenrechts-erklärung von 1948, wurde aber später, 1966, in den sogenannten internationalen Pakten I und II auf ein rechtlich verbindliches Niveau gehoben. Pakt I listet die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechte auf, während Pakt II die bürgerlichen und politischen Rechte festhält.

Warum ist das in unserem Zusammenhang von Belang? Vor allem deshalb, weil sich der Westen heute praktisch nur noch auf den Pakt II beruft und bürgerlich-politische Rechte wie Meinungsäußerungs- und Versammlungsfreiheit sowie demokratische Mitsprache herausstreicht, während China an einer strikten Reihenfolge festhält und den Pakt I im eigenen Land, aber auch in den Entwicklungsländern für absolut vorrangig hält. Rechte auf Ernährung, Bekleidung und Unterbringung, sodann auf Bildung und Teilhabe am kulturellen Leben seien überhaupt die Grundvoraussetzungen für jedes menschenwürdige Dasein, das sich im Übrigen nur in einem friedlichen und stabilen Umfeld entfalten könne. Die Rechte «im Überbau», wie etwa freie Meinungsäußerung, könnten später ausgebaut werden. Materielle Sicherstellung komme vor dem Recht, die eigene Regierung zu kritisieren.

In der westlichen Presse spiegelt sich das so, dass fast jeder prominentere chinesische Dis-

sident und jede Menschenrechtsaktivistin seine respektive ihre Bühne erhält und auf ungeteilte Solidarität zählen darf. Dem armen Bauern im chinesischen Landesinnern, der endlich ein würdiges Zuhause bekommen hat, wird dagegen kaum Beachtung geschenkt. Eine ausgeglichene, auf Pakt I und II ausgerichtete Sichtweise würde die Menschenrechtsbilanz Chinas massiv verändern, selbst wenn wir Hunderte von Dissidentinnen berücksichtigen würden. Im vergangenen Jahr hat China den Sieg über die extreme Armut vermeldet. In der Menschenrechtsbilanz wären das dann rund 800 Millionen positive Fälle gemäss Pakt I. Das haben wir in unseren Medien kaum je so gelesen.

Heuchlerischer Westen

Diese unterschiedlichen Prioritätensetzungen beziehungsweise das Beharren auf einer Reihenfolge bei der Einlösung von fundamentalen Menschenrechten basieren auf andersartigen kulturellen und philosophischen Traditionen, auf die wir noch zurückkommen werden. Sie treten aber deutlich hervor, wenn zu Themen wie Hongkong oder Xinjiang, aber auch in Auseinandersetzungen über Chinas globale Strategie die Meinungen aufeinanderprallen. Im eigenen Land, in Hongkong oder in Xinjiang setzt die Zentralregierung ganz auf Sicherheit und Stabilität, während der Westen für die Bewohnerinnen Freiheit und demokratische Mit-

sprache fordert – im Fall Hongkongs übrigens ziemlich heuchlerisch, da die Briten während ihrer 150-jährigen Herrschaft dort keinerlei demokratische Mitbestimmung zugelassen hatten. Interessanterweise entwickelte sich Hongkong trotzdem zum Kronjuwel im britischen Commonwealth.

Epochaler Wandel

Da stellt sich auch die Frage, unter welchen Systembedingungen sich China optimal entwickeln kann. Damit sind wir beim Thema, was denn eigentlich diesen epochalen Aufstieg über die letzten vierzig Jahre ermöglicht hat, in dessen Verlauf China zur Weltspitze aufschliessen konnte. Ob als Nummer zwei oder bereits als Nummer eins mag noch auf der symbolischen Ebene eine gewisse Rolle spielen. China sieht

China sieht sich gerne als Nummer zwei, weil es seinem Image dient.

sich gerne als Nummer zwei, weil es seinem Image als Interessenvertreter der Entwicklungsländer dient, während die USA enorme Mühe bekunden, auf den Titel «allein verbliebene Supermacht» zu verzichten. Rang 1 für die USA und Rang 2 für China macht sozusagen beide noch glücklich. Wäre da nicht die Dynamik im Reich der Mitte, die neue Fakten schaffen wird, die entsprechend einer neuen Beurteilung bedürfen werden.

Aber eben: Was hat diesen epochalen Wandel herbeigeführt? Seit einiger Zeit spricht auch die EU von «Systemrivalität». Aber welche Systeme stehen sich da eigentlich im Wettbewerb gegenüber? Unser eigenes glauben wir zu kennen: soziale Marktwirtschaft im Rahmen einer bürgerlich-liberalen Gesellschaft. Die systemischen Bedingungen in China zu benennen, fällt uns schon bedeutend schwerer. Bei Ideologen ist der Gegensatz Kapitalismus/Kommunismus immer noch beliebt. Andere sind vorsichtiger geworden und stellen fest, dass die chinesische Realität mit rigider kommunistischer Planwirtschaft nicht mehr viel zu tun hat.

Auf einen kurzen Nenner gebracht, kann man das heutige Wirtschaftssystem in China als marktwirtschaftlichen Sozialismus oder sozialistische Marktwirtschaft bezeichnen. Es ist, wie erwähnt, definitiv nicht mehr die sowjetische Planwirtschaft. Seit Deng Xiaoping Ende 1978 die Reform- und Öffnungspolitik ausgerufen hat, ist ausgiebig experimentiert und Marktkräften immer mehr Spielraum zugestanden worden, zunächst im damals noch wichtigsten Sektor, in der Landwirtschaft. Wenn das Plansoll erfüllt war, durften die Bauern ihre Produkte auf dem Markt verkaufen.

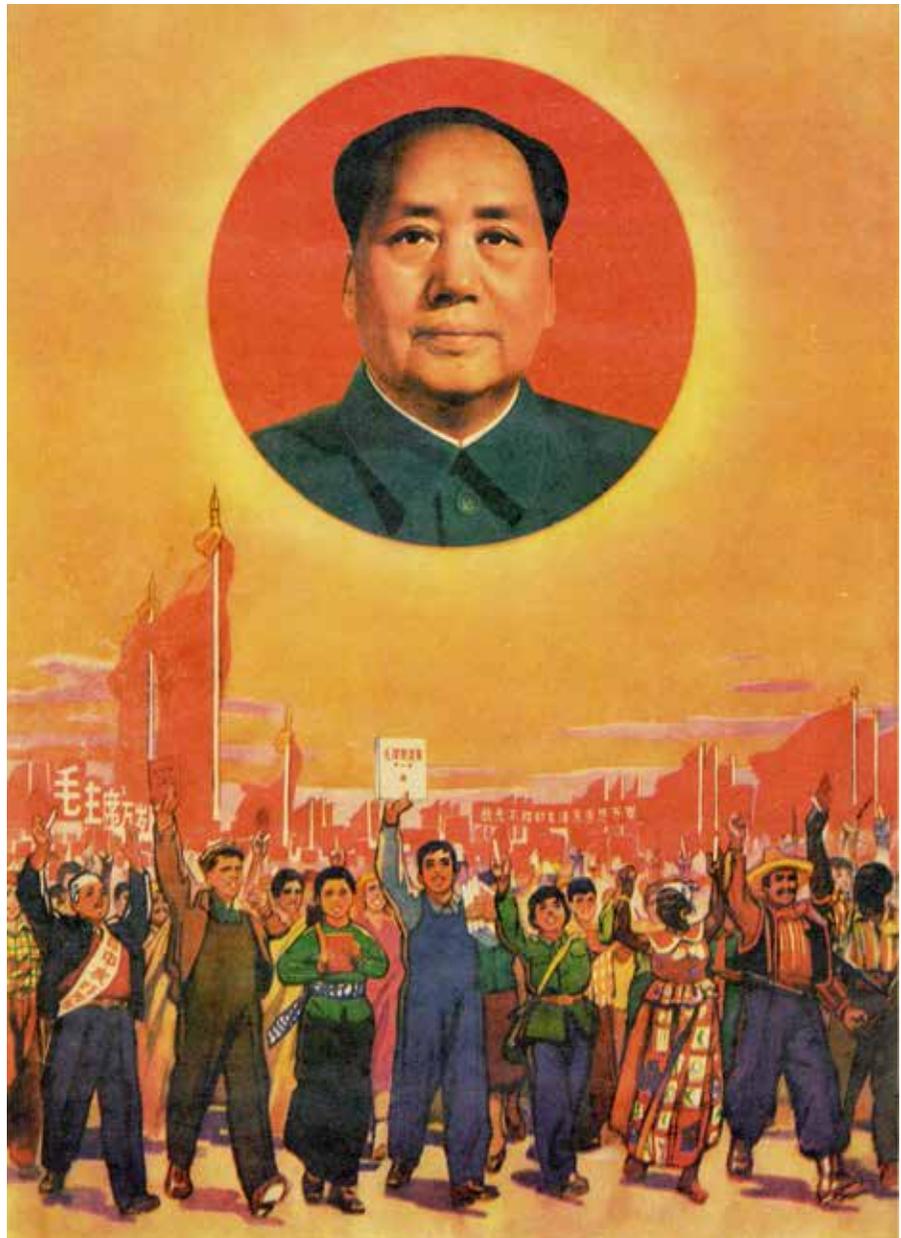
Von den maoistischen Volkskommunen verabschiedete man sich zügig und kehrte zu we-

niger rigiden Organisationsformen des ländlichen Lebens zurück, die den einzelnen Bauern viel mehr Möglichkeiten eröffneten. Die Präsidenten Jiang Zemin und Hu Jintao haben dann die Reformen entscheidend vorangetrieben und der Marktwirtschaft endgültig zum Durchbruch verholfen. In den entscheidenden Parteidokumenten heisst es nun, dass der Markt für die Allokation knapper Ressourcen zuständig sein solle, und in der real existierenden Praxis wird dem auch eifrig nachgelebt, weil es den Chinesen entspricht. Sie reagieren, eher mehr noch als wir, auf materielle Anreize.

Armut und Mangel im Sozialismus

Bedeutet das jetzt, dass China schleichend die Metamorphose zum Kapitalismus vollzogen hat? Der Begriff aus der Zoologie ist zwar im Kontext der chinesischen Philosophie reizvoll, da sie alles Sein grundsätzlich als im Wandel begriffen erklärt, hier jedoch trifft er die Realität nicht. Zwar sprechen renommierte westliche Ökonomen neuerdings locker vom «chinesischen Staatskapitalismus»; es ist jedoch anzunehmen, dass dies nicht das Resultat einer tiefgreifenden Analyse der chinesischen Entwicklung ist, sondern eher einen fast banalen Grund hat. China hat über die letzten vierzig Jahre einen präzedenzlosen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt und hat praktisch zur globalen Führungsmacht aufgeschlossen. Das kann der westlich geprägte Intellekt – und aufgrund der historischen Erfahrung sogar zu Recht – schlicht nicht mit Sozialismus in Verbindung bringen, auch nicht mit einem marktwirtschaftlichen. Sozialismus war bis anhin quasi Synonym für Armut und Mangel, Nivellierung nach unten. Man erinnert sich an den früheren Witz: «Was passiert, wenn man in der Sahara den Sozialismus einführt? – Dann wird der Sand knapp.» Nun belehren uns die Chinesen eines Besseren.

Wenn trotzdem noch einer auf dem Nachweis bestünde, dass China immer noch ein sozialistischer Staat ist: Es wäre ein Leichtes. China ist ein Einparteiensstaat (auch wenn es noch ein paar sogenannte demokratische Parteien gibt). «Die Partei, die Regierung, die Armee, das Volk, die Schulen, den Osten, den Westen, den Norden, die Mitte, die Partei führt alles», formulierte es Xi Jinping. Die Partei, immerhin ein Apparat mit 97 Millionen Mitgliedern, organisiert durch die bekannten sozialistischen Institutionen Zentralkomitee und Politbüro, bestimmt den generellen Kurs der Entwicklung des Landes, «kontrolliert die Gewehre», die Staatsmacht und die Finanzen, die immer noch wichtigen Staatsbetriebe, Letztere wieder vermehrt. Ganz zentral ist ferner das sozialistische Bodenrecht. In China befindet sich kein Quadratmeter Land in Privateigentum. Und zu guter Letzt ist der Marxismus absolut unbestrittene Staatsideologie.



Metamorphose zum Kapitalismus? Mao Zedong.

Hier ist allerdings die wichtige Ergänzung anzubringen, dass es sich um die sinisierte Variante des Marxismus handelt. Was wir heute als Sino-Marxismus bezeichnen, hat von Anfang an die spezifisch chinesischen Bedingungen ins Zentrum aller Überlegungen und Entscheidungen gerückt. Schon Mao musste erkennen, dass nicht das städtische Proletariat seine Revolution anführen konnte, dazu war es zahlenmässig viel zu schwach und zu elend, sondern die Bauernmassen auf dem Land. Das war eine fundamentale Abweichung vom sowjetischen Konzept. Zudem wurde der Marxismus von Anbeginn als Methode der Analyse und des praktischen Handelns verstanden und nicht als unveränderliche dogmatische Denkvorgabe. Und schliesslich gilt es, anzumerken, dass der so verstandene Marxismus mit den Komponenten «dialektischer und historischer Materialismus», «Politökonomie» und «wissenschaftlicher Sozialismus» grosse Affinitäten mit alten chinesischen

Denktraditionen hat, auf die wir noch zurückkommen werden und die die Übernahme des Marxismus ungemein erleichterten. Dabei manifestiert sich auf dem Gebiet des politphilosophischen Denkens eine Rückbesinnung auf sich selbst unter neuen, sich verändernden Bedingungen.

Eisenbahnlinien, Häfen, Pipelines

Ein weiteres Themenfeld, in dem sich ähnliche Tendenzen ausmachen lassen, sind die Öffnung nach aussen und der wirtschaftliche und politische Austausch mit der Welt, am deutlichsten sichtbar bei der sogenannten Neuen Seidenstrasse. Von seinen Dimensionen her ist dieses Unterfangen wohl das umfassendste und ambitionierteste, das die Menschheit je gesehen hat. Auch als «Belt and Road Initiative» (BRI) bekannt, setzt es sich zum Ziel, die beteiligten Länder und Regionen mit Strassen, Eisenbahnlinien, Häfen, Pipelines und ande-

ren Infrastrukturanlagen so zu vernetzen, dass sie ihr wirtschaftliches Potenzial nutzen und den Handel mit dem Rest der Welt in Angriff nehmen können. Aus chinesischer Sicht als Win-win-Entwicklungsprojekt deklariert, umfasst die BRI mittlerweile Handelskorridore, Verbindungen und Stützpunkte in über 130 Ländern. Letztlich ist es als weltumspannendes Netzwerk konzipiert, offen für alle. Und da es seit 2013 von China aus initiiert, organisiert

Die allgemeine Stossrichtung zielt auf die Entwicklung zurückgebliebener Regionen ab.

und weitgehend auch vorfinanziert wird, verwundert es nicht, dass China selbst den grössten Nutzen daraus zieht. Aber auch die teilnehmenden Staaten können profitieren, wenn sie es richtig anstellen. Sie handeln freiwillig und wägen sorgfältig Vor- und Nachteile ab.

Die EU hatte Bedenken

Ein Beispiel, das auch immer wieder gern zitiert wird, ist der Hafen von Piräus in Griechenland. Die EU hatte Bedenken, dass hier China an der europäischen Peripherie übermässig an Einfluss gewinnt, während die USA das Nato-Mitglied Griechenland ernsthaft davor warnten, wichtige Infrastruktur in chinesische Hände zu geben. Fakt ist, dass es die griechische Regierung unter Premier Tsipras war, die, sogar zur Verwunderung Pekings, die Idee vortrug, China an der Erneuerung der Hafenanlage und der angrenzenden Bahnlinie zu beteiligen, nachdem Brüssel, Frankfurt und der Internationale Währungsfonds (IWF) neue Investitionen abgelehnt hatten. Heute blüht der Hafen als Handelsdrehschwerpunkt und ist tatsächlich ein Win-win-Projekt. Die amerikanische Reaktion konzentrierte sich ganz auf den militärischen Bereich. Die Marinebasis auf Kreta wurde ausgebaut, eine neue in Alexandroupolis ins Auge gefasst, und die zweitgrösste Schiffswerft Griechenlands in Elefsina ist heute «der stolze Heimhafen eines der grössten US-Kriegsschiffe, der «USS Hershel Williams», wie eine kundige amerikanische Beobachterin bemerkte.

Die Dynamik der BRI hat sich in den letzten Jahren aber eher in den südost- und zentralasiatischen Raum verschoben, während zuvor noch Afrika und Europa im Fokus gewesen waren, obwohl die Entwicklung auch da weitergeht. Zudem sind an manchen Orten – Stichworte Hambantota auf Sri Lanka, Bagamoyo in Tansania oder Gwadar in Pakistan – Schwierigkeiten bei der Finanzierung aufgetreten, die Nachbesserungen nötig machten, um eine Überschuldung der Partnerländer zu verhindern. Bei etlichen Projekten wurden auch Korruptionsvorwürfe laut, und nicht selten fanden ökologische Aspekte zu wenig Beachtung.

Alle diese Punkte müssen dringend verbessert werden, entscheidend aber bleibt die allgemeine Stossrichtung, und die zielt auf die Entwicklung zurückgebliebener Regionen ab. Im Eigeninteresse will sich China seine Versorgung mit Rohstoffen und Energie sichern und den Handel beleben, aber gleichzeitig eröffnet die «Neue Seidenstrasse» vielen Entwicklungsländern enorme Möglichkeiten. Der Begriff «Neokolonialismus» kann hier nur polemisch verstanden werden. Natürlich ist der Westen in mancherlei Hinsicht beunruhigt. Vorab die USA, aber auch Europa und in der asiatischen Region Chinas Nachbarn, sie alle sehen ihre Interessen beeinträchtigt. Dem ist Rechnung zu tragen. Aber wenn die USA argwöhnen, dass das Projekt auf die Eroberung der Weltherrschaft und ihre Ersetzung als Welt hegemon abzielt, liegen sie falsch.

Zutreffend ist vielmehr, dass auch hier alte Muster chinesischen Verhaltens zum Vorschein kommen. In den bedeutendsten chinesischen Dynastien wurde schon immer reger Handel mit der halben Welt betrieben. Herausragendstes Beispiel war Admiral Zheng He, der ab 1405, also zu Beginn der Ming-Dynastie, insgesamt sieben Mal mit riesigen Flotten von jeweils rund hundert Schiffen mit bis zu 28 000 Mann Besatzung Expeditionen in Südostasien und bis nach Ostafrika unternahm. Seine berühmten «Schatzschiffe» waren mit Geschenken beladen, mit denen er die besuchten Könige und Fürsten zum Handel mit China einladen wollte. Zum Vergleich: Fast neunzig Jahre später, 1492, stach ein gewisser Christoph Kolumbus ins Meer und «entdeckte Amerika». Eine der Folgen: Wenig später, 1521, wurde die aztekische Stadt Tenochtitlan von den Spaniern geplündert und Tausende ihrer Bewohner und Bewohnerinnen getötet.

Das sind historische Aufrechnungen, die einiges erhellen, aber zielführender ist wohl, Lösungen für die heutigen Herausforderungen zu suchen. Und die sind in den grossen Dimensionen mehrheitlich transnationaler Natur: zuerst, wie wir jetzt gerade wieder erfahren, Krieg und Frieden, aber auch Klimawandel, Migration, Armut, Cybersicherheit, Biodiversität, nukleare Proliferation et cetera. Gerade im Bereich Migration wären Europa und die USA gut beraten, mit den Chinesen gemeinsam Entwicklungsprojekte in Lateinamerika und Afrika auf die Wege zu bringen, statt sich gegenseitig zu belauern und Initiativen der jeweils anderen Seite zu hintertreiben. Weder die USA noch Europa sind im Niedergang begriffen. Natürlich hat es Verschiebungen im globalen Kräftegleichgewicht gegeben und wird es weiterhin geben. Aber sowohl die USA als auch Europa sind resilient und haben ein enormes Potenzial, zur friedlichen Lösung der Entwicklungsprobleme beizutragen.

In den bisherigen Ausführungen wurde wiederholt Bezug genommen auf traditionelle chinesische Verhaltensweisen, die in Chinas Politik erneut sichtbar werden. Ausserdem habe ich auf andersartige philosophische Grundlagen verwiesen, die in China seit Jahrtausenden wirkungsmächtig sind. Dies soll im Folgenden vertieft werden.

Rolle des Konfuzianismus

Eigentlich ist es erstaunlich, wie wenig auch gebildete Leute bei uns über Asiens Werte wissen, wo doch die meisten darin übereinstimmen, dass wir ins asiatische Zeitalter eingetreten sind. Und die ostasiatische Region, die bisher die grösste Dynamik entwickelt hat, lässt sich immerhin seit rund 2500 Jahren von einer eigenen Werteordnung leiten. Es ist vor allem der



«Selbstbestimmung ist für mich nicht müssen und sollen. Sondern können und wollen.»

Rossitza Tzvetkova
Head Sales
Swiss-German region
Swiss Life Asset Managers

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.



Konfuzianismus, der neben dem Daoismus und dem Buddhismus eine immer noch dominierende Rolle spielt. Wir im Westen neigen dazu, sowohl unsere eigenen Werte *Liberté, Egalité* und *Fraternité* und erst recht unsere bürgerlich-liberale Gesellschaftsordnung für universell und vorbildlich zu halten, wobei es doch eher so ist, dass wir sie in den vergangenen 200 Jahren dank unserer wirtschaftlich-militärischen Überlegenheit in die Welt hinausgetragen und vergessen haben, dass sie von den Menschen dort als das angesehen werden, was sie wirklich sind, eben westliche Werte und gesellschaftliche Modelle.

«Regieren durch Tugend»

Zwischenzeitlich besinnen sich die asiatischen Länder wieder vermehrt und mit grösserem Selbstbewusstsein auf ihre eigenen Wurzeln. Für das konfuzianisch geprägte China heissen die entsprechenden Werte *ren, yi, li, zhi, xin*; *ren* für Zwischenmenschlichkeit (ich betone das «Zwischen-» und nicht bloss «Menschlichkeit»), *yi* für Gerechtigkeit, *li* für Höflichkeit, *zhi* für Weisheit und *xin* für Vertrauenswürdigkeit. Es fällt auf: Von Freiheit ist nicht die Rede. Diese vor allem in der neokonfuzianischen Variante auf Herrschaft über grosse Menschenmassen angelegten Werte sind, wie erwähnt, heute noch prägend, sie entsprechen weitgehend dem chinesischen Familienmodell: Es gibt Autorität, aber auch Verantwortung; einerseits Gehorsam und Respekt von unten, aber gleichzeitig auch Pflichtbewusstsein und Hingabe von oben.

Interessanter und irgendwie moderner, obwohl wesentlich älter, ist jedoch ein Konzept, *Tianxia* genannt, aus der Zhou-Dynastie vor rund 3000 Jahren. Wie der chinesische Philosoph Zhao Tingyang erläutert, handelt es sich um die erste politische Revolution der chinesischen Geschichte und markiert sozusagen den Beginn von Politik in China, in der Bedeutung vergleichbar mit der Polis in Griechenland. Die Vorgängerdynastien waren auf fortgesetzter Waffengewalt und Unterwerfung basierende Herrschaftsordnungen. Im Gegensatz zur Polis, einer Versammlung von Bürgern (den vollen Bürgern, nicht den abhängigen Frauen und den versklavten Menschen), war jedoch *Tianxia* ein Bündnis von tausend Staaten und Clans. Wenn China heute eine Demokratie innerhalb der internationalen Staatengemeinschaft fordert, meint es im Grunde Demokratie im Sinne ihres chinesischen Ursprungs, während der Westen dem politischen Ideal seiner Polis verpflichtet bleibt, die Demokratie für Individuen meint. Das ist ein ganz bedeutender, fundamentaler Unterschied in der Auffassung des Politischen. Das Individuum hatte es in China von Anbeginn schwer; Freiheit des Individuums war in der chinesischen Antike nie ein Wert.

Dem Erfinder von *Tianxia*, dem Herzog Dan von Zhou, gelang es also erstmals, ein Ver-



Von Freiheit ist nicht die Rede:
Xi Jinping, Deng Xiaoping (r.).

waltungssystem zu errichten, das dem Nutzen aller verpflichtet war und damit das Attribut «politisch» verdiente. Später sollte Konfuzius' Politik als «Regieren durch Tugend» definieren. Konstitutiv für das *Tianxia*-System waren Inklusivität und Kompatibilität. Für den Herzog Dan bestand ja die grösste Herausforderung darin, nach dem Sieg über den verhassten letzten Herrscher der Shang-Dynastie für die zahllosen verbliebenen Staaten attraktiv zu bleiben. Jeder sollte dem neuen *Tianxia*-

Heute hat China ein BIP pro Kopf von rund 12 500 Dollar, die USA eines von rund 69 000 Dollar.

Bündnis aus freien Stücken beitreten, sich wie in einer grossen Familie fühlen und jedenfalls die Zugehörigkeit zum Bündnis vorteilhafter beurteilen als das Draussenbleiben.

Natürlich bezog sich das im antiken China auf den damaligen Orbit, «unter dem Himmel» endete im Osten und Süden im Pazifischen Ozean und im Norden und Westen in den Steppen und Wüsten Zentralasiens sowie in den Bergen des Himalaja. Es war aber der geglückte Versuch, die verschiedenartigsten «Staaten», oft mehr Stämme und Clans, unter einem maximal adaptiven Regierungs- und Verwaltungssystem zusammenzufassen und über rund 800 Jahre auch zusammenzuhalten. Kompatibilität bedeutete immer auch Toleranz gegenüber Abweichungen, solange gewisse Grundprinzipien des Zusammenlebens eingehalten wurden, Grundprinzipien, die für die gesamte Ordnung essenziell waren. Jeder Staat, Stamm oder Clan

sollte seine Eigenart leben und bewahren können, während er gleichzeitig ermutigt wurde, sich mit der neuen, übergreifenden Ordnung, deren Teil er war, zu identifizieren.

Existenz setzt Koexistenz voraus

Nichteinmischung in die Angelegenheiten anderer Staaten und Betonung des Verbindenden, aus dem man gegenseitig Nutzen zog, waren also schon sehr früh ein wichtiges Element chinesischer Vorstellungen von Zusammenarbeit, ebenso wie in der chinesischen Philosophie Existenz Koexistenz voraussetzt. Individuelle Rationalität, wie wir sie im Westen so sehr betonen – und die tatsächlich immer wieder herausragende Leistungen hervorgebracht hat und weiterhin erbringt, ja sogar Grundlage unseres Wohlstands geworden ist –, wird in China schon früh durch die relationale Rationalität ergänzt. Individuelle Rationalität, so die chinesische Sichtweise, entspricht sozusagen dem Rohzustand, in dem sich jedes Lebewesen zunächst befindet. Jedes versucht, seine Lebensbedingungen je für sich zu optimieren.

Erst relationale Rationalität erbringt zivilisatorische Leistungen und begründet die Ära politischen Handelns. Hier trifft Adam Smith tatsächlich auf differenzierte chinesische Vorstellungen, wird durch diese aber keineswegs widerlegt, sondern in sehr überzeugender Weise ergänzt.

Eine andere philosophische Strömung soll hier in diesem Themenfeld noch erwähnt werden, die im Zeitalter der streitenden Reiche während rund 200 Jahren sehr wirkungsmächtig war, dann aber vom Konfuzianismus als Staatslehre abgelöst wurde: Die Rede ist



vom Mohismus. Mozi, sein Begründer, war möglicherweise der erste Denker überhaupt, der im 5. Jahrhundert vor Christus das ethische Postulat der Gleichheit vertrat, 2000 Jahre vor der Französischen Revolution. Als Gegner der Aristokratie lehrte er, dass sich alles daran messen lassen sollte, was Wohlergehen aller in der Welt vermehren und Schaden vermeiden helfe. Seine Kernbegriffe waren «unvoreingenommene Hilfe», allgemeine Liebe, *jian ai*, und «keine militärische Aggression», *fei gong*, kein Angriff. Der Gegensatz zu den Herrschaftsformen etwa im angrenzenden Zentralasien war schon damals offenkundig.

Bisher ist in verschiedenen Themenfeldern dargelegt worden, wie sich zum Teil uralte Traditionen auf heutiges Verhalten auswirken. Es sollte jetzt möglich sein, abschliessend und zusammenfassend Elemente einer Gesamtsicht zu benennen.

Erstens ist uns bewusst geworden, dass es sich bei China um einen zivilisatorischen Raum mit jahrtausendealter Geschichte handelt, der nur schon von den Dimensionen her die uns bekannte europäische Staatlichkeit bei weitem übertrifft.

Zweitens zeichnet sich dieser zivilisatorische Raum durch eine Wertetradition aus, die sich von der unsrigen deutlich unterscheidet. Kein chinesischer Kaiser musste die Macht mit einer höchsten religiösen Autorität (sozusagen einem chinesischen Papst) teilen. Er allein besass das Mandat des Himmels, das er nur verwirkte, wenn er seine Pflichten sträflich vernachlässigte. Entsprechend kannte China keine Aufklärung, es musste keine religiöse Vormachtstellung überwunden werden.

Drittens war China wirtschaftlich bis zirka 1820 tatsächlich das Reich der Mitte, das rund ein Drittel der Weltproduktion erwirtschaftete, zusammen mit Indien sogar mehr als die Hälfte. China war das Zentrum eines ausgeklügelten Tributsystems, in dem es erhebliche Leistungen erbrachte, um als Kernland akzeptiert und respektiert zu werden. Von der dabei erzeugten Stabilität profitierte der gesamte ostasiatische Raum während vieler Jahrhunderte. Die 200 Jahre seither stellen also eine Art Anomalie dar, die dem chinesischen Selbstbewusstsein zutiefst zusetzte.

Viertens sind in den philosophischen Traditionen Chinas schon sehr früh Tendenzen erkennbar, die heute in der sozialistischen Politik und Rhetorik Xi Jinpings wieder stärker betont werden: Wohlergehen aller, Vorrang der relationalen Rationalität vor der individuellen. Oder anders formuliert, angelehnt an das berühmte Pareto-Optimum: Während bei uns eine Pareto-Verbesserung grösseren Nutzen für den Einzelnen erlaubt, solange andere keine Nachteile erfahren, ist die konfuzianische Verbesserung wesentlich strenger; sie insistiert bei grösserem Nutzen des Einzelnen auch auf grösseren Nutzen für alle anderen.

Fünftens hat mit China unter diesen systemischen Bedingungen erstmals ein Sozialismus den Anschluss an die Weltspitze geschafft, vor allem auch in wirtschaftlicher Hinsicht, nicht wie die Sowjetunion lediglich im militärischen Bereich. Mit mittlerweile rund 70 Prozent des amerikanischen Wirtschaftsprodukts ist China sowohl für die USA als auch für die EU zum Systemrivalen geworden, der geostrategisch vor allem durch das Seidenstrassenprojekt auch als Bedrohung empfunden wird.

Entwicklungsaussichten für Afrika

Wie sollen wir in Europa auf all diese Entwicklungen reagieren? Meine Antwort lautet: mit Selbstvertrauen und furchtlos, vor allem aber mit strategischem Blick. China ist keine kriegerische Macht. Es strebt nicht die Weltherrschaft an, aber es nimmt seine Interessen wahr. Mit der Seidenstrasse dehnt es wie zu alten Zeiten seinen Handel aus, will sich aber gleichzeitig den Zugang zu Rohstoffen und anderen Ressourcen sichern. Heute hat China ein Bruttoinlandprodukt (BIP) pro Kopf von rund 12 500 Dollar, die USA eines von rund 69 000 Dollar. Die überragende Herausforderung besteht darin, sich unseren Planeten vorzustellen, wenn China, und später Indien, auch beim BIP pro Kopf mit den USA und Europa gleichziehen.

Hinzu kommt die demografische Entwicklung. Für Afrika wird bis 2050 rund eine Verdoppelung der Bevölkerung prognostiziert. Mit der Seidenstrasse offeriert China dem Schwarzen Kontinent Entwicklungsaussichten. Sollten diese nicht genügen, würde Europa die Konsequenzen sehr viel unmittel-

barer spüren. Es kann zuverlässig davon ausgegangen werden, dass auf der Suche nach Perspektiven ungleich weniger Afrikanerinnen und Afrikaner nach China auswandern werden als in nahe europäische Länder.

Differenzen zurückstellen

Fazit: Wir haben das allergrösste Interesse daran, sowohl in Afrika als auch global aktiv zu werden und – im Wettbewerb mit den Chinesen, besser jedoch gemeinsam mit ihnen – für Win-win-Situationen und weltweit für Entwicklung und Wohlergehen zu sorgen. Die «Global Gateway»-Strategie der EU, das europäische Pendant zur chinesischen «Seidenstrasse», wartet noch auf ihre Verwirklichung. Die dieses Jahr versprochenen 150 Milliarden Euro wären immerhin ein Anfang. Ein altes chinesisches Sprichwort mahnt an, die Gemeinsamkeiten zu suchen und die Differenzen zurückzustellen. In diesem Sinn sollten alle Beteiligten, vor allem aber die einflussreichen, mächtigen Akteure, vermehrt zusammenarbeiten, um die dringenden transnationalen Probleme wie Frieden und Sicherheit, Klimawandel, Armut, Hunger und Migration entschlossener als bisher anzugehen. Es soll uns dabei nicht überraschen, wenn China in seinen Initiativen immer öfter an seine Ursprünge erinnert.

Hans Boller, 75, ist promovierter Philosoph und Sozialwissenschaftler und beschäftigt sich seit über fünfzig Jahren mit China, unter anderem als erster akkreditierter Schweizer Korrespondent in der Volksrepublik. Er war langjähriger Vizepräsident der Wirtschaftskammer Schweiz-China. Gegenwärtig leitet er die private Stiftung Media Tank.

Dieser Text basiert auf einem Vortrag, den der Autor vor der Österreichischen Gesellschaft für Aussenpolitik und die Vereinten Nationen in Wien gehalten hat.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

medic jobs

Eva Herzog gehört in den Bundesrat

Basel als Sitz erfolgreicher Weltkonzerne sollte wieder in der Landesregierung vertreten sein. Mit der sozialdemokratischen Ständerätin gibt's dafür eine geeignete Kandidatin.

Christoph Mörgeli

In der Geschichte des schweizerischen Bundesstaates wurde der Halbkanton Basel-Stadt nicht gerade mit Bundesräten verwöhnt. Dabei verdankt die Schweiz dem 1501 in den Bund aufgenommenen Basel und den Baslern viel. Erinnert sei etwa an den humanen, politisch konservativen Oberst Johannes Burkhardt. Nachdem er vor 175 Jahren im Sonderbundkrieg mit seiner Division ins Luzernische einmarschiert war, beruhigte er die verängstigte Bevölkerung: «Häbet nyt Angscht vo wääge d'r Religion, mir Baasler si bsund'rbar frommi Lyt!»

Der Basler Bankier Johann Jakob Speiser organisierte 1848 die erste eidgenössische Finanzverwaltung, und ihm verdankt die Schweiz die Einführung der Frankenwährung. Sein Sohn Paul Speiser sollte 1897, sein Enkel Ernst Speiser 1947 vergeblich für den Bundesrat kandidieren. Mit dem freisinnigen Anwalt Ernst Brenner sass 1897 bis zu dessen Tod 1911 ein Stadtbasler im Bundesrat. Als Justizverantwortlicher hat dieser die Entstehung und Einführung des Zivilgesetzbuches ganz massgeblich gefördert. 1959 bis 1973 amtierte der sozialdemokratische Rechtsprofessor Hans-Peter Tschudi. Er hat sich der Schweizer Öffentlichkeit nicht nur wegen seiner Verdienste um die AHV eingeprägt. Der dynamische, schlanke Innenminister ist auch durch den Schnappschuss von seiner sportlichen Flanke über ein Kuhgatter anlässlich einer Bundesratsreise in Erinnerung geblieben.

Marktkapitalisierung von 500 Milliarden

Wenn jetzt die frühere Regierungsrätin und heutige Ständerätin Verena Herzog (SP) antritt, hat sie nach fünfzig Jahren nicht nur den Stadtbasler Anspruch auf ihrer Seite. Sie steht auch für das erfolgreiche finanzielle Management eines Kantons, dessen Konzerne Roche und Novartis eine Marktkapitalisierung von gegen 500 Milliarden Franken aufbringen. Allein der jährliche Umsatz von Roche ist nicht wesentlich kleiner als das gesamte Bundesbudget. Da können die beiden Grossbanken



Kompetenz vor Humor:
Politikerin Herzog.

des Grossmalkantons Zürich so ziemlich zusammenpacken. UBS und CS bringen gerade mal eine Marktkapitalisierung von 70 Milliarden Franken zusammen. Der grosse Preis der

Sie weiss genau, welche Bedeutung die Pharmabranche für die gesamte Schweizer Volkswirtschaft hat.

Wertschöpfung geht also an Basel – und damit hoffentlich auch ein Bundesratssitz. Auch wenn die SP mit dem Begriff Marktkapital wenig anfangen kann. Vielleicht könnte eine künftige Bundesrätin Eva Herzog dies noch ändern. Denn sie hat bewiesen, dass sie mit Geld umgehen kann.

Zwar ist die Bundesratskandidatin in Pratteln, Baselland, geboren und aufgewachsen. Auch hat sie eine historische Dissertation über das Frauenturnen dieses Halbkantons verfasst. Doch selbst wenn Eva Herzog noch eine Portion Baselland in den Bundesrat mitbringen würde, wäre dies nicht vermessen. Die Landschäftler hatten mit Emil Frey erst ein Mal einen Bundesrat – und das liegt immerhin 125 Jahre zurück.

Freys Karriere verlief allerdings um einiges farbiger und weniger gradlinig als jene von Herzog: Er kämpfte als Major für die Nordstaaten im amerikanischen Bürgerkrieg.

Verfassungsauftrag des Parlaments

Mit dem unverwechselbar spitzen Baseldeutsch – zumal demjenigen der alteingesessenen Familien – wird mit Eva Herzog also nichts. Ja, selbst über den Umfang ihres bei Stadtbaslern ansonsten garantierten Humors kursieren ernüchternde Erzählungen. Doch sie hat in Basel als Verfassungsrätin gewirkt, die SP-Grossratsfraktion geleitet und ist als Regierungsrätin sechzehn Jahre lang dem Finanzdepartement vorgestanden. Sie weiss genau, welche Bedeutung die Pharmabranche für die gesamte Schweizer Volkswirtschaft hat, zumal sich der Finanzplatz in der Defensive befindet.

Ganz sicher ist Eva Herzog bei allem Wirtschaftsverständnis keine «Rechte». In gesellschaftspolitischen Fragen, etwa bei der Durchsetzung einer rigorosen Gleichstellung der Geschlechter in allen Bereichen, stehen zurückhaltendere Meinungen bei ihr auf verlorenem Posten. Auch in Sachen EU-Integration, automatische Rechtsübernahme und Anerkennung des EU-Gerichtshofs kennt die Vertreterin eines Grenzkantons im Dreiländereck kaum eine souveränitätspolitische Schmerzgrenze.

Doch es geht bei unserem Konkordanzprinzip um die Vertretung der Parteien nach ihrer Wählerstärke. Verena Herzog ist eine offiziell portierte Kandidatin der SP und wird deren Politik in den Bundesrat tragen. Irgendwelche sachpolitische Forderungen der anderen Parteien sind fehl am Platz. Hingegen ist es ein Verfassungsauftrag ans Parlament, bei Bundesratswahlen für eine angemessene Vertretung der Landesgegenden und der Sprachregionen zu sorgen. Eine Bundesratsmehrheit aus der romanischen Schweiz wäre gegenüber fast 70 Prozent Deutschschweizern nicht vertretbar. Auch darum wäre Verena Herzog die richtige Bundesrätin.

Ein Richter regiert Brasilien

Alexandre de Moraes bestimmt in Caudillo-Manier über das grösste Land Südamerikas. Die Justiz wird zur Bedrohung für die Demokratie, die sie schützen sollte.

Alex Baur

Am 22. November reichte die Liberale Partei (PL) von Noch-Präsident Jair Bolsonaro beim Obersten Wahlgericht Brasiliens (TSE) eine Beschwerde gegen das knappe Resultat bei den Wahlen vom 30. Oktober ein. Bereits am nächsten Morgen verfügte Gerichtspräsident Alexandre de Moraes: Die Klage wird als missbräuchlich abgewiesen, der Kläger mit einer Busse von umgerechnet rund vier Millionen Dollar bestraft. Darüber hinaus blockierte Moraes das Vermögen der Liberalen sowie zwei weiterer Parteien, welche Bolsonaro nahestehen. Die beiden Koalitionspartner distanzieren sich umgehend von der Klage; Richter Moraes hob die Geldsperre für sie am nächsten Tag auf.

Wahrheit oder Fake News?

Die selbtherrlichen Verfügungen von Bundesrichter Alexandre de Moraes sind kein Einzelfall. Seit seiner Nominierung als oberster Wahlrichter im August hat er eine Machtfülle, die jeden Diktator neidisch machen muss. Moraes bestimmte, was im Wahlkampf gesagt und geschrieben werden durfte, was Wahrheit ist und was Fake-News sind. Und wer sich nicht an seine Zensurverfügungen hielt, wurde mit exorbitanten Bussen in den Ruin getrieben.

Dabei versuchte Moraes nicht einmal, den Anschein der Unbefangenheit zu wahren. Vielmehr trug er seine Parteinahme zugunsten des linken Lula da Silva ungeniert zur Schau. So durfte Lula seinen Gegner etwa ungestraft als Massen-

Moraes versuchte nicht einmal, den Anschein der Unbefangenheit zu wahren.

mörder beschimpfen; doch wehe, ein Bolsonaro-Anhänger erwähnte die Korruptionsurteile gegen den Linkspopulisten oder dessen Verandelung mit den sozialistischen Diktaturen Lateinamerikas. Was Moraes nicht in den Kram passte, wurde gnadenlos und unter drakonischer Bussandrohung aus dem Netz verbannt. Der Beispiele gibt es viele.

Lima

Altgediente und respektierte Publizisten wie J.R. Guzzo oder Augusto Nunes fühlen sich in die Zeiten der Diktatur zurückversetzt. Nur tragen die neuen Herrscher keine Militär-uniformen mehr, sondern Roben. Der stille Staatsstreich zeichnete sich bereits während der Corona-Krise ab, als Richter nach ihrem Gutdünken Massnahmen anordneten. Die Annullation sämtlicher Korruptionsurteile gegen Lula da Silva wegen angeblicher Formfehler ein Jahr vor der Wahl war der nächste Affront. Doch mit dem Wahlrichter Alexandre de Moraes hat die Willkür eine neue Dimension erreicht. Moraes folgt dem Muster des Caudillos. Mit ungeniert zur Schau gestellter Eigenmächtigkeit signalisiert er, dass er über dem Gesetz steht. Wer sich gegen ihn stellt, wird vernichtet, wer ihm folgt, wird belohnt. Vor allem in den unteren sozialen Schichten können derartige Macho-Allüren durchaus für Respekt sorgen. Eine mindestens so breite Schicht lehnt das diktatorische Gebaren von Moraes und Konsorten allerdings radikal ab.

Einen Monat nach der knappen Wahl von Lula halten die Strassenproteste in Brasilien unvermindert an. Die Spaltung der Nation hat nur indirekt mit dem Kampf zwischen links und rechts zu tun, der eine lebendige Demokratie auszeichnet. Es sind die selbtherrlichen Richter, welche das Misstrauen schüren und mit Verboten zusätzlich Öl ins Feuer giessen. Der mediale Mainstream redet den Protest klein und versucht, ihn zu kriminalisieren. Doch die Protestler fühlen sich dadurch bestätigt.

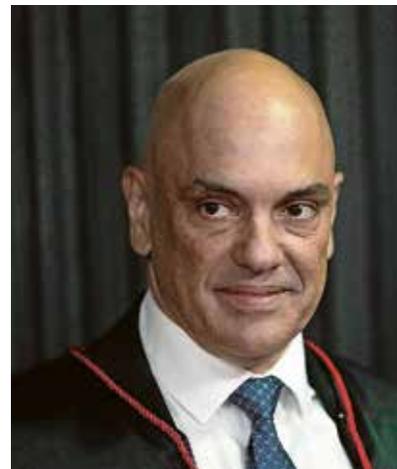
Richter Moraes reagiert besonders rabiat auf Zweifel am System, die er pauschal als Angriff auf die Demokratie verdammt. So liess er kurzerhand die Vermögen von 43 Personen oder Firmen einfrieren, welche die Proteste unterstützen. Moraes hat sogar durchgesetzt, dass bei Wahlkritikern beliebte Hashtags wie «Brasil Was Stolen» automatisch zu Sperren in den sozialen Netzwerken führen. Mehrere Spitzenpolitiker wurden so zum Schweigen gebracht.

Bolsonaros Klage gegen seine Abwahl liegt das Gutachten des angesehenen Instituto Voto Legal zugrunde. Dieses gelangte zum Schluss, dass bei den elektronischen Wahlurnen älterer

Bauart das *log file* nicht sauber abgerufen werden kann; das macht die Apparate anfällig, da Manipulationen nicht nachzuweisen wären. Betroffen sind rund 60 Prozent von rund einer halben Million Wahlurnen. Ein Betrug ist damit nicht erwiesen. Doch es fällt auf, dass Bolsonaro die Wahl gewonnen hätte, wenn man nur die Resultate der elektronischen Urnen neuerer Bauart berücksichtigen würde. Auffällig ist sodann, dass Lula in 143 Wahlbezirken 100 Prozent der Stimmen holte. Eine derartige Einstimmigkeit erlauben sich nicht einmal die Diktatoren der «demokratischen Volksrepubliken».

100-Prozent-Resultate

Die statistischen Abweichungen in den moderneren Apparaten liessen sich allenfalls dadurch erklären, dass diese angeblich vor allem in urbanen Gebieten zum Einsatz kamen, wo Bolsonaro über eine solide Mehrheit verfügt. Auch die 100-Prozent-Resultate lassen sich durch einen in indianischen Stammesgebieten nicht unüblichen Kollektivismus erklären. Das ist allerdings reine Spekulation. Wenn man es genauer wissen wollte, müsste man die Auffälligkeiten systematisch untersuchen. Doch so genau will es der Rambo-Richter im Machtrausch offenbar gar nicht wissen. Moraes hält sich an die goldene Regel der Potentaten: *Divide et impera*.



Divide et impera: Jurist Moraes.

Tausendundeine Ausrede

Justizministerin Karin Keller-Sutter unternimmt nicht einmal den Versuch, das Chaos im Asylwesen zu bändigen. Jetzt rumort es sogar in ihrer FDP.

Hubert Mooser

Wenn man im Generalsekretariat von Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP) nachfragt, was sie bisher unternommen habe, um die Migration einzudämmen, bekommt man eine Liste an Geschäften vorgesetzt, die das Staatssekretariat für Migration (SEM) und nicht etwa das angefragte Generalsekretariat zusammengestellt hat – als wolle man die heisse Kartoffel an die Flüchtlingsbehörde weiterreichen.

Was passiert, wenn es wärmer wird?

Da wird etwa darauf verwiesen, dass sich die Schweiz in allen europäischen Gremien einbringe, um die Reform des europäischen Asylsystems (Dublin) voranzutreiben und die Sekundärmigration in Europa einzudämmen. Gemeint sind damit Flüchtlinge, die in Griechenland einreisen, dort ein Asylgesuch einreichen, dann zum Beispiel in die Schweiz gelangen, um hier noch einmal Asyl zu beantragen. Man setze auch weiterhin auf beschleunigte Verfahren bei der Behandlung von Asylgesuchen und vollziehe Wegweisungen konsequent, lässt das SEM zudem wissen.

Doch mit dieser Strategie lässt sich der Zustrom an Asylsuchenden in die Schweiz nicht aufhalten. Längst berichten auch der Migrationsministerin Keller-Sutter wohlgesinnte Medien von einer «Flüchtlingskrise». Die FDP-Bundesrätin, zu Beginn des Ukraine-Krieges in der *NZZ am Sonntag* als «Patronin der Schutzsuchenden» bezeichnet, merkt langsam selber, dass ihr das Flüchtlingsdossier um die Ohren zu fliegen droht. Sie eilt von einem Interview zum nächsten, um wortreich zu versichern, wie gut sie die Flüchtlingsfrage im Griff habe. Wie gut Bund, Kantone und Gemeinden zusammenarbeiteten. Dass man internationale Bemühungen unterstütze, damit Ukrainer trotz Krieg und kaputter Infrastruktur in ihrem Land überwintern könnten und es nicht zu einer weiteren Auswanderungswelle komme. Dass aber trotzdem weitere 50 000 Ukrainer in nächster Zeit in die Schweiz einreisen könnten. Allein diese Zahl, beiläufig eingewoben, zeigt, wie dysfunktional die scheinbar so prächtig funktionierende



«Wir wären gerne bei diesem Schengen-Rat dabei»: Bundesrätin Keller-Sutter.

nierende Migrationspolitik unter Keller-Sutter daherkommt.

Während ihrer bisherigen Amtszeit gingen die Asylgesuche nur im Pandemiejahr 2020 zurück. Schon im zweiten Jahr der Corona-Krise erreichten sie wieder das Niveau von früher. Dass die Zahlen jetzt sogar in der kal-

Die Schweiz wächst in diesem Jahr um die Grösse der Stadt Basel.

ten Winterzeit steigen, was den langjährigen Erfahrungen widerspricht, ist besorgniserregend. «Was passiert wohl, wenn es wärmer wird?», fragt sich SVP-Nationalrätin Martina Bircher.

Leise Hoffnung

Das SEM muss seine Prognosen laufend nach oben korrigieren, erst von 19 000 auf 22 000 Asylgesuche für 2022. Jetzt geht man bereits von über 24 000 Gesuchen aus. Hinzu kommen die gegen 70 000 Ukrainer mit Schutz-

status S, die bisher registriert wurden. Bis zum 31. Dezember rechnet das SEM mit 80 000 bis 85 000, im Worst-Case-Szenario sogar mit 120 000 Ukrainern.

Im toten Winkel der Politik schwillt gleichzeitig der Zustrom aus den EU-/Efta-Staaten und Drittstaaten an. Schon Ende Oktober betrug der Einwanderungssaldo über 63 000 Personen. Bis Ende Jahr werden es weit über 70 000 sein, viele stammen aus europäischen Armehäusern wie Rumänien.

Kurz: Die Schweiz wächst in diesem Jahr um die Grösse der Stadt Basel, also um etwa 175 000 Einwohner. Daraus resultiert ein Grossteil der Probleme, mit denen sich das Land herumplagt – von der Stromversorgung bis hin zum Lehrermangel.

Als Keller-Sutter das Justiz- und Polizeidepartement übernahm, hatte man die leise Hoffnung, sie werde eine andere Zuwanderungspolitik betreiben als ihre Vorgängerin, SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga. Doch Keller-Sutter redet vor allem alles schön, die Probleme der Kantone bei der Unterbringung der Flüchtlinge, die Flüchtlingswellen aus der

Ukraine. Die Zuwanderung aus den EU-/Efta-Staaten ist schon gar kein Thema mehr.

Mit grossen Worten wurde stattdessen am 28. September in Zürich der Beginn einer neuen Zusammenarbeit mit Österreich angekündigt – ein schweizerisch-österreichischer Aktionsplan, der an der Ostgrenze gemeinsame grenzpolizeiliche Massnahmen vorsieht.

Keller-Sutter flüchtet sich in tausendund-eine Erklärungen und Ausflüchte. Momentan sind gerade die Serben schuld. Das Balkanland lasse Flüchtlinge aus gewissen Staaten visumsfrei einreisen, die dann mit Schleppern über Ungarn und Österreich zu uns kämen. 50 Prozent der Personen, die von der Grenzwa- che aufgegriffen werden, kommen auf diesem Weg in die Schweiz. «Deshalb habe ich mit meinem österreichischen Amtskollegen bei der EU-Kommission wegen Serbiens Visumpolitik interveniert», sagt Keller-Sutter. Auf Druck der EU habe Serbien nun reagiert.

Im November 2021 war der weissrussische Präsident Alexander Lukaschenko noch der Asylbösewicht. «Ich bin sehr empört. Vor allem, weil ich die Hintergründe kenne. Die Personen, die jetzt an der Grenze in Polen und Litauen stehen, kommen mit Visa, die Belarus ausgestellt hat», erklärte Keller-Sutter.

Im Sommer 2021 hatten die Griechen ihr Fett abbekommen. Keller-Sutter unterschrieb mit Asylministern von EU-Staaten einen Protestbrief, laut dem Griechenland zu wenig tue, um Flüchtlinge im eigenen Land zu behalten und deren Transit zu verhindern.

Mit ihrem «Asylantismus», diesem So-Tun-als-ob, täuscht Karin Keller-Sutter viele Beobachter. In Wahrheit versucht sie nicht einmal, den Zustrom in die Schweiz irgendwie aufzuhalten oder zumindest in geordnete Bahnen zu lenken.

Breitseite von Ständerat Müller

Die SVP verlangt schon lange, man solle Grenzkontrollen einführen und die Armee an die Grenze beordern. Ausserdem solle die Schweiz nur noch Kriegsvertriebene aus der Ostukraine aufnehmen. Für solche Ideen war die FDP-Bundesrätin bisher wenig empfänglich. Aber das Grummeln ihrer eigenen Partei kann sie nicht so einfach ignorieren.

Der Luzerner Ständerat Damian Müller feuerte zuletzt eine Breitseite gegen ihr Staatssekretariat für Migration ab. Trotz Lobeshymnen der Verantwortlichen erfülle die umgesetzte Reform des Asylsystems die Erwartungen nicht, polterte der Luzerner, von dem man solche Töne nicht gewohnt ist. «Es machen sich berechtigte Zweifel breit, ob die Rückkehr von abgewiesenen Asylbewerbern für das SEM überhaupt Priorität hat», erklärt Müller. «Es gibt beispielsweise keinerlei Fortschritte, was die Rückkehr nach Algerien betrifft.» So hat er in einer Motion, die von beiden

Räten gegen den Willen des Bundesrates angenommen wurde, gefordert, die Rückführung auf dem Seeweg nach Algerien zu konkretisieren, wenn keine Sonderflüge organisierbar seien. «Passiert ist bis jetzt nichts», kritisiert Müller. Auch was Eritrea betreffe, komme das SEM nicht voran – obwohl Ende September 2022 die Zahl der hängigen Fälle 350 Personen überschritten habe.

Und was ist aus dem neuen Asylpapier geworden, das von FDP-Präsident Thierry Burkart initiiert und von FDP-Jungspund Andri Silberschmidt konkretisiert wurde? Die Stossrichtung des Elaborats: nur noch Asyl für echte Flüchtlinge, also für Personen, die wirklich an Leib und Leben bedroht sind. War es ein Papier auf Vorrat? FDP-Parlamentarier sagen, Keller-Sutter habe ihren Leuten inzwischen den Wind aus den Segeln genommen.

Selbst Schweden zieht Schraube an

Sie macht migrationspolitisch ohnehin keinen Schritt, der nicht von den EU-Innenministern absegnet ist. Im Februar liess sie sich von Frankreichs Staatspräsident Emmanuel Macron einseifen. Dieser hatte vor den EU-Innenministern im französischen Lille seine Pläne skizziert, wie er den Schengen-Raum

Mit ihrem «Asylantismus», diesem So-Tun-als-ob, täuscht Keller-Sutter viele Beobachter.

stärken will, mit einem neuen Schengen-Rat. «Ich habe ihn angesprochen und gesagt, wir wären gerne bei diesem Schengen-Rat dabei», sagte Keller-Sutter nach dem Treffen. Macron habe das «absolut befürwortet». Als würde eine neue Behörde weiterhelfen.

Der Trend geht europaweit in eine andere Richtung. Auf dem ganzen Kontinent verschärfen Mitgliedstaaten die Gesetze für Asylsuchende. Selbst Schweden, das Land mit dem liberalsten Asylrecht Westeuropas, hat die Schraube angezogen. Dass eine andere Migrationspolitik trotz Schengen-Dublin-Abkommen möglich ist, beweisen auch die Dänen seit Jahren. Kein anderes EU-Land hat so strenge Regeln bei der Zuwanderung. Inzwischen hat man ein Abkommen mit Ruanda abgeschlossen. Asylbewerber, die auf Bescheid warten, sollen in das zentralafrikanische Land gebracht werden, wo sie auch dann bleiben müssen, wenn sie einen positiven Bescheid erhalten.

Das EU-Mitglied Dänemark hat sich eine Sonderstellung ausgehandelt, während das Nicht-EU-Mitglied Schweiz brav die Direktiven aus Brüssel vollzieht. Der Unterschied lässt sich an einer Zahl aufzeigen: Dänemark hat einen Ausländeranteil um die 9 Prozent, die Schweiz um 26 Prozent. Das ist die Wirklichkeit.

Selenskyj attackiert Klitschko

Die Demokratie lebt in der Ukraine. Es gibt eine Alternative zum Haupt- und Alleindarsteller Wolodymyr Selenskyj. Er selbst hat darauf hingewiesen: Mit einer Breitseite gegen Vitali Klitschko, Bürgermeister von Kiew. Er mache seine Arbeit nicht richtig. Daher müssten die Bewohner im Dunkeln frieren.

Als ob Klitschko Strom, Wasser und Heizung abklemmen würde und nicht russische Bomben. Klitschko ist der letzte Held des Maidan – des Aufstandes 2014 gegen die pro-russische Regierung. Selenskyj machte sich damals als Komiker über den Ex-Boxer lustig – mit faden Witzchen von zu vielen Faustschlägen gegen den Kopf.

Nun kann Klitschko Bodychecks wegstecken, Beleidigungen jedoch weniger. Er ist eine Mimose mit langem Gedächtnis. Ausserdem hat er seine politischen Ambitionen nicht aufgegeben. Die nächsten Präsidentschaftswahlen sind zwar erst 2024, aber wer weiss, was bis dahin geschieht. Vor allem wenn Selenskyjs Durchhalteparolen im Volk nicht mehr verfangen. Die Ukrainer erkennen, dass es Möglichkeiten gegeben hätte, den Krieg zu beenden – wenn nicht der Präsident die Armee vorwärtsgepeitscht hätte.

Jetzt müssen wir nur noch warten, bis die westlichen Medien die Seiten wechseln – vom Komiker zum Boxer.

Wolfgang Koydl

 **BB Wertmetall**[®]
Gut zu haben.



Jetzt smart in Silber investieren:
✉ contact@bb-wertmetall.ch
☎ 0041 62 892 48 48
🌐 bb-wertmetall.ch



Best of Fellini

ERSTKLASSIGER RIPASSO

Der Ripasso ist spürbar beschwingter als ein Amarone. Das macht ihn äusserst vielseitig und beliebt. Der Ripasso strahlt rubinrot aus dem Glas. Sein herrliches Bouquet mit Pflaumen, Dörrobst und Gewürznoten ist finessenreich. Im Gaumen betört er mit samtig weichem Geschmack und dezenter Barriquenote.

Das Paket beinhaltet je 6 Flaschen Fellini Ripasso 2017 Valpolicella DOC Classico Superiore 75 cl (regulärer Preis CHF 119.90).

Art.-Nr.: 045892887



NUR JETZT IM PLATIN-CLUB

6 x FELLINI
RIPASSO



NUR **75.-** STATT CHF ~~119.40~~

AKTIONSCODE: KCH22-0258

JETZT
VERSANDKOSTENFREI
BESTELLEN

Online:
weltwoche.schuler.ch

Telefon:
041 819 33 33

DIE  WELTWOCH


SCHULER
GUTE WEINE SEIT 1694 

Gültig bis 15.12.2022 oder solange Vorrat. SCHULER St. Jakobs Kellerei Franzosenstrasse 14 6423 Seewen SZ

Sommaruga geht – und man denkt an Ogi

2022 war ein gutes Medienjahr, gekrönt vom Abgang einer äusserst schwachen Medienministerin.



Wenn wir heute aus dem Fenster schauen, erleben wir zwei grosse Überraschungen.

Erste Überraschung: Es gibt die Schweizer Medien immer noch. Zweite Überraschung: Es gibt die Schweizer Demokratie immer noch.

Hätten wir Medienministerin Simonetta Sommaruga geglaubt, dann wären unsere Medien wie unsere Demokratie heute arg am Wanken. Diesen doppelten Zerfall sagte sie voraus, wenn Anfang Jahr ihr Mediengesetz abgelehnt würde.

Die Stimmbürger nahmen ihr die Drohkulisse nicht ab und versenkten Sommarugas Mediengesetz deutlich.

Es war für die Medienbranche die vermutlich wichtigste Abstimmung ihrer Geschichte. Sommaruga wollte mit ihrem Gesetz dem Staat mehr Einfluss und Kontrolle in den privaten Medienhäusern verschaffen. Die glühende Etatistin aus der SP sicherte der Branche dafür über 150 Millionen Franken pro Jahr zu, breit gestreut von der verbilligten Zustellung von Sonntagszeitungen bis hin zur staatlichen Finanzierung linksalternativer Online-Foren.

Sommaruga scheiterte, so wie sie in der Medienpolitik schon zuvor durch die Bank gescheitert war.

Ich weiss, wenn Bundesräte zurücktreten, sollte man höfliche Abgesänge formulieren. Aber bei Sommaruga will das nicht so recht gelingen. Sie war, man kann es nicht anders sagen, im Medienministerium die schlechteste Besetzung seit Jahrzehnten.

Was Sommaruga auch anpackte, nicht nur beim Mediengesetz, ging schief. So versuchte sie, die Konzessionsgebiete der Privatradios neu abzustecken, um mehr Bundesgelder und mehr

Bundesaufsicht zu bekommen. Die Idee wurde schon in der Vernehmlassung in der Luft zerfetzt. Dann legte sie ein Bundesgesetz für elektronische Medien vor, das von TV bis Online neue Regulierungen vorsah. Die Reaktionen waren derart vernichtend, dass Sommaruga das Gesetz schon nach wenigen Monaten wieder zurückzog.

Ähnlich erfolglos agierte sie auch beim öffentlichen Funk. Nach der No-Billag-Abstimmung von 2018 war die SRG einigermaßen zur Vernunft gekommen und kündigte sogar einen Sparkurs an. Im Jahr darauf kam Sommaruga ins Amt. Sie beendete die neue Bescheidenheit und leitete der SRG schon bald

Simonetta Sommaruga war im Medienministerium die schlechteste Besetzung seit Jahrzehnten.

Dutzende an zusätzlichen Millionen zu. Allein im letzten Jahr explodierte der Ertrag der SRG um mehr als hundert Millionen Franken.

Wenn Sommaruga die schlechteste Medienministerin der letzten Jahrzehnte war, dann stellt sich die naheliegende Frage: Wer war der beste?

Kein Zweifel, der beste war Dölf Ogi, zuständig von 1988 bis 1995. Visionär war vor allem seine TV-Politik. Ogi gründete den Kanal S plus, den er als Konkurrenz zum «Geist von Leutschenbach» der SRG konzipierte und der auch Verlagshäuser als Aktionäre einbinden sollte. Es war die bisher einzige Initiative der Re-

gierung, den öffentlichen Rundfunk im freien Markt herauszufordern. Das Projekt reüssierte nicht, weil die SRG massive Obstruktion betrieb.

SVP-Mann Ogi hielt auch nichts davon, Steuergelder an private Medienunternehmen auszuschütten. Als der Verband der Schweizer Presse bei ihm eine staatliche Unterstützung von 150 Millionen Franken einforderte, war seine Antwort ein klares Nein. Und Ogi war auch der Letzte, der gegenüber der Branche unverblümete Kritik formulierte. Zitat: «Das Lehrerhafte gewisser Journalisten, die meinen, die vierte Macht spielen zu müssen, hat etwas Nervendes.»

Seit Ogi standen an der Spitze des Medienministeriums nur noch Linke, erst der verlässlich rötliche Moritz Leuenberger aus der SP, dann Doris Leuthard aus der CVP, die sich während ihrer Tätigkeit von einer Gemässigten zu einer Grün-Linken wandelte. Beide konzentrierten sich in ihrer Politik darauf, die Vormachtstellung der SRG als grösstes Medienunternehmen des Landes zu zementieren. So wie Ogi, und anders als Sommaruga, liessen beide die Finger von neuen Eingriffen in die privatwirtschaftliche Medienindustrie.

Wir können im Rückblick eine angenehme Bilanz ziehen. 2022 war ein gutes Medienjahr. Der bisher massivste Zugriffsversuch des Staates auf die freien Medien wurde vom Volk zurückgeschlagen. Und Sommaruga ging.

Mit ein bisschen Glück wird 2023 noch besser. Die Chancen stehen gut, dass erstmals seit fast dreissig Jahren wieder ein echt bürgerlicher Politiker als Medienminister agiert. Das wäre dann Ogi *reloaded*.

Biontechs Zulassungstricks

Die Pharma-Firma rühmt sich, im Rekordtempo einen Impfstoff entwickelt zu haben. Dabei blieb die Sicherheit auf der Strecke, wie aus amtlichen Dokumenten hervorgeht.

Philipp Gut

Die Entwicklung und Zulassung der mRNA-Impfstoffe war eine Hauruckübung, die in der Medizingeschichte beispiellos ist. Dies betonen zumindest zwei Persönlichkeiten, die es wissen müssen: In ihrem gemeinsam mit Joe Miller verfassten Buch «Projekt Lightspeed» beschreiben die Biontech-Gründer Ugur Sahin und Özlem Türeci den «Weg zum Biontech-Impfstoff – und zu einer Medizin von morgen». Darin erzählen die Autoren unter anderem, wie sie alles darangesetzt hätten, die ordentlichen Zulassungsprozesse eben bis zur «Lichtgeschwindigkeit» zu beschleunigen.

Demnach traf sich Ugur Sahin mit der für die Zulassung zuständigen deutschen Bundesbehörde, dem Paul-Ehrlich-Institut, im Februar 2020. Die Behörde habe ihm dabei zugesichert, «dass sie die einzelnen Abschnitte des Vorgangs straffen und seine Dauer verkürzen konnte, sodass er nur noch drei Monate in Anspruch nehmen würde». Doch Sahin war auch mit dieser bereits sehr weit gehenden Ausnahmeregelung nicht zufrieden. «Er wollte innerhalb weniger Wochen mit den klinischen Tests beginnen», heisst es in «Projekt Lightspeed» weiter.

Sahin setzte in der Folge seine Mitarbeiterin Claudia Lindemann, inzwischen zur Direktorin «Nonclinical Safety» bei Biontech aufgestiegen, unter Druck: «Komm schon, Claudia. Wir müssen eine Lösung finden.»

Menschen als Versuchskaninchen

Die Lösung war – zurückhaltend formuliert – kreativ. Lindemann suchte verzweifelt nach der fehlenden Legitimation, um die geltenden Sicherheitsstandards zu umgehen. Im O-Ton der Biontech-Gründer klingt das so: «Gemäss Ugurs Drängen begann Lindemann also mit ihrer Suche nach Möglichkeiten, die Studie zu beschleunigen.» Fündig wurden die Bion-



«Komm schon, Claudia.»

tech-Leute nach eigenen Angaben schliesslich in einem kurzen Absatz eines abgelegenen Papiers der Weltgesundheitsorganisation (WHO) zu Ebola-Impfstoffen aus dem Jahr 2005 («Annex 1 of WHO Technical Report Series, No. 924»). In «Projekt Lightspeed» heisst es dazu: «In für Fachfremde unverständlichen Formulierungen empfehlen die Verfasser den Regulierungsbehörden, es den Arzneimittelherstellern im Fall einer Gesundheitskrise zu ermöglichen, bereits nach Vorlage eines Interimsberichts mit den Versuchen von Phase I zu beginnen.» Die sonst notwendigen präklinischen Tierversuche müssten «vor Beginn der Humanstudien nicht unbedingt abgeschlossen sein», interpretieren Sahin und Türeci die Passage aus dem WHO-Papier. Mit anderen Worten: Die Versuchskaninchen waren die Menschen.

Die staatliche Zulassungsbehörde winkte dies offenbar anstandslos durch: «Claudia Lindemann legte diesen Vorschlag in mehreren Videokonferenzen dem Paul-Ehrlich-Institut vor, und die Experten der Bundesbehörde gaben ihr grünes Licht.» So einfach war das – das Menschenexperiment konnte beginnen. Und dies ausdrücklich ohne toxikologische Studien (Tierversuche) und ohne «die Untersuchung der sorgfältig entnommenen Organe und die

mikroskopische Kontrolle dieser Proben», wie die Biontech-Spitzen einräumen.

Forscht man noch etwas tiefer nach, stösst man auf weitere Fragezeichen. In dem angeblich für «Fachfremde unverständlichen» WHO-Papier, das die Legitimation für die abgekürzten Sicherheitschecks liefern soll, steht in der entscheidenden Passage Folgendes: «Eine Sicherheitsbewertung, einschliesslich Studien zur Toxizität bei wiederholter Verabreichung und zur lokalen Verträglichkeit, ist in der Regel für alle neuen Impfstoffkandidaten erforderlich, es sei denn, dies ist anderweitig

hinreichend gerechtfertigt.» Ein Verzicht auf Toxizitätsstudien sei nur möglich, «wenn ausreichende Daten zur Toxizität» und «klinische Erfahrungen zur Sicherheit vorliegen».

Diese klinischen, also in Humanstudien erhobenen Sicherheitsgarantien lagen zum Zeitpunkt der Bewilligung des «Produktkandidaten BNT 162» – des mRNA-Impfstoffs von Biontech/

«Es wurden keine pharmakologischen Studien zur Sicherheit durchgeführt.»

Pfizer, genannt Comirnaty – durch das Paul-Ehrlich-Institut aber offensichtlich nicht vor. Hinzu kommt: Die von Biontech als Rechtfertigung für den Verzicht auf seriöse präklinische Studien bemühte WHO-Richtlinie von 2005 ist veraltet: Sie wurde 2017 durch eine neue ersetzt, die explizit – wie es vernünftigerweise zu erwarten ist – eine «Untersuchung der Sicherheit» («exploration of safety») fordert. Dies in Übereinstimmung mit zahlreichen weiteren Richtlinien der WHO, des Council for International Organizations of Medical Sciences (CIOMS), des International Council for Harmonisation of Technical Requirements for Pharmaceuticals for Human Use,

der zuständig ist für die Harmonisierung der Beurteilungskriterien von Arzneimitteln, sowie der einzelnen staatlichen Zulassungsbehörden.

Nun ist in dieser Sache Aufsichtsbeschwerde bei Bundesgesundheitsminister Karl Lauterbach gegen den Präsidenten des Paul-Ehrlich-Instituts, Professor Klaus Cichutek, wegen des Verdachts auf rechtswidrige Genehmigung klinischer Studien «trotz ungenügender Sicherheitsdaten» eingegangen. Die Beschwerde, die der *Weltwoche* vorliegt, macht geltend, es sei aufgrund der Aussagen der Biontech-Gründer Sahin und Türeci davon auszugehen, «dass für den mRNA-Impfstoff Comirnaty von Biontech keine präklinischen Sicherheitsstudien durchgeführt wurden». Ausserdem gehe aus den Aussagen der Verantwortlichen hervor, dass der Verzicht auf diese Sicherheitsstudien «bereits vor Beginn der klinischen Phase vom Paul-Ehrlich-Institut explizit genehmigt wurde».

Erstaunliche Fakten

Eine weitere Spur in diesem Medizinal-Krimi führt zum Geschäftsbericht von Biontech für das Jahr 2019 mit Datum vom 14. Mai 2020. Ihm ist zu entnehmen, dass die präklinischen Studien für Comirnaty abgeschlossen seien und die (humanmedizinische) Phase I begonnen habe.

Die Frage drängt sich auf: Wie konnten zu diesem Zeitpunkt die Tierversuchsstudien abgeschlossen gewesen sein, wenn sie – nach Angaben der Verantwortlichen in ihrem Buch «Projekt Lightspeed – gar nicht ordentlich durchgeführt, sondern bewusst abgekürzt oder ausgelassen worden waren?

Das Praktische an diesem Fall ist, dass er so gut dokumentiert ist. In einem Bericht der australischen Regierung zu Comirnaty («Nonclinical Evaluation Report», Australian Government, Department of Health, Therapeutic Goods Administration) in Zusammenarbeit mit dem Biontech-Kollaborationspartner Pfizer vom Januar 2021 heisst es wörtlich: «No safety pharmacology studies were conducted.» Zu Deutsch: «Es wurden keine pharmakologischen Studien zur Sicherheit durchgeführt.» Deutlicher könnte man es nicht festhalten.

Fazit: Das sind insgesamt erstaunliche Fakten, die erst noch aus völlig unverdächtigen Quellen stammen. Wenn die verantwortlichen Hersteller und Behörden selbst angeben, dass bei dem allein im Fall von Biontech/Pfizer im Rahmen der «grössten Impfkampagne der Geschichte» (NZZ) über eine Milliarde Mal verkauften und überdies komplett neuartigen, mithin unerprobten mRNA-Impfstoff «keine pharmakologischen Studien zur Sicherheit» gemacht worden sind, reibt man sich die Augen. Der Fall Biontech/Pfizer, der sich von demjenigen anderer Hersteller von Covid-19-Impfstoffen nicht wesentlich unterscheiden dürfte, wird Öffentlichkeit und Behörden (sowie möglicherweise auch Gerichte) dafür mit Sicherheit weiter beschäftigen.

Falsche Sparapostel an der Werdstrasse

Ueli Maurer sei für die Berner Schuldenwirtschaft verantwortlich, schreibt der *Tagi*. Das ist lachhaft.

Marcel Odermatt

Seine Rücktrittsankündigung vor den Bundeshausmedien nutzte Ueli Maurer für einen Rundumschlag. Er lese keine Zeitungen mehr, weil diese keine Nachrichten, sondern nur noch linke Meinungen verbreiten würden. Das Radio müsse er nach wenigen Minuten abstellen. Die Auswahl der Themen und die Moderation hätten nichts mit der Welt zu tun, in der er lebe. «Da stelle ich fest, dass ich wahrscheinlich alt geworden bin oder Sie links.»

Bei den Journalisten kam die Kapuzinerpredigt schlecht an. Sie machten einen auf beleidigte Leberwurst. Der Magistrat habe nur Verachtung für die «vierte Gewalt» übrig, klagten sie. Richtig ist: Das Verhältnis zwischen den Medien und dem Bundesrat ist kompliziert. Während Maurers langer Laufbahn versuchten Journalisten immer wieder, sein Privatleben an die Öffentlichkeit zu zerren und zu skandalisieren. Das ging so weit, dass Maurer entschied, mit gewissen Exponenten der Zunft nicht mehr zu sprechen.

«Der rote Ueli»

Wie kam's dazu? Maurer steht symbolisch für den Aufstieg und den Erfolg der SVP in den vergangenen Jahrzehnten. Die meisten Journalisten im Bundeshaus mögen die SVP nicht. Also versuchen sie, deren Zugpferden am Zeug zu flicken – in der Hoffnung, die ungeliebte Partei als Ganzes zu schwächen.

Das jüngste Beispiel liefert der *Tagi*. Die Zeitung will Finanzminister Maurer ernsthaft die Schuld für die Schuldenwirtschaft des Bundes in die Schuhe schieben. Unter dem Titel «Hochdefizitäre Bundesfinanzen – Der rote Ueli und sein schwieriges Vermächtnis» lancierte das Blatt einen Frontalangriff auf Maurer. Angeblich hat der SVP-Bundesrat im Finanzdepartement versagt. «Wer soll das jetzt aufräumen?», fragt die Redaktion bang. Als ob die *Tagi*-Journalisten an der Werdstrasse jemals als Sparapostel verhaltensauffällig geworden wären.

Wer je auch nur in die Nähe des Bundeshauses gekommen ist, weiss um den Wahr-

heitsgehalt dieser Story. Er liegt bei genau null. Es ist Maurer, der seit Monaten jeden Auftritt dazu nützt, auf die überbordenden Ausgaben des Bundes hinzuweisen. Ob zusätzliche Gelder für die Armee, hohe Beamtenlöhne oder der Corona-Schuldenberg – Maurer mahnt, Maurer warnt. Trotzdem überstimmen ihn seine Kollegen im Bundesrat regelmässig. Und die Medien applaudieren, allen voran der *Tages-Anzeiger*. Wenn sich Maurer zu laut wehrt, erinnern sie ihn höchstens ans Kollegialitätsprinzip.

Auch im Parlament hat der Finanzminister keinen Stich. Die Räte beschliessen Mehrausgaben, als gäbe es kein Morgen (*Weltwoche* Nr. 39/22). In der jüngsten Budgetdebatte im Nationalrat wies Maurer nochmals darauf hin. Vom *Tages-Anzeiger* war nicht das leiseste Wort der Unterstützung zu vernehmen.

Zuletzt hat Maurer einige Tage in den Golfstaaten verbracht. Dabei wagte er als einziger Vertreter der Landesregierung, die Nati an der Fussball-Weltmeisterschaft in Katar anzufeuern. Was die Schweizer Zeitungen schreiben, dürfte für ihn noch weiter weg als sonst schon sein. Falls nicht, wird er sich wohl fragen, ob seine Medienkritik bei der Rücktrittsankündigung nicht zu milde ausgefallen sei.



«Wer soll das aufräumen?»: Bundesrat Maurer.

Der Tag, an dem Appenzell seine Unschuld verlor

Ein Staatsanwalt versucht, ein Jodelchörli wegen «Blackfacing» zu kriminalisieren. Die Woke-Tribunale erreichen die Bilderbuch-Schweiz.

Stefan Millius



Irgendjemand ist immer beleidigt.

Samstag, 19. November 2022. In der Mehrzweckanlage Walzenhausen ist eine «Stobete» angesagt. Darunter versteht man ein fröhliches Zusammenkommen bei Musik, Gesang und Tanz. Der Jodlerklub Walzenhausen, fast auf den Tag sechzig Jahre alt, hat an diesem Abend dazu eingeladen. Drei Tage später herrscht Ausnahmezustand in der Gemeinde im Vorderland von Appenzell Ausserrhoden. Ein «Skandal» habe sich zugetragen. Es sei ein «Eklat», schreiben die Medien. Zuerst erscheinen die Schlagzeilen in der Region, dann schweizweit. Schliesslich schaltet sich die Ausserrhoder Staatsanwaltschaft ein. Sie ermittelt zum Vorwurf der Rassendiskriminierung. Tatwerkzeuge: ein Bastrock, eine Perücke, eine Trommel und etwas schwarze Farbe.

Der Grund für die Aufregung: ein kurzer Videoausschnitt aus dem «Stobete»-Programm. Ein Jodler mit schwarz gefärbtem Gesicht und einer Aufmachung, die afrikanisch anmuten soll, stösst zu den anderen, und man musiziert gemeinsam. Dem Publikum gefällt's – ausser einem Zuschauer. Er fängt das Geschehen mit dem Handy ein und schickt den Clip an eine Zei-

tung. Dort ist die Sache schnell klar. Ein weisser Mann stellt einen Schwarzen dar? Das ist Blackfacing – und geht natürlich gar nicht.

Der folgende Feldzug ist ein unfairer Kampf. Hier die Medien, die munter vorverurteilen. Dort die Jodler, die sich einem drohenden Strafverfahren ausgesetzt sehen und die mit dem Interesse der Journalisten völlig überfordert sind. Denn am nordöstlichen Zipfel von Ausserrhoden, hoch über dem Rheintal mit Blick über den Bodensee, hat man es selten mit Journalisten zu tun. Vor zwanzig Jahren war das Nachbarort Wolfhalden kurz in den Schlagzeilen, weil Formel-1-Star Michael Schumacher dorthin ziehen wollte. Ansonsten wird die Region vom Rest des Landes ignoriert. Es sei denn, man findet ein Haar in der Suppe.

Beleidigung der Walzenhausener

Diese Unerfahrenheit hat Folgen. Unmittelbar nach der ersten Aufregung spricht Markus Nef, Präsident des Jodlerklubs Walzenhausen, noch mit Medienvertretern und stellte sich sogar vor die Kamera von *20 Minuten*. Vertrauensselig und durchaus glaubhaft erklärt der Mann, der kein Englisch spricht, noch nie von Blackfacing ge-

hört zu haben. Man habe einfach zeigen wollen, dass man zusammen mit anderen Kulturen Musik machen könne.

Inzwischen schaltet Nef auf stumm. Der Verein hat entschieden, sich nicht mehr zu dem Fall zu äussern. Die gemachten Erfahrungen haben ihm wohl gereicht. Nüchtern betrachtet, hatten die Jodler aus Walzenhausen auch nie eine wirkliche Chance. Ihnen gegenüber standen Leute, welche die Empörung zum Beruf gemacht haben und den Umgang mit Medien gewohnt sind. Wie beispielsweise Stephanie Graetz von der Stiftung gegen Rassismus. Sie sagt in einem Videointerview, Blackfacing müsse heute auch «im hinterletzten Dorf» bekannt sein. Damit bezichtigt sie Nef indirekt der Lüge und beleidigt nebenbei die Menschen in Walzenhausen. Dann setzt sie noch einen drauf: Der Auftritt war laut ihr klar «rassistisch motiviert». Woher weiss sie das? War sie bei den Vorbereitungen der «Stobete» dabei? Hat sie die internen Diskussionen mitverfolgt? Oder wenigstens die ganze Auf- führung gesehen?

Dann kommt der grosse Moment von Khalil Beydoun, seit 2019 Staatsanwalt in Appenzell Ausserrhoden. Der Jurist mit libanesischen

Wurzeln ist im Kanton aufgewachsen. Bis er urplötzlich Ankläger wurde, hat er eine überschaubare Karriere hingelegt. Er absolvierte Praktika beim Untersuchungsrichteramt Freiburg, bei einer Berner Anwaltskanzlei und bei der Berner Staatsanwaltschaft. Diesen Lehrjahren folgte eine Anstellung im Personalbereich des Departements für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport.

Beydoun hat einen Dokortitel, aber ein prozesserprobter Anwalt war er nicht, bevor er in Ausserrhoden gewählt wurde. Gerichtssäle hat er im Rahmen seiner Praktika höchstens als Gast gesehen. Das ist kein Zufall. Staatsanwalt: Das klingt für Laien beeindruckend. Unter Juristen gilt es vor allem in kleinen Kantonen eher als staatlich besoldetes Abstellgleis. Appenzell Ausserrhoden wie auch dessen Nachbar Innerrhoden haben notorisch Probleme, Interessen für die Staatsanwaltschaft zu finden. Sie haben deshalb ihre Ressourcen in einem Pool zusammengelegt, um die personellen Engpässe auszugleichen. Aber nun spricht die ganze Schweiz über die kleine Ausserrhoder Gemeinde mit rund 2000 Einwohnern. Khalil Beydoun wittert seine Chance. Umgehend eröffnete er eine Strafuntersuchung «wegen Diskriminierung und Aufruf zu Hass» gegen unbekannt. Er verkauft das Ganze zudem so, als sei ihm nichts anderes übriggeblieben. Er habe das «aufgrund der öffentlichen Berichterstattung von Amtes wegen» getan, sagt er auf Anfrage.

Müdes Kopfschütteln

Beydoun bezieht sich auf Art. 261bis des Strafgesetzbuchs, die sogenannte Rassismus-Strafnorm. Dabei handelt es sich um ein Offizialdelikt: Die Behörden müssen den Sachverhalt zwingend prüfen, wenn sie Kenntnis davon erhalten. Allerdings muss die Staatsanwaltschaft das, was ihr zu Ohren kommt, zuerst überhaupt für justiziabel halten. Der bewusste Gesetzesartikel kommt unter anderem zum Zug, wenn jemand «öffentlich gegen eine Person oder eine Gruppe wegen ihrer Rasse, Ethnie oder Religion oder sexuellen Orientierung zu Hass oder Diskriminierung aufruft». Es braucht einiges an Fantasie, hinter der Theatereinlage an der «Stobete» eines Jodlerklubs die öffentliche Verbreitung von Hass zu sehen.

Staatsanwaltschaften haben allerdings schon früher versucht, diesen Gesetzesartikel grosszügig auszulegen – und erlitten damit Schiffbruch. In Rorschach im Kanton St. Gallen sprach vor wenigen Monaten das Kantonsgericht einen Mann in zweiter Instanz frei, der in einer Verkleidung als Schwarzer Mohrenköpfe verkauft hatte. Die Richter hielten fest, es sei nicht ihre Aufgabe, eine allfällige Geschmacklosigkeit zu beurteilen. Rassendiskriminierend im Sinn des Gesetzes sei die Aktion aber nicht gewesen. Die Ankläger verzichteten darauf, das Urteil weiterzuziehen.

Was bedeutet: Blackfacing ist nicht einfach grundsätzlich ein Fall für die Justiz. Das Strafgesetzbuch verbietet es nicht, sich das Gesicht schwarz zu färben. Ansonsten wären seit Einführung des Artikels im Jahr 1994 Tausende von Menschen nach der Fasnacht vor Gericht gelandet. Aber Staatsanwalt Khalil Beydoun sieht nach der Sichtung eines kurzen Videoschnipsels offenbar mehr im Auftritt der Jodler in Walzenhausen. Er vermutet eine direkte und gewollte Herabsetzung einer anderen Rasse. Das wird er – wenn es so weit kommt – vor Gericht gut begründen müssen.

Vor allem im tiefen Osten der Schweiz. Hier hat man generell wenig Verständnis für Empörungreflexe dieser Art. David Zuberbühler (SVP) ist der einzige Nationalrat von Appenzell Ausserrhoden. Für die derzeitigen Ereignisse hat er nur ein müdes Kopfschütteln übrig. «Ich kann das

Das Strafgesetzbuch verbietet es nicht, sich das Gesicht schwarz zu färben.

alles bald nicht mehr hören», sagt der Herisauer. Inzwischen fühle sich überall irgendjemand auf irgendeine Weise beleidigt oder diskriminiert. «Echte Vorfälle von Rassismus gehen unter bei diesen vielen absurden Geschichten, in denen einer Aufmerksamkeit sucht und mit einer Videoaufnahme in die Zeitung kommen will.»

Doch was nützt das? Der Schuldspruch der Öffentlichkeit ist längst gefällt. Weitere Leute drängen ins Rampenlicht. Katarina Stigwall von der Rassismus-Beratungsstelle des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen der Schweiz (Heks) spricht von «kolonialen Stereotypen, die längst überwunden sein müssten». Yvonne Brändle-Amolo, eine aus Kenia stammende Jodlerin, zeigt sich «empört». Auf Twitter schreibt einer, die Walzenhauser Bevölkerung sei vermutlich «durch Inzucht entstanden», ein anderer spricht von «Hinterwäldlern». Offenbar sind auf Rassen bezogene Beleidigungen erlaubt, solange der Adressat weiss ist.

Zurück bleibt ein Verein, der seit sechs Jahrzehnten das Dorfleben bereichert. Und eine Gemeinde, die nicht weiss, wie ihr geschieht. Während eine Meute von Jägern über sie herfällt, die vermutlich nicht einmal weiss, was eine «Stobete» ist.



INSIDE WASHINGTON «Kampf um Zukunft der Zivilisation»

Twitter-Sheriff Elon Musk plant, alte Machenschaften in seinem neu erworbenen Betrieb öffentlich zu machen. Namentlich die Hintergründe über die Entscheidung der ehemaligen Twitter-Bosse, die Laptop-Story über Hunter Biden zu zensieren. In den Wochen vor den Präsidentschaftswahlen 2020 traf Twitter die verhängnisvolle und drakonische Entscheidung, die brisante Enthüllung der *New York Post* über den «Laptop aus der Hölle» des Biden-Sohnes zu unterdrücken.

Jetzt will Musk einen öffentlichen Prozess. Am Montag kündigte er an: «Die Twitter-Akten über die Unterdrückung der Meinungsfreiheit werden bald auf Twitter selbst veröffentlicht. Die Öffentlichkeit verdient es, zu erfahren, was wirklich passiert ist.» Stunden später legte Musk mit der feurigen Erklärung nach: «Dies ist ein Kampf um die Zukunft der Zivilisation. Wenn die freie Meinungsäusserung auch in Amerika verloren geht, steht uns nur noch die Tyrannei bevor.»

Die Pressesprecherin des Weissen Hauses, Karine Jean-Pierre, versicherte nervösen Journalisten, dass die Regierung Biden die Redefreiheit-Allüren des Milliardärs überwache. Jean-Pierre bestätigte vor dem Pressekorps: «Das ist etwas, das wir sicherlich im Auge behalten. Wir alle beobachten, was derzeit geschieht.»

Unbeeindruckt von dem in der Verfassung verankerten Schutz der Meinungsäusserung vor staatlicher Regulierung, bestand Jean-Pierre darauf, dass Social-Media-Plattformen gegen Äusserungen, die das Weisse Haus als «Fehlinformationen» oder «Hass» einstuft, «vorgehen». Musk will aufzeigen, dass die Bedrohung durch «Fehlinformationen» und «Hass» aus dem Inneren des Apparates kommt.

Amy Holmes



DIE **WELTWOCH**

Weltwoche Digital

Vor genau einem Jahr sind Sie eingestiegen.
Wir sind geflogen – durch die Decke.

Eine Million Leserinnen und Leser
Eine Million Zuschauerinnen und Zuschauer

Vielen Dank für Ihre Treue!

Übermütter oder Erzkonservative?

Was mich am meisten abschreckt, in Deutschland Kinder zu kriegen.



Die Deutschen behaupten oft, sie seien eine kinderfeindliche Gesellschaft. Statistisch gesehen, bewegte sich die Bundesrepublik 2022 hingegen im soliden Mittelfeld. Platz 12 im Best-Countries-Ranking der «20 besten Länder zum Grossziehen von Kindern». Das ist nicht phänomenal, aber auch nicht furchtbar. Die Schweiz liegt auf dem guten sechsten Platz. Dafür müssen sich Grossbritannien, Frankreich und die als kinderfreundlich angesehenen südeuropäischen Länder, Italien und Spanien, mit den hinteren Rängen begnügen. Entscheidend waren Parameter wie etwa die Einhaltung der Menschenrechte, Einkommensgleichheit, Sicherheit, Familienfreundlichkeit und der Zugang zu Bildung.

Für Deutschland zeigt sich: Die Voraussetzungen scheinen im internationalen Vergleich gar nicht schlecht zu sein. Dennoch liegt Frankreichs Geburtenrate, trotz vermeintlich schlechteren Voraussetzungen (Rang 16), deutlich über derjenigen der Deutschen und vieler anderer europäischer Länder. Was macht Frankreich anders, ja, besser als wir?

Tatsächlich halte ich gefühlte Wahrheiten und Wahrnehmungen im Alltag bei diesem emotionalen Thema für entscheidend. Deutschland mag statistisch nicht sonderlich schlecht abschneiden, das sagt jedoch nicht allzu viel über den Umgang mit Kindern im Alltag aus – der in der Tat eher unentspannt ist.

Wenn ich sagen müsste, was mich in Deutschland – neben der Migration aus islamischen Ländern und der ideologischen Geisterfahrt der Deutschen – am meisten abschreckt, Kinder zu

bekommen, dann sind es die Kommentarspalten in den sozialen Medien: diese Unerbittlichkeit, mit der selbst kleinste Diskussionen über Erziehung, Mutterschaft und Co. geführt werden. Hier geben sich militante Übermütter und erzkonservative Männer, die meinen, sie hätten ein Mitspracherecht, wenn es darum geht, was Frau mit ihrem Uterus anstellt, die Klinke in die Hand. Fragen zu Themen wie «Stillen in der Öffentlichkeit» werden hier schnell zu weltanschaulichen Grabenkämpfen. In vielen Themen der letzten Jahre haben die Deutschen

Oft habe ich auch das Gefühl, dass das Thema Kinder an Brisanz und Schärfe gewonnen hat.

ihren Hang zum Extremen offenbart, aber in keinem zeigt sich ihr fehlender Sinn für einen entspannten Austausch der Argumente so wie beim Nachwuchs und bei dessen Erziehung.

Oft habe ich auch das Gefühl, dass das Thema Kinder an Brisanz und Schärfe gewonnen hat, seitdem man uns Deutschen ständig erzählt, dass wir aussterben und dringend mehr Zuwanderung benötigen. Es scheint: Je weniger Kinder wir bekommen, desto verkrampfter gehen wir mit dem Thema um. Und je verkrampfter wir damit umgehen, desto bemühter, aber auch totalitärer werden wir in der Forcierung des Ziels, dass wieder mehr Kinder in die Welt gesetzt werden sollen – was nicht selten in übergriffigen Äusserungen endet und das Gegenteil bewirkt.

Im Ergebnis treffen Menschen, die das Kinderkriegen im Angesicht der drohenden

«Klimaapokalypse» für einen Akt von Egoismus halten, auf Leute, die sich als «Lebensschützer» bezeichnen und Abtreibungen am liebsten ganz verbieten würden. Was nun aber tun als Mensch der Mitte, der sich zwischen diesen Extremen zerrieben fühlt?

Kurzum: Ich will mir nicht von konservativen Männern sagen lassen müssen, dass ich meiner natürlichen Pflicht nicht nachkomme, weil ich mit 34 Jahren noch keine vier Kinder habe. Ich möchte nicht in Konkurrenz zu muslimischen Zuwanderinnen betrachtet werden, deren Kinderreichtum auf einem System der weiblichen Unfreiheit beruht. Umgekehrt bin ich sehr dafür, dass Frauen wie mir die Entscheidung für Kinder in Deutschland leichter gemacht wird. Durch weniger ideologische Grabenkämpfe, eine geringere Steuerlast, bessere Betreuung und vor allem weniger Zuwanderung aus für mich inkompatiblen Kulturkreisen.

Das eigentliche Problem ist doch, dass ich als berufstätige, gebildete Frau für das kinderreiche Lebensmodell jener aufkommen muss, die sich dieses sonst gar nicht leisten könnten. Dass ich mir Sorgen machen muss, in was für einem Deutschland meine Kinder künftig aufwachsen würden, wenn ich welche hätte. Diese Probleme werden sicher nicht durch Männer gelöst, die mich öffentlich beleidigen, weil ich noch nichts für die eigene «Arterhaltung» getan habe. Die Emanzipation lässt sich nicht rückabwickeln. Das sollten insbesondere die konservativen Kräfte in diesem Land lernen. Dann klappt es vielleicht auch endlich mit der weiblichen Wählerschaft.

Die sagenhaften Rubells

Der eine schuf den verrücktesten Nachtclub des 20. Jahrhunderts, der andere prägt die heutige Kunstwelt. Ein Hausbesuch in Miami.

Urs Gehriger

Halbnaakte, vor Ekstase vibrierende Körper, muskulöse, in Ketten gelegte Boys, Könige mit Umhängen aus Gold- und Silberlamé, Zauberer auf Rollschuhen, Exorzisten in Mönchskutten. Mitten drin tanzt Jerry Hall und verliert den letzten Hauch Textil, während sich Elton John an Adonis' Lippen labt. Und oben auf der Galerie sitzt Truman Capote in schwarzem Leder und schaut verzückt auf Dantes Inferno. «Ich war schon in sehr vielen Nachtclubs», piepst sein Fistelstimmchen in ein Reportermikrofon, «aber das hier schlägt alles.»

Manhattan, 1977. Der Vietnamkrieg ist vorbei. Watergate ist Geschichte. New Yorks Nachtleben erwacht aus einem langen Dornröschenschlaf. Sexklubs, Swingerklubs, Schwulenklubs schießen aus dem Asphalt. Doch dieser Klub schlägt alles, was die Welt seit dem alten Rom an Sex und Sünde gesehen hat: «Studio 54».

Gott an der Pforte des Paradieses

Es sind zwei junge Typen aus Brooklyn, die dieses Paralleluniversum des Hedonismus inszenieren: Steve Rubell und Ian Schrager reissen in einem alten Theater im Herzen Manhattans

Dieser Klub schlägt alles, was die Welt seit dem alten Rom an Sünde gesehen hat: «Studio 54».

die Stühle raus, verwandeln den Zuschauerraum in ein Monster von Tanzfläche. Und sie bieten dem hungrigen Publikum etwas, wovon Caligula nie geträumt hätte: Kokain in rauen Mengen. Und Disco-Musik bis zum physischen Kollaps.

Dreitausend Verrückte tanzen zu Donna Summers «Hot Stuff», Woche für Woche. Draussen vor der Tür betteln mindestens so viele um Einlass. An der Pforte des Paradieses sitzt Steve Rubell und spielt Gott: «Du, nein, geh nach Hause! Ja, du kommst rein.» Mit Laserblick wählt er Einzelne aus der Menge aus.

«Ich habe mir den Kopf zerbrochen über seine Türpolitik», sagt Steves Bruder, Don

Rubell. «Ich fragte ihn: «Steve, warum lässt du den rein, warum die nicht?» Darauf hat er gesagt: «Man braucht eine gute Mischung. Man braucht Leute, die aktiv sind, und man braucht solche, die zuschauen, man braucht Selbstdarsteller und Voyeure, man braucht At-

traktive, man braucht Hässliche.» Irgendwie hat er es immer geschafft, dass alle das Gefühl hatten, sie hätten das grösste Glück auf Erden, bei diesem Spektakel dabei zu sein.»

Fünfundvierzig Jahre später. Don sitzt in einem Ledersessel und blättert in opulenten



«Ja, du kommst rein»: Bob Colacello, Jerry Hall, Andy Warhol, Deborah Harry, Truman Capote,

Kunstabüchern. Wir befinden uns in Miami, in der Bibliothek des Rubell Museum. «Ja, nein, nein, ja.» Nun ist es Don, der eine Triage macht. Täglich landet eine Ladung Kunstbücher auf seinem Tisch. Nur ein Bruchteil schafft es in die Museumsbibliothek. Mit Kennerblick wählt er die besten Exemplare aus. Ebenso wie die Werke zeitgenössischer Kunst, die er in seinem Museum der Welt präsentiert.

Don und Steve sind die Söhne eines einfachen Postbeamten, die kein Romancier unterschiedlicher hätte erfinden können. Als Kinder teilen sie sich ein Zimmer. Um die Streithähne zu trennen, zieht die Mutter eine Linie quer durch den Raum. Don wählt die Fensterseite mit Blick in den Himmel, Steve die Nähe zur Tür. Steve wird der Derwisch des dekadenten Nachtlebens, Don Tempelwächter der modernen Kunst. Verbunden sind sie durch eine gemeinsame Philosophie: Das Leben ist ein Rausch der Sinnlichkeit, dem man frönen soll so lange und intensiv wie menschenmöglich.



Paloma Picasso im «Studio 54», 1979.

Als Don mit seiner Frau Mera in den 1990er Jahren aus New York nach Miami zog, konnte man die Stadt von der Krimiserie «Miami Vice» her. Da war Action, Sand und Sonne, aber künstlerisch war Miami Brachland. Heute boomt die Kunstszene. Miami ist der Kultur-Hub zwischen Amerikas Süden und Norden, zwischen Asien und Europa. Der atemberaubende Aufstieg begann vor genau zwanzig Jahren: als die Art Basel hier zum ersten Mal ihre Tore öffnete.

«Die Art Basel war entscheidend für die Entwicklung von Miami zum Kunstmekka», sagt Neisen Kasdin, damals Bürgermeister von Miami Beach. Er erinnert sich genau an den Moment, als alles seinen Anfang nahm. «An einem verregneten Sonntag klingelte das Telefon. Mera Rubell war am Apparat: «Neisen, komm rüber ins «Albion»-Hotel. Ich will, dass du Lorenzo Rudolf triffst, den Direktor der Art Basel, der grössten Kunstmesse der Welt.» Auf ihren Streifzügen durch die Museen der Welt hatten Don und Mera Rubell in Basel haltgemacht. Nun war Rudolf in Miami, auf der Suche nach einem zweiten Standbein. Bürgermeister Kasdin war Feuer und Flamme. «Nicht wegen der Kunst an und für sich», gibt er offen zu, sondern weil er sich von ihr einen Schub für sein Strandparadies erhoffte.

Kellertreppe ins Sündenlabyrinth

Die Art Basel nach Miami zu holen, war ein gemeinsamer Kraftakt der lokalen Kunstliebhaber. «Bald schlossen sich die wichtigsten Sammler der Stadt zusammen», erinnert sich Mera Rubell. «Und als es so weit war, öffneten sie ihre Häuser, um ihre Kollektionen zu zeigen.»

Die Eröffnung war für 2001 geplant. Wegen 9/11 wurde sie um ein Jahr verschoben. Nach der blinden Zerstörungorgie waren die Menschen hungrig nach Leben, nach Kreativität. «Diese aufgestaute Energie gab uns zusätzlich Schub. Alle hatten eine wunderbare Zeit.»

Menschen «eine wunderbare Zeit» bereiten – das ist es, was die Rubell-Brüder verbindet. Was sie darunter verstanden, unterscheidet sich freilich fundamental.

Im «Studio 54» führte neben der Tanzfläche eine steile Treppe in den Keller. Dort, in der Unterwelt, gab es einen Heizungsraum, der als «Spielplatz» berüchtigt war und zu dem nur ein handverlesener Zirkel Zugang hatte. Wilde Geschichten kursierten über diesen exklusiven Ort. «Man erwartete geradezu, dass man da unten Mickey Mouse beim Fixen zusehen konnte», erinnert sich Regisseur John Waters über den legendären Sündenpfuhl. In Wirklichkeit lagen in diesem Hades ein paar hingeworfene Kissen am Boden. Darauf sassen Stars wie Mick Jagger, Liza Minnelli oder Andy Warhol und kippten ins Drogendelirium. Wem es beliebte, der zog sich tiefer zurück in die hintersten Winkel des Sündenlabyrinths.

«Da war man nun, im dunklen Untergrund des berühmtesten Tanztempels der Welt», erzählt Matthew Rich, PR-Mann des Clubs, in einer der unzähligen Dokumentationen. «An einem Ort, an dem manchmal Zehntausende von Dollarnoten versteckt waren, einfach in Plastikwäschesäcke gepackt. Und Unmengen von Kokain.»

Das «Studio 54» war die «Titanic» der Nightclubs, und wie der Luxusdampfer schlug Steve Rubells Glitzerschiff leck. Man mache im Klub mehr Geld als die Mafia, hatte er wiederholt vor Reportern geprahlt. Im Februar 1980, keine drei

Steve wird der Derwisch des Nachtlebens, Don Tempelwächter der modernen Kunst.

Jahre nach der Eröffnung, schmiss Rubell eine letzte Party, bevor er wegen Steuerhinterziehung für drei Jahre ins Gefängnis wanderte. Während der Vorhang zum letzten Mal fiel, spielte er «I did it my way» in einer Endlosschleife.

Während Steve wie ein Meteor verglühte, schlug Bruder Don Rubell seinen eigenen Weg nach oben ein. Tagsüber führte der Gynäkologe ein Leben als solides Mitglied der Gesellschaft. Nach der Arbeit ergründete er die Jagdreviere der Kunst. Steve hatte den alten Celebrities ein letztes Mal Glanz verliehen, Don dagegen spürte die Stars von morgen auf, frische Talente, welche die Welt schon bald in Verückung versetzen sollten. Zu seinen ersten Entdeckungen zählte die spätere Ikone der Pop-Art, Keith Haring.

Treue Kunden von Keith Haring

«Wir trafen uns zufällig im «Mudd Club», in einem der Nachfolger des «Studio 54», erzählt Don Rubell. «Im Obergeschoss stellten Graffiti-Künstler aus, und da sass dieser bizarr aussehende Typ mit sehr dicken Brillengläsern auf einer Schaukel. Mera und ich löcherten ihn mit Fragen zur Graffiti-Kunst. Er sagte: «Kommt um drei Uhr morgens mit in die Bronx, dort sind sie auf den Bahnhöfen am Spraysen.» Wir fuhren hin. Aber da war nichts Aufregendes. Auf der Rückfahrt fragten wir den Typen: «Bist du auch Künstler?» «Ja», erwiderte er, aber seine Werke seien noch nicht bereit. Wir sagten: «Ruf uns an, wenn du denkst, dass du etwas Interessantes hast.» Wenig später lud er uns in einen Keller in St. Mark's Place ein. Wir waren hin und weg. Wir kauften jedes Stück, das er ausstellte.» Darunter war eine Serie von Marilyn- und Elvis-Zeichnungen. Sie sind heute integraler Teil der Rubell-Kollektion.

Don und Mera blieben Keith Harings treue Kunden. «Wir haben ihm das erste Kunstwerk abgekauft – und das letzte, bevor er gestorben ist.» Haring widmete es Dons Bruder, Steve. Die Zeit des hemmungslosen Sex war längst vorbei,



Rastlose Jagd nach immer Neuem: Steve Rubell mit Bianca Jagger, 1977; Don Rubell mit Sohn Jason und Keith Haring, 1985; Don und Mera Rubell.

eine Seuche namens Aids raffte Millionen hinweg. 1989 erwischte es Steve Rubell. Ein Jahr später starb Keith Haring.

Während Steves Leben abbrannte wie eine Fackel, brachten Don und Mera ihr Licht langsam zum Glühen. Heute zählen die beiden zu den einflussreichsten und vielleicht beliebtesten

Wie die Art Basel bringen die Rubells Menschen aus allen Ecken der Welt zusammen.

Sammlern zeitgenössischer Kunst. Es war eine «lange Reise, kleine Schritte, viele Jahre lang», sagt Mera. Ihre gemeinsame Geschichte lässt sich an drei Zahlen festmachen.

1964: das Jahr ihrer Heirat, in dem sie mit dem Kunstsammeln begonnen haben.

25: Das Budget für das erste Kunstwerk war 25 Dollar, was einem Viertel von Meras damaligem Gehalt als Lehrerin entsprach.

1993: das Jahr, in dem sie die Rubell Family Collection in Miami eröffneten.

Heute zählt die Rubell-Sammlung weit über 7200 Werke von mehr als tausend Künstlern. Die beiden haben etliche der heutigen Megastars wie Jean-Michel Basquiat, Cindy Sherman oder Jeff Koons entdeckt oder kauften ihre frühen Werke.

Wie spürt man ein Talent auf, von dem die Welt noch keine Ahnung hat? «Teamwork», sagt Don. «Meine Frau und ich erwachen jeden Morgen um fünf Uhr, und dann fliegen die Fetzen. Immer dreht sich alles um Kunst.» Sie ist die Stimme der Vernunft, mit wachsamem Blick auf das Budget und die Komposition der Kollektion. Don ist der Getriebene. «Ich liebe es, neuen Künstlern hinterherzujagen und zu kaufen.»

Die wenigsten Künstler stehen mit zwanzig in voller Blüte wie Keith Haring, der von der Kunstschule flog, weil seine Lehrer ihm nichts mehr beibringen konnten. «Es gibt keine grossen jungen Künstler, es gibt nur Künstler mit Potenzial», sagt Don. Und um diese zu finden, braucht es Instinkt, den man über die Jahre schärft.

In der Szene spricht man vom «Midas touch» der Rubells. Wenn die beiden einen Rohdiamanten aufspüren, stellen sie ihm alles zur Verfügung, damit er sich selbst den Schliff zum Kronjuwel verpassen kann. «Wir schaffen unseren Künstlern die Möglichkeit, etwas zu verwirklichen, das sie noch nie gemacht haben.»

Mit einem Topf Pasta fing alles an

Wer unter den Fittichen von Don und Mera eine residency absolviert, hat die Aufmerksamkeit der Kunstszene auf sicher. Der Wert der Werke von Rubell-Schützlingen potenziert sich um ein Vielfaches. Neben Raum, Material und finanzieller Unterstützung bieten die beiden etwas, das man mit keinem Geld kaufen kann: Netzwerke. Wie die Art Basel auf ihre Weise bringen die Rubells Menschen aus allen Ecken der Welt

zusammen. Angefangen hat es mit einem simplen Topf Pasta aus der heimischen Rubell-Küche.

Als der junge Keith Haring seine Eltern davon überzeugen wollte, dass er es als Künstler in New York schaffen könnte, luden Don und Mera Rubell sie zu einem Spaghetti-Essen bei sich zu Hause ein. «Das gab ihnen die Zuversicht, dass ihr Sohn kein Verlierer unter den Künstlern sein würde.» Die Rubell-Essen sind zur Institution geworden. Wenn wie diese Woche die Art Basel in Miami die Türen öffnet, erwarten die Rubells Tausende von Gästen zu ihrem jährlichen öffentlichen Frühstück.

Was ist das Erfolgsgeheimnis der Rubells? «Neugierde», sagt Don ohne Zögern. «Wir halten es mit dem legendären Groucho-Marx-Bonmot: «Ich würde nie einem Klub beitreten, der mich als Mitglied aufnähme.»» Zu Hause ist nicht dort, wo die Türen offenstehen und man sich gemütlich einnisten kann. «Das Wichtigste bei junger Kunst ist, dass man sich dabei ein bisschen unwohl fühlt. Man sieht sich Dinge an, die eine neue Idee oder eine neue Version eröffnen.»

Bei der rastlosen Jagd nach immer Neuem stellt sich die Frage: Gibt es überhaupt noch etwas, das uns komplett überraschen kann? Diese Vorstellung plage sie ständig, sagt Don Rubell. «Doch die grössere Sorge ist, dass wir nach rechts blicken, während ein grosses Talent links schlummert.» Manchmal dauert es eine Ewigkeit, bis ein Meister ins Bewusstsein der breiten Öffentlichkeit tritt. Raoul Dufy war einer der Grössten, als Picasso die ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. «Haben wir vielleicht gerade den grössten Künstler unserer Zeit übersehen? Man ist sich nie sicher.»



„Und plötzlich kam eine riesige Insolvenzwelle ...“

Die Art Basel in Miami öffnet am 1. Dezember 2022. Informationen zum Rubell-Museum: www.rubellmuseum.org



Hans Beyer (1878-1963), «Herbst bei Ftan mit Piz Macun», Öl auf Malkarton, 78.5×78 cm, signiert.

schweizerkunsthandel.ch

Verkauf | Beratung | Ankauf | info@schweizerkunsthandel.ch | Tel. +41 79 662 08 75

Krieg der Sterne

Bitcoin & Co. fordern die Macht der Zentralbanken heraus. Diese schlagen mit aller Kraft zurück.

Milosz Matuschek

Es ist so weit: Die erste Glied-Zentralbank der USA, die New York Fed, beginnt einen zwölfwöchigen Testlauf für digitale Zentralbankwährungen, sogenannte CBDCs (Central Bank Digital Currencies). Mit dabei sind etwa auch die Firmen Citi, Mastercard, HSBC. Bei CBDCs handelt es sich um Geld, das direkt von Zentralbanken an Private und Unternehmen ausgegeben wird, ohne Geschäftsbanken als Mittler. Es ist eine Revolution im Bereich der Währungen im Gange, die auch durch das Zurückdrängen von Bargeld flankiert wird. Der Boden dafür wurde in der Corona-Pandemie geschaffen, als zu Lasten von Bargeld die Kartenzahlung bevorzugt wurde. Der Covid-Erreger sass angeblich auf dem Cash. Pläne für digitale Zentralbankwährungen gab es allerdings schon davor. Auch die Europäische Zentralbank mischt ganz vorne mit.

Warum Revolution? Es gleicht einer Macht-ergreifung von oben. Digitale Zentralbankwährungen sind ein programmierbares Zahlungsmittel, mit Fusion verschiedener Daten wie Impfstatus, Kreditwürdigkeit, CO₂-Fussabdruck oder sonstigem, «sozialfreundlichem» Betragen. Das chinesische Sozialkreditsystem lässt grüssen. Dies bedeutet eine gewaltige Kontrollverschiebung zu Lasten der Bürger und zugunsten eines Zentralbankkartells, also eines Akteurs an der Schwelle zwischen privater und öffentlicher Funktion. Die Idee von Geld als gedruckter Freiheit wäre damit passé – zumindest aber mit einem grossen Fragezeichen versehen.

Gold als Waffe

Was steckt dahinter? Die Corona-Pandemie fungierte für die Einführung von CBDCs als Durchlauferhitzer. Politiker schwärmen vom «Fenster der Möglichkeiten», um für Verhaltensänderungen den Boden zu bereiten, die sonst nicht so schnell möglich gewesen wären. Je nach Land hängen die Bürger mal mehr, mal weniger am Cash. In der Schweiz und in Deutschland wird Bargeld gerne genutzt, in Schweden ist es schon fast am Verschwinden. Nicht nur das: Für Goldkäufe bereits ab 1999 Euro muss



Es geht um die Freiheit.

man sich EU-weit ausweisen, als würde man eine Waffe kaufen. Die EU plant, dass Bargeldzahlungen – natürlich immer aus hehren Motiven wie der Bekämpfung von Geldwäsche – auf 10 000 Euro gedeckelt werden. Schon jetzt ist Bargeld also zunehmend ein bedingt freies Zahlungsmittel.

Ein grosser Dorn im Auge der Zentralbanken dürfte nun das Aufkommen und Erstarken von Bitcoin & Co. sein. Die grösste Kryptowährung Bitcoin verteilt sich bereits auf dreihundert Millionen digitale Geldbörsen, die Entwicklung der Attraktivität geht in Konjunkturzyklen (die sich auch im schwankenden Preis niederschlagen) vor sich, so dass sich die Anzahl der digitalen Geldbörsen alle paar Jahre vervielfacht. Experten wie der Analyst Willy Woo gehen davon aus, dass bei gleichbleibender Akzeptanzzunahme in vier Jahren die Zahl der Bitcoin-Wallets die Milliardengrenze durchbrechen wird. Damit wäre eine parallele Vermögensklasse als inoffizielle Welt-Reservewährung installiert, die von Banken oder Politik nicht verhindert und nur begrenzt kontrolliert werden kann. Es

wäre der Moment der Loslösung des Bürgers vom staatlichen Geldmonopol, ein historischer Moment mit Ansage. Das Besondere bei Bitcoin ist, dass dieser auf einer quasi-öffentlichen Infrastruktur läuft, die gänzlich agnostisch ist, also nicht zwischen Herkunft, Geschlecht, politischer Einstellung oder sonstigen Kriterien unterscheidet. Der Zugang zu Bitcoin kann für

Richtig gelagert, ist diese Vermögensklasse nicht pfändbar oder staatlich einziehbar.

niemanden von niemandem vereitelt werden. Richtig gelagert, ist diese Vermögensklasse auch nicht pfändbar oder staatlich einziehbar.

In diesem Kontext wirft der FTX-Skandal, der kürzlich die Kryptowelt erschütterte, viele Fragen auf. Ein als Genius und Messias gefeierter Spekulant namens Sam Bankman-Fried, der auch zweitgrösster Spender der US-Demokraten nach George Soros ist und auch sonst ein Image des Wohltäters für sich beanspruchte, kam mit

einem von ihm kontrollierten Hedge Fund sowie seiner Kryptowährungsbörse (FTX) in Liquiditätsengpässe und musste Konkurs anmelden.

Diese Krise kommt für Kryptowährungen zur Unzeit. Bankman-Fried, mit besten Verbindungen zum Establishment der USA und in gewisser Nähe zu Regulatoren – der Vater seiner Ex-Freundin und zugleich CEO seines Hedge Fund war de facto Vorgesetzter eines Mitglieds der US-Börsenaufsicht, Gary Gensler. Die Frage deshalb: Drückten die Regulatoren bei FTX beide Augen zu? Es ist offensichtlich, dass Bankman-Fried nach diesem Debakel sowohl von der Presse als auch der Justiz mit Samthandschuhen angefasst wird.

Spielte er eine Doppelrolle, quasi als Jesus und Judas? Es ist nicht auszuschliessen, dass er ein U-Boot des Establishments war, um die Branche mit riskanten Wetten in Verruf zu bringen, auf dass sich Regulierungsbehörden nun mit brachialen Sanktionen über die Kryptobranche hermachen und diese zu Tode regulieren – wovon vor allem wiederum die zentralbankgestützten Digitalwährungen profitieren würden, für die Bitcoin & Co. die grösste Konkurrenz darstellen.

Kopf und Zahl

Die Bedrohung ist real. Geld ist im Kern keine staatliche, sondern eine gesellschaftliche Angelegenheit. «Geld» kommt vom Wortsinn her von «gelten». Jedermann steht es frei, mit anderen Handel zu treiben und in Orangen oder Wodkaflaschen zu bezahlen. Mit dem Status der staatlichen Währung spielt ein politisches Element in die Geldfrage hinein, denn diese verpflichtet Händler zur grundsätzlichen Annahme von staatlich kontrolliertem Geld (wenn man nicht gerade mit einem Kilosack an Rappen ankommt) und zur Zahlung von Steuern in der staatlichen Währung.

Seit Entstehen der ersten Münzen unter König Krösus von Lydien 500 vor Chr. ist darauf der Kopf des Machthabers eingepreßt; Kopf und Zahl sind zwei Seiten derselben Medaille. Die Kontrolle ist den Regierungen heute nur pro forma durch die Trennung von Staat und Zentralbank entrissen. Faktisch sind die Notenbanken nicht unabhängig. In den letzten Jahren finanzierten Zentralbanken letztlich die Ausgabenorgien der Politik mit ihrem billigem Geld sowie – besonders kostspielig – Kriege.

Mit der Ausdehnung von Bitcoins hingegen, die nach El Salvador nun auch mehrere andere Länder als offizielles Zahlungsmittel einführen wollen, ist immer auch eine Abgabe der staatlichen Kontrolle verbunden – und ein Machtgewinn des Bürgers.

Doch auch von anderer Seite droht dem staatlichen Lager Ungemach. So ist der Status der Weltreservewährung Dollar und damit die Vormachtstellung der USA immer auch von innen her gefährdet, so besagt es das Triffin-Dilem-

ma. Der belgisch-amerikanische Ökonom Robert Triffin, ein Kritiker des Bretton-Woods-Systems, beschrieb damit die Situation, dass der Weltreservestatus damit einhergeht, grosse Handelsbilanzdefizite eingehen zu müssen, also weit mehr Waren zu importieren als zu exportieren, um den Dollar weltweit verbreitet zu halten.

Zugleich untergräbt ein derart hohes Defizit, verbunden auch mit massiven Schuldenbergen zur Erhaltung des Wohlstands – nebst aufgeblähten Aktienmärkten –, das Vertrauen

Das sinkende Vertrauen in den Dollar sorgt dafür, dass das bessere Geld durch schlechteres verdrängt wird.

in den Dollar. Dieser hat seit Bestehen etwa 97 Prozent seiner Kaufkraft eingebüsst. Mit Zinserhöhungen und, damit verbunden, einem teureren Schuldendienst könnte zudem ein Liquiditätseingpass drohen. Weiteren Gelddruckorgien ist mit Anschwellen der Inflationsrate zudem gerade eine Grenze gesetzt worden.

Das sinkende Vertrauen in die Kaufkraft des Dollars sorgt zudem dafür, dass – nach «Gresham's Law» – das bessere Geld durch schlechteres verdrängt wird, also Dollars von Konsumenten ausgegeben werden, während dafür andere Reservevermögensklassen gehortet werden: Silber, Gold und eben auch Bitcoin – in der Erwartung, dass deren Wertentwicklung stabiler ist als jene des Dollars. Währungen sind immer auch Zeitbomben, dazu genügt ein Blick in ein Geschichtsbuch. Im Durchschnitt alle dreissig Jahre kommt es zu Reformen, Schuldenschnitten, Währungswechseln.

Schicksal der Welt

Auch die Lebensdauer von Leitwährungen ist begrenzt. Dies erinnert an die «geplante Obsoleszenz» bei Produkten. Inflationäre Exzesse bis hin zu Kollapsen kennt man aus Simbabwe, Bolivien, Venezuela, Island oder der Türkei. Die grosse Revolution, die sich jetzt ankündigt, ist allerdings nicht die des Wechsels der Vorherrschaft unter staatlichen Währungen oder die Flucht in Sonderziehungsrechte des IWF, sondern der Konflikt zwischen einem Zentralbankkartell und der ersten globalen, von nationalem Geld entkoppelten Währung Bitcoin.

Dabei geht es im Kern um die Frage der Freiheit: programmierbares, inflationäres, zentral gesteuertes digitales Zentralbankgeld auf der einen Seite, das in eine einengende Zukunft weist – auf der anderen Seite ein dezentrales, nicht einseitig entziehbares, nicht inflationäres Vermögensgut wie Bitcoin. Diese Entwicklung ist durch die Bürger quer durch alle Länder beeinflussbar. Das Schicksal der Welt liegt bei ihnen und in der Technologie – erstmals in ein paar Zeilen Krypto-Computercode.

Stromsparen bei den Staatsmedien

Wer die Fernsehkanäle und Radiosender durchzappt, muss sich immer wieder über die Inhaltsleere unseres Schweizer Fernsehens und Radios wundern. Am meisten ärgert mich in dieser Hinsicht die Sendung «3 auf 2». Da werden doch tatsächlich stundenlang das Radiostudio und die darin tätigen Moderatoren und Moderatorinnen des Radiokanals SRF 3 über den Fernsehkanal SRF 2 ausgestrahlt.

Radioprogramme parallel auch über den Fernsehkanal zu verbreiten ist doch kein Service public! Damit wird unnötigerweise Energie verschwendet. Aber auch jene, die solche Radiosendungen am Bildschirm verfolgen, benötigen logischerweise mehr Energie als Radiohörer. Es wäre zweckmässiger, jene Sendezeit, die vor allem aus Wiederholungen und der Übertragung von Radiosendungen belegt wird, für Drittanbieter freizugeben. Noch klüger wäre es, den Kanal SRF 2 abzuschalten, wenn keine Inhalte vorliegen, denn damit könnte viel Elektrizität eingespart werden.

Ich weiss nicht, für wie viele KMU oder Haushalte der eingesparte Strom ausreichen würde, aber es wird sich sicher ein SRF-Experte oder eine links-grüne NGO finden lassen, die diese Frage wissenschaftlich untersuchen könnte.

Viele Reportagen beschäftigen sich mit Nebensächlichkeiten im Ausland, oft mit geringer oder null Signifikanz für die Schweizer Bevölkerung. Oft dienen diese auch lediglich dazu, politische Kampagnen in der Schweiz zu untermauern. So wurde unlängst im Radio ausführlich über die «erfolgreiche» Cannabis-Legalisierung in Uruguay berichtet. Es wurden Leute und Studien zitiert, deren Aussagen nicht überprüfbar sind. Gesundheitliche Folgen des Cannabis-Konsums wurden ausgeblendet. Solche «Scheinreportagen» sind nichts anderes als verdeckte Werbung für die Cannabis-Legalisierung in der Schweiz.

Mit solchen Berichten sind weite Reisen verbunden. Eigenleistungen in Ehren, aber wenn man deren Kosten inklusive Umweltbelastung im Verhältnis zum Nutzen analysiert, bleibt das unguete Gefühl, dass sich die Reporter Ferienreisli von den Gebührenzahlern finanzieren lassen. Andererseits muss man oft wochenlang warten, bis man etwas zu wichtigen Themen in den Nachbarländern oder wichtigen Grossstaaten in Übersee erfährt.

Hans Kaufmann

Ehrlich währt am besten

Das beliebteste Mädchen der Welt ist auch eines der geschäftstüchtigsten. Was die amerikanische Youtuberin Emma Chamberlain alles richtig macht.

Dominique Feusi

Darauf habe ich mein Leben lang gewartet!», sagt Emma Chamberlain und lacht, als sie dem Magazin *Architectural Digest* für die bei Stars so begehrte Video-Hausführung, quasi die höheren Weihen des guten Geschmacks, die Tür aufmacht. Chamberlain hat das Anwesen in Beverly Hills letztes Jahr für 4,3 Millionen Dollar gekauft, war, na klar, bei Umbau sowie Einrichtung stark involviert – und da ist er jetzt, der Moment, auf den sie ihr Leben lang gewartet hat! Okay, lange warten musste sie nicht. Emma Chamberlain ist 21 Jahre alt.

Moment, ist die mit Richard Chamberlain verwandt? Nein. Wer bei Chamberlain, zack, an «Die Dornenvögel» und «sexy Priester» denkt: Wir sind alt, Emma Chamberlain wird von der Generation Z verehrt. Richtig, sie ist ein Youtube-Star, «neues It-Girl und *Vogue*-Liebling» und, sie selbst findet den Begriff «ekelhaft»: Influencerin. Halt, bleiben Sie hier! Das *Time*-Magazin zählt sie zu den «25 Most Influential People on the Internet», *Forbes* zu den «30 Under 30», *Variety* zu den mächtigsten Personen in Hollywood, denn die witzige Kalifornierin hat laut der *New York Times* «die Welt der Online-Videos verändert, insbesondere wie Authentizität kommuniziert wird».

Fegefeuer der Eitelkeiten

Als «nahbar» und «authentisch» wird Chamberlain, die sich oft ungeschminkt filmt und spielerisch zwischen tollpatschig, verletztlich, witzig und erstaunlich selbstreflektiert changiert, denn auch wahrgenommen, und Authentizität ist in den sozialen Medien, dem Fegefeuer der Eitelkeiten, ein rares Gut. Dabei ist in einer Zeit voller Filter, Fake News und Manipulation der Durst nach Echem gross. Gerade bei der jungen Generation, die mit dem ganzen Internetmüll aufgewachsen ist. Weshalb man mit Authentizität momentan viel Geld verdienen kann. Und das hat Emma Chamberlain in den letzten fünf Jahren getan. Um ihrer Depression zu entkommen, begann sie mit sechzehn ein Videotagebuch: «Ich hatte keine Freunde und brauchte eine soziale Struktur.» Und so startete der Youtube-Kanal des Teenagers von nebenan buchstäblich bei



Möge die Authentizität mit ihr sein: Social-Media-Star Chamberlain.

null: «Ich erinnere mich an meinen ersten Abonnenten, ich war so aufgeregt! Und dann schaute ich nach – und es war mein Vater.»

Heute folgen Chamberlain, deren Eltern sich scheiden liessen, als sie fünf war, allein auf Youtube 11,9 Millionen, denn schon bald ging ihr

«Ich erinnere mich an meinen ersten Abonnenten, es war mein Vater.»

Beitrag «Wir alle schulden dem 1-Dollar-Store eine Entschuldigung» viral. Zu sehen ist ein ganz normales Teenagermädchen mit ein paar Pickeln im Gesicht, das in der hysterisch euphorisierten Art von Dauerwerbesendungen Produkte, die es im 1-Dollar-Store erstanden hat,

anpreist: «Was kann man mehr von einem Produkt erwarten?», fragt sie und hält eine Schachtel Ohrenstäbchen mit einem Aufdruck des Disney-Hits «Die Eiskönigin» in die Kamera. «Alle lieben <Die Eiskönigin>!», schwärmt sie und reisst nur Sekunden später versehentlich den Aufdruck ab. «Oh, macht das nicht nach!», sagt sie und: «Eigentlich habe ich <Die Eiskönigin> nie gesehen, ich bin ein Fake-Fan!» Das ist der Charme von Emma Chamberlain.

Man möchte ihr Kaffee abkaufen

Das Vermögen der umtriebigen Schulabbrecherin wird derzeit auf 90 Millionen Dollar geschätzt, sie wirbt für Louis Vuitton und Cartier, glänzte bei Anna Wintours Met-Gala mit Kurzinterviews und mischt mit ihrer Hautpflegelinie «Bad Habit» im Beauty-Geschäft mit, denn «das beliebteste Mädchen der Welt» (*Cosmopolitan*) ist auch eines der geschäftstüchtigsten Mädchen der Welt. Für ihren Podcast «Anything Goes», in dem von mentaler Fitness bis zu Mode alles, eben *anything*, besprochen wird und der in fünfzig Ländern auf Platz eins schoss, hat sie kürzlich einen mehrjährigen Exklusivvertrag mit Spotify über ihr gesamtes Archiv sowie neue Folgen abgeschlossen.

«Vom Internetphänomen, dessen Ästhetik Millionen junger Menschen beeinflusst hat», wie Amazon ihre Agenda bewirbt, gibt's sogar Kaffee, «Chamberlain Coffee», mit über 12 000 begeisterten Reviews, und die bekennende Frühaufsteherin gibt unumwunden zu, dass ihr Geld wichtig ist: «Mein Vater ist Künstler, und er war eine Weile krank und konnte nicht malen, es gab in meiner Familie schwierige Zeiten.» Wenn Emma Chamberlain das sagt, möchte man sie in den Arm nehmen. Und ihr Kaffee abkaufen.

«Ich glaube, du bist echt, und ich kann das irgendwie sehen», sagte Talkmaster Jimmy Fallon, und das Publikum applaudierte frenetisch: «Alle lieben dich!» Wahrscheinlich sagt diese kollektive Sehnsucht nach Echem mehr über unsere Zeit als über die sympathische junge Frau aus. Man wünscht ihr, dass die Industrie sie nicht verschlingt. Emma Chamberlain, möge die Authentizität mit dir sein.



**BMW
MOTORRAD**



BRRRUMMM

HÖCHSTE ZEIT FÜR DEN BMW WINTERSERVICE

Gönn deinem Motorrad den Service, den es verdient: den BMW Winterservice bei deinem offiziellen BMW Motorradpartner inklusive fachmännischer Wintereinlagerung, Möglichkeit für Umbau und Customizing und je nach Distanz sogar kostenlosem Hol- und Bringservice.

www.bmw-motorrad.ch/service

MAKE LIFE A RIDE

Bundesrat im Schraubstock

Ein Anruf aus Washington reichte, um die Neutralität der Schweiz zu schleifen. Jetzt wollen die Amerikaner noch mehr.

Marcel Odermatt

Bern

Am 28. Februar 2022, um 14.30 Uhr, kommunizierte der Bundesrat einen Entscheid, der für die Schweiz als historisch taxiert werden kann. Die Landesregierung gab an diesem Montagnachmittag, eine halbe Woche nach dem russischen Überfall auf die Ukraine, bekannt, die Sanktionen der Europäischen Union gegen Moskau zu übernehmen.

Während die Bundesräte Ueli Maurer (SVP), Viola Amherd (Mitte), Ignazio Cassis (FDP) und Karin Keller-Sutter (FDP) an einem Point de Presse diesen Bruch mit der bewährten Neutralitätspolitik der Schweiz zu erklären versuchten, eröffnete Nationalratspräsidentin Irène Kälin (Grüne) die Frühjahrssession der eidgenössischen Räte. In ihrer Rede gab sie die Erzählung vor, die seither die politische Debatte in der Schweiz bestimmt: «Neutralität bedeutet nicht, zu schweigen, sondern für Frieden und Menschenrechte einzustehen.» Wer sich hinter der Neutralität verstecke, stehe «auf der falschen Seite der Geschichte».

Scott Millers stiller Triumph

Die hehren Worte hallten bis über den Atlantik. Unbemerkt von der Öffentlichkeit und den meisten Ratsmitgliedern sass an diesem Nachmittag auch der amerikanische Botschafter Scott Miller auf der Besuchertribüne des Nationalrats und lauschte Kälin's Ausführungen. Miller war zu diesem Zeitpunkt erst seit einem Monat in Bern tätig. Der Meinungsumschwung seines Gastlandes war für ihn ein Triumph auf der ganzen Linie.

Noch vier Tage zuvor hatte Bundespräsident Cassis ihm erklärt, die Schweiz werde die Sanktionen nicht übernehmen. Der Bundesrat werde aber sicherstellen, dass die Strafmassnahmen nicht via Schweiz umgangen würden. Ziel sei es, dass die Eidgenossenschaft eine diplomatische Vermittlerrolle spielen könne.

Diese Position, die im Einklang mit der Neutralität der Schweiz stand, missfiel den Amerikanern. Und weil sie im gegenwärtigen Bundesrat einen schwachen Verteidiger schweizerischer Interessen zu erkennen glaubten,



Der Paukenschlag folgte zum Schluss: Präsident Biden, 1. März.

zogen Miller und seine Leute ein Powerplay auf. Er gehe die Schweiz «auf höchster Ebene an, um sie zu ermutigen, sich der gemeinsamen Reaktion mit den Partnern anzuschliessen», säuselte der Botschafter öffentlich. Zur gleichen Zeit telefonierte die amerikanische Vize-Aussenministerin Wendy R. Sherman mit Cassis' Chefdiplomatin Livia Leu und sprach Klartext. Man erwarte, dass der Bundesrat bei den Sanktionen gegen Russland mitmache. Dieser Wunsch eines befreundeten Staats kam im Ton eines Befehls daher. Für den Fall, dass sich Bern weigern sollte, die Direktiven aus Washington umzusetzen, wurden Retorsionsmassnahmen angedroht, vor allem gegen die Schweizer Banken.

Der Druck wirkte, der Bundesrat knickte ein. US-Präsident Joe Biden konnte am 1. März in seiner Rede zur Lage der Nation verkünden: «Wir haben Russlands Lügen mit der Wahrheit gekontert. Und nun, da er [Wladimir Putin;

Red.] gehandelt hat, zieht die freie Welt ihn zur Rechenschaft.» Stolz zählte Biden auf, wer alles in diesem Wirtschaftskrieg an der Seite der USA stehe: die EU-Mitgliedstaaten, das Vereinigte Königreich, Kanada, Japan und andere mehr. Der Paukenschlag folgte zum Schluss: «... even Switzerland» – sogar die Schweiz.

«Zeitenwende»

«Even Switzerland»: Selbst der mächtigste Mann der Welt schien überrascht, dass ein Anruf aus Washington gereicht hatte, um die berühmte, jahrhundertealte Neutralität der Schweiz zu schleifen. Bundespräsident Cassis, der im Gespräch mit Botschafter Miller eben noch die Neutralität verteidigt hatte, sprach nun von einer «Zeitenwende», von einem «einmaligen Schritt der Schweiz». Um es in Bidens Worten zu sagen: Die kleine Eidgenossenschaft schickte sich an, den Führer einer Atommacht «zur Rechenschaft» zu ziehen.

Neun Monate später wissen wir: Es blieb beim Versuch. Noch immer ist kein Ende des Kriegs abzusehen, noch immer herrscht Putin in Moskau. Verändert hat sich dafür die Stellung der Schweiz in der internationalen Politik. Das Einknicken des Bundesrats wurde in Washington und anderen Hauptstädten genau registriert und weckt neue Begehrlichkeiten. Man reichte den Finger und verlor die Hand.

Im Bundeshaus hört man, die USA hätten ihre Ansprüche zuletzt sehr offen platziert. Sie erwarteten, dass der Bundesrat auch künftig Sanktionen nachvollziehen werde, schliesslich sei die Schweiz nicht mehr länger neutral. Man kann es den Amerikanern nicht verübeln. Sie setzen einfach ihre Interessen durch, und Wirtschaftssanktionen zählen nun einmal zu den Mitteln ihrer Wahl.

Irrweg Handelskrieg

John Smith, ein ehemaliger US-Sanktionsbeamter, erklärte kürzlich in einem Interview mit der Deutschen Welle: «Jeder Präsident, ob Demokrat oder Republikaner, jeder Kongress, ob von Demokraten oder Republikanern geführt, liebt das Sanktionsinstrument.» Selbst ein Nato-Mitglied wie die Türkei ist gegen

Selbst Joe Biden schien überrascht, dass die Schweiz ihre berühmte Neutralität einfach so aufgibt.

unfreundliche Massnahmen nicht gefeit. Der Bündnispartner der USA entschied vor ein paar Jahren, das russische Raketenabwehrsystem S-400 einzusetzen. Das erzürnte die Administration Trump so sehr, dass sie scharfe Restriktionen gegen die türkische Verteidigungsindustrie ergriff. Die Regierung von Joe Biden hält an ihnen fest. Idealistische Ziele, wie sie Kälin oder die Bundesräte äussern, spielen für die Amerikaner bestenfalls eine untergeordnete Rolle.

Nützen die Sanktionen immerhin etwas? Die Erfahrungen sprechen dagegen. Der Freiburger Ökonomieprofessor Reiner Eichenberger legte im Juli in der *Weltwoche* dar, weshalb wirtschaftlichen Massnahmen in der internationalen Politik kaum je Erfolg beschieden ist («10 Gründe, warum Sanktionen versagen, *Weltwoche* Nr. 28/22). Das berühmteste Beispiel dafür ist Kuba. US-Präsident John F. Kennedy verhängte 1962 ein Handelsembargo gegen die Karibikinsel. Mit der Einfuhrsperre sollte der Sturz des kommunistischen Machthabers Fidel Castro erwirkt werden. Trotz wirtschaftlicher Übermacht verfehlten die USA ihr Ziel. Noch heute, sechs Jahrzehnte später, regieren in Havanna die Kommunisten.

Langsam dämmert es auch Politikern und Beamten im Bundeshaus, dass mit Handelskriegen kaum ein Problem gelöst werden kann.



Gemessen an Schweizer Massstäben, müsste der Bundesrat im Tagestakt irgendwo intervenieren. Die ökonomische Kraft dazu hätte die Schweiz vielleicht sogar: Sie zählt zu den grossen Volkswirtschaften der Welt und verfügt in wichtigen Bereichen über eine Schlüsselposition. Ein Beispiel ist das Goldgeschäft: Die Schweiz raffiniert bis zu 70 Prozent des ganzen Edelmetalls, das weltweit abgebaut wird – vier der sieben grössten Raffinerien stehen hier. Trotzdem fordert niemand ernsthaft, dass die Schweiz auf Konfrontation mit der halben Welt gehen solle – aus gutem Grund: Eine solche Politik wäre zum Scheitern verurteilt.

Letzte Verteidigungslinie

Im Fall von Russland gelten andere Regeln. Zu den wenigen bekennenden Kritikern des Sanktionsregimes zählt Franz Grüter, Präsident der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates: «Nicht nur die Amerikaner machen Druck. Von allen Seiten heisst es, unser Land müsse die Massnahmen mittragen, sonst würde die Schweiz isoliert und würden gewisse Branchen wie beispielsweise die Banken vom US-Markt ausgeschlossen.» Dabei seien Sanktionen Kriegsmassnahmen ohne Waffen, so der SVP-Parlamentarier. «Es braucht grosse Anstrengungen, die Schweizer Position und Neutralität zu erklären.»

Gut möglich ist, dass der Konflikt in der Ukraine erst den Auftakt für viel grössere Herausforderungen markierte. Was passiert, wenn die Spannungen zwischen den beiden Supermächten USA und China eskalieren? Will sich die Schweiz auch in eine solche Auseinandersetzung hineinziehen lassen? Die Drohkulisse, die Washington in dem Fall aufbauen wird, dürfte noch viel gewaltiger sein. Wie will der Bundesrat da widerstehen, wo er doch schon im Ukraine-Konflikt nachgab?

Die letzte Verteidigungslinie bildet das Volk, das wohl in ein paar Jahren über die Neutralitätsinitiative abstimmen wird. Es wäre nicht das erste Mal, dass die Bürger einer fehlgeleiteten Regierung den Weg weisen würden.

RECHTSSTAAT

Russen bekommen keinen Anwalt mehr

Nach kurzem Zögern gewannen die Sanktionsfalken im Bundesrat wieder Oberhand. Die Schweiz übernahm vor einigen Tagen das achte Paket der EU über wirtschaftliche Zwangsmassnahmen gegen Russland. Bisher haben die Strafen das Ziel nicht erreicht. Der Krieg in der Ukraine tobt weiter.



Neue Massnahmen: Bundesrat Cassis.

Während die Bomben fallen, tüfteln die Bürokraten in Brüssel immer neue Instrumente aus. Dabei werden Werte verletzt, die der Westen in Osteuropa zu verteidigen vorgibt, konkret: die Rechtsstaatlichkeit. In Artikel 5n der neuen Verordnung steht, es sei verboten, Rechtsberatung für in Russland niedergelassene juristische Personen zu erbringen.

Der rechtsstaatliche Grundsatz, dass jedermann das Recht hat, sich in juristischen Angelegenheiten durch einen Rechtsanwalt vor Gerichten oder Behörden vertreten zu lassen, gilt für Russen auf dem Gebiet der Eidgenossenschaft nicht mehr. Unabhängig davon, wie sie sich zur Aggression des ehemaligen Zarenreichs stellen: Für diese Menschen wurde die Gleichbehandlung kurzerhand ausgehebelt.

Interessanterweise ist gegen dieses Vorgehen in der Schweiz bisher kein öffentlicher Widerstand wahrzunehmen. Anders in Deutschland: «Die Entscheidung, ein Mandat anzunehmen oder abzulehnen, muss allein dem Anwalt überlassen sein», schreibt der Deutsche Anwaltverein. Der Schritt sei ein «falsches Signal und schadet der Rechtsstaatlichkeit».

Marcel Odermatt

Am Ende triumphiert das Leben

Wir leben in einer Zeit, in der das Gegenteil von dem wahr ist, was als wahr verkauft wird. Das Gute daran: All das ist so offensichtlich, dass es kaum noch jemand glaubt.

Milosz Matuschek

Wo ist oben, wo ist unten? Wissen wir es noch? Wie erkennen wir es? Unsere Lebenswelt erscheint immer mehr als eine Schneekugel, die heftig durchgeschüttelt und auf dem Kopf stehengelassen wurde. Wir erleben eine Zeit, in der zunehmend das Gegenteil von dem wahr ist, was einem als wahr angepriesen wird. Das Gute daran: All das ist zunehmend so offensichtlich, dass es kaum noch jemand glaubt. Die Nomenklatura in Medien, Politik und «Wissenschaft» hat die Hosen nicht mehr nur heruntergelassen, sondern gänzlich verloren. Die selbsternannten Kämpfer gegen «Hass und Hetze» predigen davon, wie sie Menschen als Ratten in ihre Löcher zurückprügeln wollen («Tagesschau»), Kritiker als unnütze Blinddärme entfernen (ZDF), sie stimmen ein Lob der Spaltung der Gesellschaft an (Die Zeit) oder wollen «Mehr Diktatur wagen» (Süddeutsche Zeitung). Inlandgeheimdienste beobachten den kritischen Teil der Bevölkerung bei der angeblichen «Delegetimierung des Staates», anstatt diejenigen unter die Lupe zu nehmen, die von innen heraus die Wurzeln unseres Gemeinwesens zersägen.

Gekaufte Wahrheitsministerien

Die Verkehrung der Wirklichkeit ist kein Beiprodukt, es ist das Produkt. Genauer gesagt: das Produkt einer neuen Riege nihilistischer Kräfte, die sich einen Systemumbau von innen, bezahlt durch den Bürger durch Rundfunkzwangsgebühren und Steuergelder, auf die woken Regenbogenfahnen geschrieben haben. Dostojewskis Dämonen geistern wieder durch die Welt. Ihr Erkennungszeichen: Sie wollen nie das naheliegende Machbare und Produktive, sondern stets das Fernliegende, Utopische, Destruktive. So sind sie nie verantwortlich zu machen, denn das Ziel ist ja noch in weiter Ferne. Diese Nomenklatura des Nihilismus, man findet sie heute unter demokratie- und volksverachtenden Politikern, bei NGOs und Stiftungen, in staatsnahen Think-Tanks wie dem Zentrum Liberale Moderne, gekauften Wahrheitsministerien wie dem «Volksverpetzer» sowie unter willfährig-eifrigen Redaktoren.

Diskutieren wir die Probleme auf Höhe der Zeit? Ich meine nicht. Weitläufig wird so getan, als müsste man nur immer wieder darauf hinweisen, dass der Debattenraum verengt wird, Grundrechte zu Privilegien erklärt werden, die ideologischen Verirrungen ins Kraut schießen und Lügengebäude als Pseudorealität verkauft werden, damit sich etwas ändert. So wäre es in «normalen Zeiten». Nun sind wir aber in Zeiten der «neuen Normalität», wie der gesellschaftliche Umbau seit Corona genannt

Im Windschatten der Lächerlichkeit gedeiht zugleich der Mut zu einem neuen, anderen Leben.

wird. Und in diesen Zeiten muss man davon ausgehen, dass all dies so gewollt ist. Die Beteiligten wissen Bescheid über das, was sie tun. Und sie tun es trotzdem. Dagegen hilft keine Unterschriftenliste oder eine putzige Petition. Sondern nur die ungeschminkte Analyse der Realität und eine Neukalibrierung der eigenen Einstellung zur Welt.

Am ehesten wird man der aktuellen Situation gerecht, wenn man sie als eine Form der hybriden Kriegsführung betrachtet, als einen Krieg, der nie sichtbar erklärt wurde und in

welchem die Hauptwaffe nicht die Kanone ist, sondern das Wort. In dieser Konstellation geht es nicht um einen Angriff von aussen, sondern um eine Aushöhlung von innen. Es geht darum, jede Form der gesellschaftlichen Interaktion zu unterminieren (Ex-Kanzlerin Merkel: «Keine Gespräche!»), den Prozess, der zu logischen Schlüssen führen soll, zu untergraben und damit letztlich das Individuum in einer Form der Desorientierung zu hinterlassen.

Betrachten wir nur die Begriffe und fragen uns, was noch dahintersteckt, ausser zunehmend leere Hüllen. Freiheit? Ein Privileg für Gehorsame. Wahrheit? Das, was eine Nomenklatura dafür hält. Berufsethos? Für viele gibt es nur noch «Jobs». Familie? Ein Regenbogenkonglomerat von Elter 1 und Elter 2 zur Nichtfortpflanzung. Religion und Spiritualität? Ein räucherstäbchenhafter Kult der «Selbstliebe». Kultur? Ein ideologisches Influencertum. Freie Wirtschaft? Der Beginn eines cliquenhaften Staatskapitalismus. Bildung? Eine Ansammlung von schalem Diplomwissen. Wir erleben einen Kampf gegen das Menschliche selbst, einen Versuch, den Menschen in einen gehorsamen Roboter zu verwandeln, wie es der Transhumanismus verheißt. Der vermeintliche Fortschritt gebiert ein digitales Sklaventum. Die Menschheit mu-tiert unbeschwert in das Metaversum hinein



Dostojewskis Dämonen.

und hält die virtuellen Gitterstäbe für Mittel der Horizonterweiterung.

Der Lauf der Welt ist immer von einer Dualität geprägt, also von gegensätzlichen Kräften bestimmt. Es gibt die Vitalität des Lebens nicht ohne die Morschheit des Todes. Lebenstrieb und Todestrieb sind in unsere Gesellschaft eingewoben. Der Konflikt zwischen beiden tritt mal stärker und mal schwächer heraus. Für die politischen Systeme hat der russische Mathematiker und Dissident Igor R. Schafarewitsch den «Todestrieb in der Geschichte» in Form des Sozialismus ausgemacht, der immer erst die bestehende Ordnung zersetzt, bevor er sich selbst kannibalisiert. Der Schriftsteller H.G. Wells hat darin einen faulen Zaubertrick gesehen, bei welchem letztlich ein Nichts aus dem Hut gezaubert wird. Die Stärke des Staates baut auf einer Schwächung des Volkes auf.

«Schutz und Solidarität»

Der polnische Psychologe Andrzej M. Lobaczewski hat den destruktiven Mechanismus als Herrschaft des Krankhaften bezeichnet, als «Pathokratie». Die grosse Umkehrung zieht pathologische Charaktere an wie das Licht die Motten oder die Fäulnis die Termiten. Eine Nomenklatura des Psychopathologischen beginnt eine Regentschaft des Bösen nicht selten im Mantel des Guten. Die Impfkampagne ist dafür ein gutes Beispiel. Hinter den vermeintlichen Zielen «Schutz und Solidarität» verbirgt sich eine kolossale Selbstschädigung, die von Institutionen, Werten und Vertrauen bis hin zur tatsächlichen körperlichen und psychischen Selbstschädigung reicht. Demoralisation, Desintegration, Desorientierung und Destruktion gedeihen bestens auf dem Boden einer wohlmeinenden Demagogie.

Der Abstieg der Pathokratie beginnt jedoch dort, wo sich die Demoralisierten zu einem Kollektiv der Normalen herausbilden. Der lebenszugewandte Teil der Gesellschaft spaltet sich automatisch ab, er beginnt, die Doktrin zu verlachen und sich gegen die Destruktion zu immunisieren. In Diktaturen zeigte sich das immer auch an den «Flüsterwitzen», die hinter vorgehaltener Hand kursierten. Das kritische Denken findet im Humor Zuflucht vor der Angst. Im Windschatten der Lächerlichkeit gedeiht zugleich der Mut zu einem neuen, anderen Leben. Die scharfen Krallen der Nomenklatura stumpfen ab, erreichen den Einzelnen nicht mehr. Der finale Akt beginnt: die Selbstzerfleischung der Destruktiven. Die Revolution frisst ihre Kinder.

Am Ende hat das Leben noch immer über den Tod triumphiert. Sonst gäbe es nicht irgendwas auf der Welt, sondern nur ein Nichts.

Milosz Matuschek ist Jurist, Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org und Autor des Spiegel-Bestsellers «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty).

Gerechtigkeit für Ulrike Guérot

Weil sie sich im Ukraine-Konflikt eine eigene Meinung leistet, wird die Bonner Politik-Professorin fertiggemacht.

Cora Stephan

Die 58-jährige Politikwissenschaftlerin Ulrike Guérot war jahrelang der Darling des Medienbetriebs, solange sie alles richtig machte und das Richtige sagte. Etwa über die EU, die sie unhistorisch und blauäugig mit Europa gleichsetzte.

Doch jetzt – jetzt hat sie alles falsch gemacht. Zum einen, was die Corona-Politik betrifft. Die Massnahmen nennt sie unverhältnismässig und konstatiert eine unkritische Gleichförmigkeit in den Medien. Nun, zu Kritik an den Medien sollte man sich nicht hinreissen lassen, wenn man weiter ihr Darling bleiben will. Die Frau, die in einem Alter ist, in dem man noch etwas zu verlieren hat, verfügt über ein gutes Polster an Mut.

Den braucht sie jetzt erst recht. Die Universität Bonn, an die sie 2021 als Professorin berufen worden war, hat sich von ihr distanziert. Der Norddeutsche Rundfunk berief sie in die Jury seines Sachbuchpreises und warf sie noch am selben Tag wieder raus. Denn auch zum Krieg in der Ukraine vertritt Guérot andere Positionen, als sie derzeit *comme il faut* sind: Der russisch-ukrainische Krieg sei im Grunde ein amerikanischer Stellvertreterkrieg, und das eigentliche Ziel sei die Verfestigung der amerikanischen Dominanz in Europa. Militärisch könne der Konflikt nicht gewonnen werden, weshalb er so schnell wie möglich beendet werden müsse, damit die Opferzahlen nicht ins Unermessliche stiegen.

Woran scheidet ein rationaler Diskurs?

Egal, ob man es so oder anders sieht – es wäre wünschenswert, das ohne Schaum vor dem Mund diskutieren zu können. In Deutschland aber gilt nur noch die Unterscheidung zwischen Gut und Böse – und da die Russen die Bösen sind, trifft der Strahl der Verdammung auch russische Sängerinnen und russische Literatur.

Woran scheidet ein rationaler Diskurs? In einer Sendung von Markus Lanz kann man

nachhören und -sehen, wie das funktioniert: an dem, was unwiderlegbar ist – an Moral. Wann immer Ulrike Guérot versucht, die Grosslage nüchtern zu skizzieren, zeigt man ihr, dass solche Analysen hierzulande nicht nur nicht möglich, sondern nachgerade unanständig sind.

Denn nicht ihre Thesen werden diskutiert; auf das Niveau geopolitischer Betrachtungen will sich niemand begeben, es wird nur noch moralisch ausgeteilt. «Hier sterben Menschen» ist das Stoppschild, das ihr entgegengehalten wird, «da werden Leute abgeschlachtet.»

Ja, tatsächlich. So ist das im Krieg, weshalb man ihn schnell beenden sollte, oder?

Auch die NZZ macht mit

Doch das hört hier niemand mehr. Sie wolle den russischen Überfall rechtfertigen, behauptet Marie-Agnes Strack-Zimmermann von der FDP, sie verharmlose, assistiert Markus Lanz. Zum Schluss der Sendung wird Ulrike Guérot regelrecht niedergebrüllt.

Auch eine Autorin der NZZ stimmt ein – Guérots Kühle gegenüber den ukrainischen Opfern sei verstörend. Das finde nun wiederum ich verstörend.

Ich wünschte mir mehr von dieser Kühle, mehr analytisches Bemühen, weniger bellizistisches Aufstampfen.

In der deutschen Debatte ist viel zu viel Gefühl unterwegs, gibt es viel zu viele wohlfeile Gesten der Betroffenheit. Kaum etwas ist gefährlicher als eine Moralisation des Krieges, die bekanntlich dazu geeignet ist, ihn über alle Grenzen hinauszutreiben. Gegen den Menschheitsfeind ist, wie man weiss, alles erlaubt.

Gegen Ulrike Guérot jedenfalls wurde der Krieg bereits gewonnen. Marie-Agnes Strack-Zimmermann findet es problematisch, dass sie Studenten unterrichten darf – das habe mit «Freiheit der Lehre» nichts mehr zu tun.

Blattschuss. Ulrike Guérot ist mittlerweile krankgeschrieben.



Analytisches Bemühen: Denkerin Guérot.

Von der Erde zum Mond

Der Swatch-Ethos beruht auf der Demokratisierung der Schweizer Uhr. Die im Frühling lancierte Moonswatch ist dafür das beste Beispiel.

Simon De Burton

Die Ereignisse der letzten Jahre haben viele von uns zu der Annahme verleitet, dass die Welt völlig verrückt geworden ist. Insbesondere für alle *horophiles*, Uhrenliebhaberinnen und -liebhaber, könnte sich dies im März des laufenden Jahres bestätigt haben, als der für erschwingliche Modelle bekannte Uhrenhersteller Swatch mit einer neuen Veröffentlichung für ausserordentliches Aufsehen und Erregung sorgte.

Die «Bioceramic Moonswatch»-Kollektion umfasst elf Uhren, die auf dem Look der Omega Speedmaster basieren, des Chronografen, der 1969 dank Buzz Aldrin als die Uhr in die Geschichte einging, die als erstes auf der Mondoberfläche getragen wurde. Doch anstelle des massiven Metallgehäuses und des robusten mechanischen Uhrwerks der Vorlage besteht die Swatch-Hommage aus Biokeramik, einem Kunststoff, der als Mischung aus zwei Dritteln Keramik und einem Drittel eines aus Rizinusöl gewonnenen Materials beschrieben wird.

«Mission to Uranus»

Im Inneren treibt ein preiswertes, batteriebetriebenes Quarzwerk den voll funktionsfähigen Chronografen an. Die elf Designs sind zwar eng an die Ästhetik der Speedmaster angelehnt, doch die meisten haben eine ausgefallene Farbgestaltung, die von Planeten inspiriert ist. Da gibt es die rosafarbene «Mission to Venus», das graue und burgunderfarbene Modell, das dem sogenannten Zwergplaneten Pluto gewidmet ist, die «Mission to Saturn» mit ihren Toffee- und Beigetönen sowie den charakteristischen Ringen, die raffiniert einen der drei Totalisatoren umschliessen, wie die kleinen Hilfszifferblätter genannt werden – und jenes Modell, das bei Englisch sprechenden Menschen das grösste Kichern hervorrief: die puderblaue «Mission to Uranus».

Die Kombination aus Biokeramik und einem Quarzwerk bedeutet, dass die Modelle der Moonswatch-Kollektion wenig wiegen und sich, nun ja, etwas billig anfühlen – genau so, wie man es von einer Swatch erwartet. Und mit offiziellen Preisen um die 250-Franken-Mar-



Wie bei der Einführung eines neuen iPhones: Frankfurt am Main am 26. März 2022.

ke sollte die Moonswatch ein weiteres lustiges, erschwingliches, sammelbares und vor allem absolut tragbares Produkt der Marke sein, der viele die «Rettung» der traditionellen Schweizer Uhrenindustrie zuschreiben.

Informationen zur Kollektion wurden der Presse erst wenige Tage bevor die Uhren in ausgewählten Swatch-Geschäften erhältlich sein sollten bekanntgegeben. Die Vorschauen waren fast durchweg positiv. Ein Autor auf der Website von Fratello Watches schrieb: «Als Speedmaster-Liebhaber und -Sammler bin ich von dieser Omega-Swatch-Kooperation unglaublich begeistert. Letzten Endes geht es einfach darum, Spass zu haben.»

An dem Tag, an dem die Moonswatch-Kollektion tatsächlich zum Kauf angeboten wurde, verwandelte sich dieser «Spass» jedoch in etwas Unheimlicheres. Bereits in der Nacht vor dem offiziellen Verkaufsstart am Samstagmorgen, 26. März, bildeten sich vor den Swatch-Geschäften in aller Welt Warteschlangen. Und als es endlich so weit war, drängten sich die Menschen bis zu zehn Metern vor den Türen. Dabei kam es unweigerlich zu unschönen Sze-

nen – teilweise eskalierte die Aufregung, Kunden hämmerten an die Gitter und verlangten, eingelassen zu werden. «Das waren Szenen, wie man sie bei der Einführung eines neuen iPhone oder einer neuen Playstation erlebt, und nicht das, was man beim Erstverkauf einer Billigversion einer Omega Speedmaster erwarten würde», fasst Rob Corder zusammen. Swatch hatte mit einer hohen Nachfrage gerechnet und ein Kauflimit von zwei Uhren pro Kunde festgelegt – aber selbst das Unternehmen hatte nicht vorausgesehen, wie begehrt das neue Produkt sein würde.

Brillanter Schachzug

Die beispiellose Popularität der Moonswatch wurde am Tag nach ihrem Verkaufsstart deutlich, als die Gebote für eine «Mission to Uranus»-Version auf Ebay auf 3100 Pfund anstiegen – und das drei Tage vor Ablauf der Auktion. Ein «Mission to the Moon»-Modell erhielt offenbar innerhalb von 24 Stunden nach Markteinführung ein Angebot über 8100 Pfund auf der Website, wurde jedoch nochmals neu platziert und schliesslich für 1700 Pfund verkauft.

Um die Gemüter zu beruhigen, veröffentlichte Swatch am Montag nach dem Produkte-Launch eine Erklärung, um den Fans der Moonswatch zu versichern, dass sie nicht leer ausgehen würden. «Die «Bioceramic Moonswatch»-Kollektion ist nicht limitiert, und weitere Produkte werden in den nächsten Tagen, Wochen und Monaten erhältlich sein. In diesem Sinne werden alle unsere Kunden in der Lage sein, das oder die Modelle zu kaufen, die sie wünschen.» Dennoch kämpft Swatch fast neun Monate später immer noch damit, die Nachfrage zu befriedigen.

Um einige der vielen unzufriedenen Mochtegern-Moonswatch-Träger zu befriedigen, schickte Swatch die Kollektion im Sommer auf Tournee und bot die Uhren in einer Flotte von Fiat-500-Autos zum Kauf an, die jeweils in den Farben der Moonswatch-Designs lackiert waren. Doch die Orte, an welche die Autos geschickt wurden, sorgten für Gesprächsstoff. Denn obschon das Swatch-Ethos auf der Demokratisierung des Besitzes von Schweizer Uhren beruht, führte die Moonswatch-Tour vor allem an Destinationen, die man mit Wohlstand assoziieren würde: St-Tropez in Frankreich, Porto Cervo in Italien, Marbella und Ibiza in Spanien.

Corona als Segen für den Markt

Die Moonswatch in diese Spielplätze der Superreichen zu bringen, hat gezeigt, zu was für einer Trophäe sie innert kurzer Zeit geworden ist, auch wenn die Tour später erweitert wurde, indem die Autos in Städte fuhren, in denen es keine Swatch-Boutique gab.

In vielerlei Hinsicht hätte es nicht überraschen dürfen, dass die Moonswatch ein Knüller wird. Die Uhr, auf der sie basiert, ist zwar selbst ein Kultmodell, aber mit einem Einstiegspreis von rund 5000 Euro für viele Menschen unerschwinglich. Und obwohl Swatch-Uhren auf der ganzen Welt allgegenwärtig sind, werden die Produkte der Marke seit ihrer Lancierung im Jahr 1983 eifrig gesammelt.

Im Jahr 2011 erzielten 4370 Swatch-Uhren aus einer Privatsammlung bei einer Auktion in Hongkong einen Preis von 6,6 Millionen US-

Covid-19 erwies sich als absoluter Segen für den Luxusuhrenmarkt.

Dollar. Vier Jahre später verkaufte Sotheby's 5800 Swatch-Uhren und Swatch-verbundene Gegenstände als ein einziges «superlot» für sechs Millionen Dollar an eine «europäische Institution». Doch ironischerweise könnte ein Grossteil des Erfolgs der Moonswatch schlicht und einfach auf das Timing zurückzuführen sein.

In einem Interview mit dem Magazin *Wired* erklärte Omega-CEO Raynald Aeschlimann vor der Lancierung der Uhr, dass eine Kooperation erstmals im Jahr 2020 ins Auge gefasst wurde:

«Aber die Herausforderungen der letzten zwei Jahre führten zu einer Verschiebung der Prioritäten. Also haben wir die Zusammenarbeit auf Anfang 2022 verschoben. Der Prozess von den ersten Entwürfen bis zur Einführung der Kollektion dauerte etwa zwölf Monate. Das Timing erschien uns richtig, da sich das Storytelling in den Social-Media-Kanälen veränderte und eine Verlagerung hin zu E-Commerce festzustellen war.»

Während man den Untergang vorhersagte, weil Millionen von Menschen aufgrund von Covid-19 zu Hause festsassen, erwies es sich als absoluter Segen für den Luxusuhrenmarkt. In ihrer Freizeit surften viele stundenlang im



Knüller: Moonswatch «Mission to the Sun».

Internet, und nicht wenige entschieden sich, ihr Wissen im Bereich Uhrmacherei aufzufrischen. Und davon, dass es kaum etwas anderes gab, wofür man sein Geld ausgeben konnte – das teilweise aufgrund von Zwangsurlaubung besonders leicht verdient war –, profitierte das Sammeln von Zeitmessern, das in dieser Zeit an Attraktivität gewann.

Hinzu kam, dass die Moonswatch zu einem Zeitpunkt auf den Markt kam, als das Einkaufen in Ladengeschäften zu einer Erfahrung geworden war, an die viele sich nur noch ansatzweise zu erinnern vermochten. Darüber hinaus erwies sich die Idee, verschiedene Modelle in fröhlichen Farben herzustellen, als ein brillanter Schachzug. Dieser trug dazu bei, die Tristesse der vorangegangenen achtzehn Monate aufzuheben – und das Ergebnis war, im Nachhinein betrachtet, ein perfektes Rezept für einen Verkaufserfolg.

Wie, fragt man sich, will Swatch das jemals toppen?

Simon de Burton ist einer der renommiertesten Uhren- und Luxusjournalisten Englands.

SWATCH

Tiefe Preise, hohe Produktion

In den frühen 1980er Jahren waren zwei der grössten Schweizer Uhrenfirmen, SSIH und Asuag, finanziell am Ende – bis der Ingenieur Nicolas Hayek als Berater hinzugezogen wurde. Hayek schlug vor, die beiden Firmen zu fusionieren und ihre Produktionsmethoden zu modernisieren.

Die Banken, bei denen die beiden Unternehmen hochverschuldet waren, erlaubten ihm, eine Mehrheitsbeteiligung an dem neuen Unternehmen zu übernehmen. Die Swatch gab es zwar bereits, doch sie wurde zu einem neuen Erfolg, nachdem Ernst Thomke, der Generaldirektor der Tochtergesellschaft, die sie herstellte, Hayek versprochen hatte, «den Leuten Swatches zu verkaufen, bis sie bis zu den Knien darin stecken». Thomke erkannte, dass die Schweizer Uhrenindustrie ihre Position im unteren Preissegment zurückgewinnen musste, um das Erbe der Herstellung teurer Uhren zu retten.

Modische Zweituhren

Der Schlüssel dazu war die Herstellung billiger Uhren in grossen Mengen durch maximale Automatisierung. Sie mussten zu 100 Prozent in der Schweiz hergestellt werden und durften nicht mehr als zehn Franken kosten. Das gelang, indem ein Kunststoffgehäuse entwickelt wurde, in welches das Uhrwerk direkt eingebaut werden konnte. Dadurch verringerte sich die Anzahl der traditionell benötigten Teile um etwa zwei Drittel.

Eine erste Lancierung in Dallas, Texas, im Jahr 1982 erwies sich aufgrund des fehlenden Marketingkonzepts als Fehlschritt. Nachdem ein Zürcher Designbüro jedoch empfohlen hatte, die Swatch in eine modische Zweituhr umzuwandeln, die sich an die Besitzer teurerer Modelle richtete, wurde sie im folgenden Jahr erneut lanciert. In den USA wurde eine grosse Werbekampagne gestartet, und die Swatch wurde in den USA schnell zum Kultobjekt.

Die Popularität der Swatch stieg bald auch in Europa und darüber hinaus. In den ersten fünf Produktionsjahren wurden 268 Modelle hergestellt und fünfzig Millionen Uhren verkauft. Danach war für Swatch der Himmel die Grenze – und jetzt scheint sie sogar den Mond erobert zu haben.

Ich mach' mir die Welt, wie sie mir gefällt

«Werde, der du bist», sagte Nietzsche einst. Heute wollen viele Kind bleiben. Selbst Politiker haben Mühe mit dem Erwachsensein.

Sylvie-Sophie Schindler

Auf die Idee, die Hand vor den Mund zu halten, um zu signalisieren, dass man sich den Mund nicht verbieten lässt, muss man auch erst einmal kommen. Verquere Logik. Made in Germany. Allein: Es steht zu befürchten, dass sich die Spieler der deutschen Fussball-Nationalmannschaft mit ihrem Mannschaftsfoto, das unmittelbar vor dem Anpfiff der WM-Partie gegen Japan entstand, für moralische Heroen halten. Doch ihr gratismutiger Protest gegen die Fifa-Regularien hat höchstens das Niveau eines Kindergarten-Singspiels. Und ist damit nur ein nächster trauriger Beweis für die infantile Regression einer Gesellschaft. Mit längst grotesken Ausmassen.

Aha-Regeln und «Doppel-Wumms»

Was denkt sich die deutsche Bundestagspräsidentin Bärbel Bas, wenn sie während ihrer Corona-Quarantäne ein Video auf Tiktok stellt, in dem sie mit der Playback-Stimme einer Fünfjährigen herumträllert? Und warum zwängt sich FDP-Politiker Thomas Sattelberger in einen Astronautenanzug und fuchtelte mit einem Laserschwert herum? Muss damit gerechnet werden, dass die «kleine Annalena» im Bällebad eines Möbelhauses abgeholt werden möchte? Wie alt Aussenministerin Baerbock tatsächlich

ist, scheint jedenfalls nicht eindeutig geklärt. Sie will zwar, haubitzenbesessen, dringend den Krieg in der Ukraine gewinnen, ist aber über die Phase des Sprechenlernens immer noch nicht hinaus. Mit ihren permanenten Versprechern stellt die Grünen-Politikerin jedes Sandkastenkind in den Schatten; sie «entscheidigt» und «eskaliert», sie referiert über das «fotzile Zeitalter» und «Rohstoffe wie Kobold».

Die Krux ist: Politiker sind nicht nur selbst betroffen, sondern sie setzen alles daran, die Bevölkerung dauerzubemuttern und damit in einem Zustand zu halten, als hätte man gerade erst die Windel-Ära überwunden. Das geht schon seit mehreren Jahren so, doch seit der Corona-Pandemie gibt es kein Halten mehr: Die Regierung spielt sich als Erziehungsberechtigte auf, die uns in alle Alltagsbelange reinredet, indem sie etwa dezidiert Anleitungen gibt zum Händewaschen und Waschlappengebrauch; auch ein Netflix-Verbot wird bereits angedroht. Zusätzlich verbaler Strategien des Kleinhaltens: Aha-Regeln, Wir-Formeln und «Doppel-Wumms»-Beschwichtigungen.

Nun muss man freilich fragen, warum sich – vermeintlich – erwachsene Menschen das bieten lassen. Der Philosoph Peter Sloterdijk stellte im ersten Teil seiner «Sphären»-Trilogie die These

auf, Liebespaare neigten deshalb zur Symbiose, weil sie die pränatale Mutter-Kind-Dyade reproduzieren wollten. Zurück in den Uterus; die ewige Sehnsucht nach Rundumversorgung. Das scheint auch ganz allgemein ein Trend. Denn: Erwachsen sein ist anstrengend. Bietet sich daher die Möglichkeit, entlastet zu werden, lässt man sich, je nach Bequemlichkeitsneigung, gar zu gerne verführen.

Infantilisierung ist, so betrachtet, keine intellektuelle Kränkung, sondern

vielmehr eine durchaus willkommene Entwicklung. Selbst Frauen jenseits der fünfzig nennen sich stolz «Mädels», um ja nicht in Verdacht zu geraten, Verantwortung übernehmen zu müssen. In Debatten ist längst schon alles aus dem Ruder gelaufen. Man betreibt hochemotionale Verbalschlachten, basierend auf dem kindlichen Gut-Böse-Denkemuster. Und schämt sich nicht für Reflexe wie «Der hat aber angefangen» und «Du bist nicht mehr mein Freund». Besonnenheit, Selbstreflexion und Komplexitätsbewusstsein, die einen reifen Menschen ausweisen würden: Fehlanzeige.

Dass die Gesellschaft damit in voraufklärerische Zeiten zurückfällt, sich also nicht mehr aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit befreien will, sondern sie vielmehr anstrebt, spielt einer Politik in die Hände, der jedes «Sapere aude» ein Dorn im Auge ist. Angestrebt wird der 24/7-Trottel, insbesondere von den Grünen, um rechtfertigen zu können, warum der Bürger gelenkt, kontrolliert, bevormundet werden muss. Pädagogischer Terrorismus auf dem Siegeszug. Freiheit? Kann weg. Das Sterben der Demokratie hat längst begonnen.

Schuld sind die anderen

Und die Jungen? Sind nicht alarmiert. Die Generation Snowflake tut vielmehr alles, um sich selbst nur noch weiter in die Position eines Kindes zu manövrieren. Sie träumt von einer heilen Welt, in der niemand verletzt werden soll, und stellt überall Triggerwarnungen auf. Hochempfindlich gegenüber allem, fordert sie, von allem Unbill verschont und beschützt zu werden. Nichts ist ihr zumutbar, jede Gefahr und jedes Hindernis wird aus dem Weg geräumt. Die Eigenverantwortung geht gänzlich verloren, schuld sind immer nur die anderen; das dauerbeleidigte Kind wird zum Normalzustand.

Doch alles Mühen ist vergebens. Es gibt keine Rückkehr in den Mutterleib. «Werde, der du bist», ruft Friedrich Nietzsche uns zu. Zu jedem Werden gehören auch Widerstände, an denen wir wachsen können. Jede Erleichterung sollte misstrauisch machen. Vor allem, wenn sie von Regierenden in Aussicht gestellt wird.



Es gibt keine Rückkehr in den Mutterleib.

HERODOT



Seit wir die Weltmeisterschaft zugeteilt erhielten, sind wir einer Kampagne ausgesetzt wie noch kein Gastland zuvor ... Zuerst dachten wir, gewisse Kritik könne positiv und nützlich sein und uns helfen, uns weiterzuentwickeln, aber es wurde bald klar, dass die Kampagne weitergeht mit Unwahrheiten und Doppelmoral, was die Frage nach deren tatsächlichen Motiven aufwirft.» Dies erklärte Scheich Tamim bin Hamad Al Thani von Katar kürzlich seiner beratenden Versammlung. Als unvoreingenommener Beobachter fällt es einem schwer, ihm nicht zuzustimmen. Katar ist weder demokratisch noch fortschrittlich im Sinne der den Westen dominierenden politisch korrekten Wokeness. Es hat aber in den letzten fünfzig Jahren eine beeindruckende Entwicklung von einem mausarmen Ministaat in der Grössenordnung von Andorra zu einem bedeutenden, hochmodernen Akteur in der Weltpolitik hinter sich und ist bezüglich Menschenrechten auch nicht schlimmer als gewisse frühere Gaststaaten grosser Sportereignisse. Im Gegensatz zu andern hat es zudem einiges unternommen, um seine Kritiker zufriedenzustellen.

Aus aussereuropäischer Sicht fällt einem einmal mehr die grosse westliche Überheblichkeit gegenüber andern Völkern und Kulturen auf. Vor weniger als dreissig Jahren waren im heute so selbstgerechten Deutschland homosexuelle Handlungen noch strafbar. Der fragliche Paragraf stammte aus der Zeit des Nationalsozialismus und wurde auch von den links-liberalen Regierungen Brandt und Schmidt beibehalten. Erst unter Helmut Kohl wurde er 1994 abgeschafft. Nun aber fühlt sich die woke deutsche Hauptstadt bemüssigt, Public Viewings der Welt-

meisterschaft in Katar unter anderem wegen der dortigen Diskriminierung Homosexueller zu verbieten. Und ihre rot-grünen Mitläufer*innen in Bern und Zürich öffnen das brav nach. Neue Freunde ausserhalb unserer westlichen Blase von 15 Prozent der Weltbevölkerung werden wir damit keine gewinnen. Katar ist auch in der arabischen und übrigen aussereuropäischen Welt nicht sonderlich beliebt, aber scheinheilige westliche Schulmeisterei ist es noch weniger.

In Scharm el-Scheich wurde der Kampf gegen den Klimawandel faktisch abgeblasen. Nun geht es nur noch darum, dass Europa dessen vermeintliche Auswirkungen bezahlt. Brav hat die EU dies versprochen, um wenigstens noch

Der Kampf gegen den Klimawandel ist abgeblasen. Nun geht es nur noch darum, dass Europa bezahlt.

ein Lippenbekenntnis zum inzwischen unrealistischen 1,5-Grad-Ziel zu erkaufen. Gastgeber Ägypten hatte die Haftung des Westens – entgegen der zuvor beschlossenen Agenda der Konferenz – zur Priorität erhoben. Als eifriger Wasserträger seiner Geldgeber vom Golf verhindert es zudem, dass ein Ausstieg aus Öl und Gas beschlossen wurde. Die Konferenz von Scharm el-Scheich dürfte als Abkehr von Bestrebungen zur Reduktion des Klimawandels hin zum Streit über die Berappung seiner Konsequenzen in die Geschichte eingehen.

Man darf erwarten, dass inskünftig jegliche Naturkatastrophen mit tatkräftiger Unterstützung rot-grün-woker Westeuropäer dem Klimawandel angelastet und damit den europäischen Steuerzahlern überbürdet werden, selbst wenn solche Ereignisse auch schon vor

Jahrzehnten vorkamen oder andere Faktoren wesentlich mitverantwortlich sind. Dazu zählen etwa Entwaldung oder andere Schädigungen der Umwelt durch Raubbau und übermässiges Bevölkerungswachstum. Das fanatisch muslimische Pakistan hatte seit der Unabhängigkeit ein fast doppelt so hohes Bevölkerungswachstum wie das benachbarte Indien oder das gemässigt muslimische Bangladesch. Mutwillig hat es seine Bevölkerung von 30 auf 235 Millionen in diesen 75 Jahren beinahe verachtfacht. Dies hat massive Auswirkungen auf das fragile pakistanische Ökosystem. Trotzdem soll an den jüngsten Überschwemmungen allein der vom Westen verursachte Klimawandel schuld sein und Europa dafür bezahlen.

Auch die Schweiz wird sich zweifellos an diesem Ablasshandel beteiligen, einen disproportionalen Anteil der Kosten übernehmen und ihre inzwischen auf 3,6 Milliarden Franken jährlich aufgestockte Entwicklungs- und Katastrophenhilfe weiter erhöhen. Mit dem Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative sollen die Steuerzahler zusätzlich belastet werden, ohne dass mit diesem Etikettenschwindel auch nur ein Millimeter unserer Gletscher gerettet wird, solange grosse Staaten wie China, die USA und auch Deutschland pro Kopf zwei- bis dreimal mehr CO₂ ausstossen als wir und manche mit dem Bau von neuen Kohlekraftwerken und andern CO₂-Schleudern diesen Ausstoss noch ständig erhöhen. Eingedenk von Scharm el-Scheich sollten wir diesen Masochismus beenden.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Landkarte der Seele

Bereits wird FDP-Präsident Thierry Burkart als Bundesrat gehandelt. Kein Wunder, bei diesem Glücksfall von Gesicht.

Tom Kummer

Medien! Um kommunizieren zu können, benötigen wir Medien. Dabei ist das Medium aller Medien, das wir am schnellsten wahrnehmen und das uns am meisten interessieren sollte: das Gesicht.

So jedenfalls erscheint es mir jetzt, das Gesicht des Schweizer Freisinns: ruhig, strahlend, sympathisch. 11.04 Uhr. Eingang «Clé de Berne», ein Lobbyistenklub für die Sieg- und Einflussreichen, berühmt für Netzwerk-Apéros an der Schnittstelle von Politik und Wirtschaft, nahe dem Hauptbahnhof, der Eidgenössischen Elektrizitätskommission (Elcom) und dem Loebege, jenem legendären «Schätzeli»-Treff, wo junge Berner Liebe oft beginnt – und wieder endet.

Ein Patriot. Ein Kämpfer

Es schauen mich jetzt zwei dunkle Augen an, ein Gesicht mit spitzer Nase, feinem Mund, kantigem Kinn. Das Gesicht eines Schweizer Ständerats, das Gesicht des Präsidenten der Schweizer FDP, Rechtsausser seiner Partei, Rechtsanwalt, der sich für eine Politikerkarriere entschieden hat, der Unverheiratete, der mit seiner Freundin – «die nicht in der Öffentlichkeit stehen möchte» – und mit ihren zwei Kindern im ländlichen Lengnau, Kanton Aargau, wohnt. Ein Glücksfall von Gesicht, würden Imageberater bestätigen: gradlinig, überzeugend, bürgerlich. Und hübsch dazu. Von einer Schicht Sexy-ness umhüllt, nicht zu aggressiv, eher zurückhaltend, fast ein bisschen scheu – ein bewährtes Schweizer Erfolgsrezept.

Aber bloss nicht täuschen lassen! Die Oberfläche hat bekanntermassen keinen guten Ruf. Wer sich mit ihr beschäftigt, so die Warnung, lasse sich von trügerischem Schein verleiten: Image! Dieses innere Stimmungsbild, das nicht objektiv richtig sein muss und doch unser Verhalten steuert. Besonders unser Wahlverhalten.

Es ist das Image eines Hoffnungsträgers mit anscheinend makelloser Oberfläche. Wofür Thierry Burkart nichts kann. Wir werden alle mit einem bestimmten Gesicht geboren, *tant pis!* Geboren am 21. August 1975 in Baden, heimat-

Bern

berechtigt in Mühlau. Aber viel wichtiger: Das Faszinosum Gesicht ist ja gerade, dass es nie nur Gesicht ist, sondern immer auch die Idee des Gesichts. Was so weit gehen kann, dass wir mit dem medialen Image sogar die Loslösung vom optischen Gesicht feststellen, die das Gesicht auf eine Idee, eine Ware, eine Firma, eine politische Richtung überträgt. Ein Gesicht wird dann zur Oberfläche mit enormer Spannweite, ein Image, das in vielfältigster Weise gebraucht und missbraucht, geliebt und gehasst werden kann. Ein mimisches Display, dessen Aussagewert gerade Politiker nur zu gerne klar bestimmen möchten – was die Physiognomik aber oft nicht zulässt.

Nicht im Fall Burkart. Dieses angenehme Gesicht kann als ein *corporate branding* dienen, als ein Anreiz für die Ware, die es verkaufen will, durch das es Erfolg haben soll – weshalb es auch gerne in jegliche Metamorphosen getrieben werden kann. Zum Beispiel jetzt, bei unserem Treffen, das uns auf die andere Seite von Bern führen wird, Richtung Lorrainebrücke, Reithalle, Stadtgefängnis, Abgrund.

Seine Augen schauen mich jetzt vorsichtiger an als noch vor ein paar Sekunden. Vielleicht studiert er ja gerade meine Gesichtslandschaft. Wir laufen an der Heiliggeistkirche vorbei, über jene Erdoberfläche, aus der sich mal der Christoffelturm erhoben hat, «unser drittes Stadttor», erzähle ich jetzt dem Gast aus dem Aargau. Der zerstörte Turm stand 500 Jahre lang dort, wo heute auf dem Bahnhofplatz die Trams halten. Bis sich 1864 die Freisinnigen gegen die Traditionalisten durchsetzten, angeführt vom damals wichtigsten Radikalliberalen im Kanton Bern, Jakob Stämpfli, dem unversöhnlichsten Feind des Christoffelturms, der sich am Bahnhof «ein schöneres Gesicht für Bern» wünschte, erst recht nachdem er als Bundesrat zurückgetreten war und die Leitung der Eidgenössischen Bank übernommen hatte, deren Gebäude an der Christoffelgasse durch den Turm an Licht und Helle einbüsste. Das hat den Freisinnigen doch sehr gestört. Die Lichtverhältnisse. Der Turm musste weg.

Thierry Burkart schaut mich jetzt mit erstauntem Gesichtsausdruck an, den man viel-

leicht so deuten könnte: Hab ich etwa Schuld am Abbruch des Christoffelturms?

Wir lachen. Natürlich nicht. Einfach eine schöne Geschichte. Ich will mit dem FDP-Chef sowieso ganz woanders hin. An einen Ort, den er vielleicht nicht so kennt, das andere Gesicht von Bern, wo Ideen über das Aufbrechen oder Umstürzen etablierter Ordnungen vorherrschen, wo FDP-Politiker auch mal Polizeischutz be-

Die englische Art: Winston Churchill ist Burkarts politisches Vorbild.

nötigen. Aber noch ist es nicht so weit. Ich kann als Personenschützer dienen, falls es nötig wird, was ich nicht glaube, wenn ich sein Gesicht richtig lese: Hier haben wir es mit einem Mann zu tun, der schon mit vierzehn Jahren Flugblätter für die Erhaltung der Armee gedruckt und verteilt hat. Ein Patriot. Ein Kämpfer.

«Ich kann auch Tränen vergiessen»

Als wir den Eingang zum Hotel «Schweizerhof» erreichen, wird bereits deutlicher, wovon sein Gesicht erzählt, diese Landkarte der Seele. Es sind bewährte Eigenschaften: dass sich «mit der richtigen Lebenseinstellung ein stabiles Selbstgefühl einstellt». Dass «Straucheln kein Naturgesetz ist und Arbeit sich auszahlt». Dass er als Mensch «mit Gefühlen» gelten möchte, kein «kaltes Stück Fleisch». Ja, «ich bin ein emotionaler Mensch», sagt er beim Bollwerk, im Hintergrund ist schon die Lorrainebrücke erkennbar. «Mir geht schnell etwas zu Herzen.» Was er damit vielleicht sagen will: Da pumpt warmes, rotes Blut durch die Adern hinter der Oberfläche. Da bewegt sich eine weiche, rührbare Seele im schlanken, eleganten Körper. «Ich kann auch Tränen vergiessen, wenn mich etwas bewegt.» Seine Umfragewerte sind über die letzten Jahre stetig gestiegen, er wird bereits als ein zukünftiger «FDP-Bundesrat» gehandelt.

Wir erreichen die Reithalle. Weiter hinten liegt der Abgrund unter der Lorrainebrücke. Vielleicht wird Thierry Burkart darum jetzt

deutlicher, als ob er sich von der Oberfläche befreien und in die Tiefe steigen möchte: «Ich bin überzeugt, dass die bürgerlich-liberale Politik, die wir betreiben und für die wir stehen, in der Schweiz ein tiefes Fundament hat. Die Politik der FDP basiert historisch auf den Werten Freiheit, Verantwortung und Gemeinsinn. Diese Werte bilden die Basis für unsere Politik und nicht die Stimmungen, die gerade im Land herrschen. So können wir auch jene abholen, die nicht mehr abstimmen. Aber klar, bei der Reithalle hole ich keine Stimmen.»

Er lächelt und schaut Richtung Reithalle, vor uns eine Menschengruppe beim Fixerstübli. Eine Berner Oberfläche. Sie ermöglicht Thierry Burkart jetzt einen Zugang zur Wirklichkeit.

«Klar, wir sind die Wirtschaftspartei. Was mir aber wichtig ist: Wir vertreten nicht bestimmte Branchen oder Einzelinteressen. Wir vertreten die liberale Wirtschaftsordnung. Wir stehen ein für das Unternehmertum. Denn Unternehmerinnen und Unternehmer schaffen Arbeitsplätze. Und die brauchen wir, wenn wir das Erfolgsmodell Schweiz erhalten wollen.»

Mehr Pioniergeist, mehr Fortschritt

Vor dem Fixerstübli kniet jetzt eine junge Frau am Boden und starrt eine Bierdose von Denner an. «Arbeitslosigkeit schafft soziale Missstände. Es gibt Menschen, die Hilfe benötigen – einerseits zwischenmenschliche Hilfe, aber eben auch staatliche Hilfe. Weil sie keine Voraussetzungen haben, ihre Fähigkeiten zum Tragen zu bringen. Ich bin also ganz klar für eine soziale Marktwirtschaft, nicht für die freie Marktwirtschaft.»

Richtungsänderung. Wir ziehen am Kunstmuseum vorbei, weg vom Abgrund, Richtung Shopping-Zone Bärenplatz und Bundeshaus. Dort fragt dann ein Mann, eingehüllt in einen verschmutzten Militärmantel, nach Kleingeld. Thierry Burkart schüttelt den Kopf, er hat kein Kleingeld. Nur Kreditkarten. Ich übrigens auch. Für kurze Momente zeigt sein Gesicht echte Betroffenheit.

«Der Staat hat eine soziale Aufgabe. Es ist ein Balanceakt, nicht die heute noch vorhandenen passenden Rahmenbedingungen abzuwürgen, die Arbeitsplätze erhalten und schaffen. Dazu braucht es ein stetiges politisches Austarieren.»

Vielleicht hat es die ambivalente Oberfläche von Bern ausgelöst: Sein Gesicht zeigt jetzt deutlichere Konturen. Er möchte mit seinen Worten in die Tiefe stechen, verstanden werden. Auch von denen, die ihn nicht verstehen wollen.

«Es braucht mehr Aufbruchstimmung im Land, mehr Pioniergeist, mehr Fortschritt. Probleme kann der Mensch lösen – mit Fortschritt. Indem wir neue Lebensmodelle fördern. Ohne dass der Staat reinredet, ohne dass der Staat gewisse Lebensmodelle priorisiert.»

Klingt nach einer Oberfläche, die jetzt Höflichkeit und intellektuelle Härte ausstrahlen



«Mit freundlichen Grüßen»: Burkart in Bern.

möchte. Die englische Art. Winston Churchill ist Burkarts politisches Vorbild.

«Politik sollte nicht moralisieren, sondern Rahmenbedingungen schaffen, die für alle Menschen Chancen für ein gutes Leben bereitstellen. Ich respektiere den Lebensstil von Balthasar Glättli. Aber ich will nicht, dass man mir vorschreibt, dass ich so leben muss wie er.»

Herz und Hirn

Stille. Käfigturm. Oberfläche studieren, geniessen – was nicht immer leichtfällt. Es laufen uns jetzt grimmig dreinblickende Gesichter entgegen, als ob hier schlechte Laune als Marken-

zeichen gefördert würde. Also versuche ich die Stimmung aufzulockern.

Herr Burkart, es gibt ja diesen Spruch, wer mit zwanzig nicht Sozialist ist, hat kein Herz. Und wer mit vierzig immer noch Sozialist ist, hat kein Hirn. War das bei Ihnen auch so?

Er lacht.

«Nein, ich bin früh politisiert worden, besonders durchs Lesen von Zeitungen und historischen Sachbüchern. Ich habe mich früh in meinem Leben für den Liberalismus interessiert, war sehr angetan vom Modell der Freiheit und Eigenverantwortung. Ich bin mit meiner alleinerziehenden Mutter und meiner Schwester auf-

gewachsen. Meine Mutter hat 100 Prozent gearbeitet. Ich musste sehr früh Verantwortung übernehmen. Das hat mich geprägt. Ich war überzeugt von der Idee, dass man sein Leben selber in die Hand nehmen muss. Freiheit gibt es nicht, ohne Verantwortung zu tragen – für sich und für andere.»

Was mich an meine Vorrecherchen erinnert: Der Ex-TCS-Präsident hat vor fünf Jahren eine Motion für das generelle Erlauben des Rechtsvorbeifahrens auf Autobahnen eingereicht. Wurde abgeschmettert. Was seiner Oberfläche nichts antun konnte. Er trat irgendwann als TCS-Präsident zurück. Mit gutgemeinter Autopolitik kann man heute nichts mehr gewinnen. Zum Glück gibt es Rückzugsgebiete.

«Ich habe mich immer als Patrioten verstanden, denn ich liebe unser Land. Der Begriff ist zu Unrecht verpönt. Denn es gibt ja viele ver-

Fair, vernünftig, sensibel. Diesem Politikertypus gehört die Zukunft.

schiedene Formen von Patriotismus. Aber im Kern ist es die Liebe zu unserem Land und zu unseren Werten. Ich habe mich einfach schon in jungen Jahren entschieden, mich für dieses Land einzusetzen. Es bewegt mich nach wie vor, wenn ich die Schweizer Fahne sehe oder die Nationalhymne gespielt wird. Auch insbesondere wenn ich daran denke, von wo wir kommen, wie wir zu dem geworden sind, was wir heute sind.»

Wunder seiner Oberfläche

Wir nähern uns dem Bundeshaus. Wirkt jetzt für kurze Augenblicke wie eine rettende Oase inmitten einer Welt am Abgrund.

«Ich bin jeden Tag dankbar, dass ich für unser Land und die Bevölkerung Verantwortung tragen sowie am Haus Schweiz bauen darf. Ich bin demütig, dass mir die Wählerinnen und Wähler dafür das Vertrauen ausgesprochen haben. Gleichzeitig bin ich mir bewusst, welche Verantwortung mit diesem politischen Amt verbunden ist. Es braucht Weitsicht und Mut.»

Sein Gesicht zeigt jetzt Demut. Echte Demut. Obwohl die Kontrahenten von Thierry Burkart in seinem Gesicht meistens nur das Berechnende sehen, oder auch «das komplett Berechnende». Weil «seine Karriere total durchgeplant» sei (SP-Co-Chef Cédric Wermuth). «Da wird nichts dem Zufall überlassen» (Irène Kälin). Vielleicht ist er aber gerade darum noch nie in den Verdacht klebriger Geschäfte geraten, weil alles streng durchdacht ist. Da gilt das Tragen eines Metallica-T-Shirts oder der Besuch eines Def-Leppard-Konzerts schon als ziemlich abgefahren. «Austarieren» gehört zu seinen Lieblingswörtern. Auch scheint er noch nie die Grenzen des Legitimen oder gar Legalen überschritten zu haben – trotz enger Um-

garnung von Lobbyisten, trotz seiner Nähe zur Wirtschaft und einem Arbeitstisch im «Clé de Berne». Auch auf der privaten Ebene hört man nichts, was an seiner Situation anrühlich sein könnte. Alles sauber. Alles unter Kontrolle. Denn dieses Gesicht gehört einem smarten Strategen, wie es ihn in der Schweizer Politik momentan keinen zweiten gibt.

Dazu hilft ihm das Wunder seiner Oberfläche: Wenn er spricht, klingt es nie polemisch, nie hetzerisch, nie kämpferisch, nie nach Wahlkampf. Seine Männlichkeit kommt sanft rüber. Seine Stimme klingt nach einer Stimme der Vernunft! Seine Auftritte sind top: Vielsprachig und harmonisch kommen die Worte aus seinem Mund, makellos die Präsentation, charmant sein Gesichtsausdruck, klar die Botschaft. Seine Zukunftsvision für unser Land heisst unter vielen Dingen eben auch «Identität bewahren» – auch darum erkennen seine Feinde immer öfter Ähnlichkeiten zur SVP. Was ihn überhaupt nicht stört. In den althergebrachten Traditionen fühlt er die Seele unseres Landes, die es zu pflegen gilt. Trotzdem höre er zwischen Heavy Metal und Schweizer Folklore bei Schwingfesten auch mal gerne ein «Symphonieorchester».

Natürlich gilt so einer als Kompromisskünstler – aber eben einer mit dem unbändigen Willen zur Selbstoptimierung. Das kann schon sehr viel Argwohn wecken. Denn wir alle haben es schon irgendwann erfahren: Oberflächen wecken Misstrauen, was scheinbar immer noch als eine moralische Pflicht gilt – obwohl unser Alltag von Oberflächen umgeben ist. Unweigerlich müssen wir uns mit ihnen auseinandersetzen. Wir benötigen sie, um unsere Umwelt zu erfahren und uns in der Welt zurechtzufinden. Ganz gleich, ob nun ein Dermatologe die Haut eines Patienten begutachtet, ein Polizist einen Tatort nach Spuren absucht, wir ein Bild betrachten oder uns mit dem FDP-Schweiz-Chef durch den stadtbernischen Raum bewegen: Oberflächen umgrenzen die Objekte unserer Umwelt und verleihen ihnen eine sinnliche Präsenz.



«Einen Gruppenrabatt, bitte.»

Erst die Diskrepanz zwischen Erkennbarem und Verstecktem weckt die Neugierde, treibt dazu an, dem Oberflächlichen auf den Grund zu gehen, den Widersprüchlichkeiten nachzuforschen und das Rätsel des Davor und Dahinter zu lösen. Dieses Rätsel ist im Fall Burkart nicht zu lösen. Noch nicht. Noch rutschen die Bohrspitzen der gnadenlosen Recherche an seiner makellosen Oberfläche ab. Dabei wirkt er immer ehrlich. Selbst wenn er seine Sätze wie ein Automat perfekt konstruiert.

Also vertiefe ich mich lieber nochmals in die Vorstellung der trügerischen Oberfläche, die schon ein zentraler Gedanke der antiken Philosophie war. Platon unterteilte zum Beispiel die Wirklichkeit in sichtbare Objekte und deren verborgene Ideen. Der Mythos von Narziss zum Beispiel in Ovids «Metamorphosen» warnt nicht nur vor selbstüchtiger Eigenliebe, sondern auch vor der Oberfläche. Denn sie verspricht viel, hält aber nur wenig. Sie ist sprichwörtlich «mehr Schein als Sein». Dieser Vorwurf des Trügerischen, welcher der Oberfläche bis heute anhaftet und sie zu einem defizitären Phänomen herabsetzt, muss immer wieder hinterfragt werden.

Magische Selbstregulierung

Glaubt man jedoch Experten – darunter Mitglieder der SVP –, dann würde Thierry Burkart einen grossartigen Bundesrat abgeben. Noch ist es ein langer, steiniger Weg. Er wird ihn auf sich nehmen. Obwohl er mir bestätigt, dass er die «Metamorphosen» von Ovid nicht gelesen habe. Er sagt aber noch, dass er «Band of Brothers» – eine zehnteilige Serie, die im Zweiten Weltkrieg spielt, produziert von Tom Hanks und Steven Spielberg – für das beeindruckendste Filmwerk hält, das er je gesehen habe.

Wir verabschieden uns vor dem Bundeshaus – mit einem gegenseitigen Lächeln. Diesem Politikertypus gehört die Zukunft. Fair, vernünftig, sensibel – mit dem Erscheinungsbild eines Sportsmanns und Vegetariers. Ein sensibler Sympath, ein Patriot und gnadenloser Fan des Liberalismus: jene magische Selbstregulierung der Gesellschaft, die nicht durch Eingriffe von Seiten des Staates gestört werden sollte. Jeder ist für seine Selbstoptimierung selber verantwortlich!

Und so passiert es dann, dass sich der FDP-Chef ein paar Tage nach unserer Begegnung nochmals bei mir meldet – um für Optimierung zu sorgen: «Lieber Herr Kummer, mir ist noch in den Sinn gekommen, dass ich beim Aufzählen der wichtigsten Autoren in meiner Gympi-Zeit neben Frisch und Dürrenmatt Bertolt Brecht zu erwähnen vergessen habe. Von ihm habe ich viele Dramen gelesen. Auch Böll gehörte zum Repertoire. Ich war gegenüber sozialistischen Gedanken im Sinne des Interesses immer offen. Damals wie heute lehne ich sie aber als politische Rezepte ab. ;-) Mit freundlichen Grüßen, Thierry Burkart.»

Moralische Botschaft

Lang lebe die Moral! Aber der Konsument kann sich davon weder Brot noch Strom kaufen.



Die Älteren unter den Lesern können sich vielleicht noch an Werbung erinnern, in der das Produkt im Zentrum stand. Kamera-schwenk über das exquisite Sofa mit all seinen Vorzügen, Bier, das in Grossaufnahme golden ins Glas sprudelt und die Kehle vor lauter Lust austrocknet. Die angepriesene Ware oder Dienstleistung – mehr braucht es nun wirklich nicht – scheint heute ein Auslaufmodell geworden zu sein. Vermehrt rückt in der Gestaltung aktueller Werbespots das Produkt in den Hintergrund, dafür die moralische Botschaft des Unternehmens in den Vordergrund. Die Metaebene ist immer dieselbe: Wir sind gut, wir vertreten die richtigen Werte. Man will Progressivität demonstrieren, in alle gängigen Richtungen: Diversität, sexuelle Orientierung, Klima, Natur. «The message» ist auch in der Werbung der Renner. Wetten, dass wir allein durch das Ansehen des Werbeblocks zu besseren Menschen werden?

Der tugendhafte Auftritt in der Öffentlichkeit ist in allerlei Sparten zu beobachten: Energie, Versicherung, Möbel, Kleidung. Die Spots könnten alle von der gleichen Agentur stammen – gut, mal trägt das Model eine glitzerige Hose, oder im Hintergrund steht ein Stuhl. Auf die Idee, dass hier ein Stuhl beworben wird, kommt man aber nur, wenn man den Spot bis ans Ende verfolgt und das Firmenlogo erscheint.

In einem Bier-Werbespot wird uns die Wichtigkeit des Naturschutzes vorgeführt; zwei Männer trinken Bier auf der Bergwiese, dem einem windet es ein Plastiksäckchen davon, er springt ihm rasch nach. In der Kampagne eines Möbelherstellers ist ein Mädchen mit seinen *Gspänli* sportlich unterwegs, Müll, den es auf der Strasse entdeckt, hebt es eilig auf, um ihn zu Hause korrekt zu entsorgen. Ein Online-Modeversandhändler zelebriert in seinen Spots vom richtigen Lifestyle über Hilfs-

bereitschaft bis hin zu Diversität alles Mögliche, Kleidung wird zur Nebensache.

Wenn ein Mann seinem davonfliegenden Abfall nachrennt, ist das natürlich unheimlich sympathisch. Vielleicht verbessert ja Bierwerbung, die die Meta-Information enthält, dass Plastikmüll einsammeln wichtig ist, den Zustand der

Die Metaebene ist immer dieselbe: Wir sind gut, wir vertreten die richtigen Werte.

Umwelt. Konsumenten mit falschen Wertvorstellungen werden durch Versicherungsfirmer erklären, wie moralisch einwandfrei sie sind, zu besseren Menschen. Und was die Klamotten betrifft: Es gibt viele Leute wie mich, die sich nicht allabendlich vertiefte Gedanken zu Toleranz und Diversität machen. Ich finde Diversität und Sensibilität, ganz ernsthaft, gute Anliegen. Und von einer Firma, die Rüschentops herstellt, kann man in Sachen moralischer Verantwortung gewiss dazulernen. Sowieso, es gibt schlimmere Messages als jene zur Verbesserung der Welt.

Nur frage ich mich, ob die «Lebe so, wie du willst!»-Botschaft von Kleiderunternehmen der Mitarbeiterin aus Sri Lanka, die von morgens bis abends Regale zum Mindestlohn einräumt, wirklich zugutekommt. Ob die Unsummen, die für Image-Clips ausgegeben werden – während gleichzeitig die Preise für Konsumenten steigen –, einen Unterschied machen für Menschen, die tatsächlich von Ausgrenzung und Armut betroffen sind. Denn ironischerweise leiden besonders jene unter den hohen Preisen, die die Diversity-Freunde in ihren Clips ja vorgeben zu unterstützen. Nicht wenige empfinden

solche Werbeaktivitäten angesichts der aktuellen Krisensituation als Ungleichgewicht.

Möglicherweise ist es nicht allen Unternehmen aufgefallen, aber wir leben in Zeiten von explodierenden Strompreisen, von Inflation, Aktienkurse sind im Keller. Konsumenten ächzen ganz offensichtlich unter den steigenden Preisen – wie also passt diese Imagewerbung, die ständig länger und kostspieliger wird, zur «Wir sind sensibilisiert»-Message? Wenn der Gewinn besagter Unternehmen so hoch ist, dass sie ihn problemlos in Filmchen stecken können, die sich vor allem um moralische Botschaften drehen, heisst das im Grunde nichts anderes, als dass Konsumenten überbezahlte Ware bezahlen.

Und es ist ja nicht nur der Spot alleine, der viel Geld kostet, häufig sind ganze Abteilungen und Agenturen involviert. Alle überlegen sich Konzepte, wie man noch mehr Haltung in eine Imagewerbung inkludieren könnte, beurteilen dann unzählige Versionen eines Clips; dem einen ist er dann zu männlich, dem anderen zu wenig divers in Sachen sexueller Orientierung, und der Dritte wirft ein: «Hm, also wir müssen noch etwas für den Klimaschutz reinpacken.»

Ich müsste mich wirklich schwer täuschen, aber der Weg, das Leben von Menschen zu erleichtern, führt eher nicht über «the message» auf Kosten der Konsumenten, sondern, ganz einfach, über einen Preisnachlass. Wer im Namen von Diversity, Toleranz und Umweltschutz einfühlbares Engagement zwecks Rettung der Welt vorgibt, könnte vielleicht einmal in Betracht ziehen, seine Produkte zu vergünstigen. Damit hilft er den Menschen am ehesten, aber auch dem Umweltschutz. Denn wie man so schön sagt: Auch den muss man sich leisten können.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter: @TamaraWernli

Wie gefährlich sind die Klima-Kleber?

Die Straftaten der Bewegung «Letzte Generation» seien eine Art politischer Hilferuf, findet mein Nachfolger als Chef des deutschen Verfassungsschutzes. Ich sehe es anders.

Hans-Georg Maassen

Berlin

Wie gefährlich, wie extremistisch sind die «Klima-Kleber» der Bewegung «Letzte Generation»? Der Chef des deutschen Verfassungsschutzes, Thomas Haldenwang, erklärt, die Gruppierung sei nicht extremistisch, weil sie die freiheitlich-demokratische Grundordnung nicht in Frage stelle. Die Begehung politisch motivierter Straftaten begründe allein noch nicht, dass eine extremistische Bestrebung vorliege – womit er durchaus recht hat, denn nicht jede politisch motivierte Straftat gefährdet die freiheitlich-demokratische Grundordnung.

Aber was ist mit der politischen Motivation der «Klimaaktivisten», ist die nicht extremistisch? Nein, sagt Haldenwang. Die «Letzte Generation» sei keine Gefahr für die freiheitlich-demokratische Grundordnung, denn sie sage im Grunde: «He, Regierung, ihr habt so lange geschlafen, ihr müsst jetzt endlich mal was tun. [...] Anders kann man eigentlich gar nicht ausdrücken, wie sehr man dieses System respektiert, wenn man die Funktionsträger zum Handeln auffordert.»

Wer ist ein Verfassungsfeind?

Diese Aussage des Verfassungsschutzchefs löste bei vielen Bürgern und meinen ehemaligen Kollegen Kopfschütteln und Fassungslosigkeit aus. Ist es ernst gemeint, dass politische Straftäter durch ihre Straftaten zum Ausdruck bringen wollen, dass sie die Verfassungsordnung respektieren, weil sie durch ihre Straftaten Funktionsträger zum Handeln auffordern wollen? Also Straftaten als eine Art politischer Hilferuf, den man zwar tadeln sollte, aber der für den Verfassungsschutz irrelevant sei?

Nimmt man Haldenwang, beim Wort, ohne böswillig sein zu wollen, müsste diese Aussage, wäre sie allgemeingültig, auch auf andere extremistische Straftäter wie islamistische Terroristen Anwendung finden. Auch sie wollen vermutlich durch Straftaten die Regierung zum Handeln auffordern. Wahrscheinlich hat er das nicht gemeint, aber dann ist seine Be-



«He, Regierung, ihr habt so lange geschlafen.»

hauptung auch keine Begründung, warum der Verfassungsschutz die Anhänger der «Letzten Generation» nicht als gefährlich einstuft.

Ob die «Letzte Generation» eine extremistische Bestrebung ist und vom Verfassungsschutz beobachtet werden muss, liegt nicht im Belieben des Verfassungsschutzchefs oder

«Wir planen, eine Pipeline in die Luft zu sprengen», sagt Luise Neubauer.

der Innenministerin. Die Aufgaben des Verfassungsschutzes sind im Einzelnen im Gesetz über den Verfassungsschutz geregelt. Vorrangige Aufgabe des Verfassungsschutzes ist es danach, Informationen über Bestrebungen zu sammeln, die sich gegen die freiheitlich-demokratische Grundordnung richten.

Die freiheitlich-demokratische Grundordnung umfasst die unabänderliche Kernsubstanz unserer Verfassung. Es sind die elementaren Prinzipien, auf denen unsere freiheitliche und rechtsstaatliche Demo-

kratie beruht. Dazu zählen nach der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts die Volkssouveränität (Demokratie), die Rechtsstaatlichkeit und die Wahrung der Menschenwürde. Wer diese grundlegenden Prinzipien bekämpft, ist ein Verfassungsfeind.

Der Schutz vor einem Klimawandel zählt natürlich nicht zu diesen grundlegenden Prinzipien. Und er steht nicht über diesen Prinzipien, sondern erfolgt lediglich im Rahmen der freiheitlich-demokratischen Grundordnung. Es kommt auch nicht darauf an, ob und in welchem Mass die behaupteten Gefährdungen des Klimawandels tatsächlich eintreffen werden. Darüber kann man trefflich streiten. Es entspricht dem Grundsatz der Volkssouveränität, dass das Volk in Wahlen und Abstimmungen – und nicht die Gerichte, auch nicht «die Wissenschaft» und schon gar nicht sich selbst ermächtigende Klimaschützer – darüber entscheidet, ob und inwieweit Massnahmen gegen den Klimawandel getroffen werden.

Unzweifelhaft sind der Nationalsozialismus, der Sozialismus und der Islamismus verfassungsfeindliche Bestrebungen, weil sie die

Grundprinzipien der freiheitlichen Demokratie ablehnen und ihre politische oder religiöse Ideologie über Volkssouveränität, Rechtsstaatlichkeit und die Menschenwürde stellen. Bei der Klimabewegung ergibt sich folgendes Bild: Mehr und mehr schält sich heraus, dass für massgebende Repräsentanten der Klimabewegung der Klimaschutz Vorrang hat vor der freiheitlich-demokratischen Grundordnung.

Sie sind der Auffassung, dass der Zeitpunkt bald erreicht sei, ab dem der Klimawandel nicht mehr aufgehalten werden könne. Sie sind der Auffassung, dass wir alle uns in einer endzeitlichen Situation befinden und dass ein sofortiges radikales Handeln notwendig sei, um die Welt zu retten. Von Luisa Neubauer, dem

Der Name «Letzte Generation» bringt die endzeitliche Erwartung dieser Sekte zum Ausdruck.

Gesicht der Klimabewegung, wird die Auffassung vertreten: «Die Wahl zwischen Zeit und Demokratie haben wir nicht.» An anderer Stelle meinte sie: «Wir planen, eine Pipeline in die Luft zu sprengen.» Andere Anhänger der Klimabewegung fordern, die soziale Marktwirtschaft zu vernichten.

Derartige Aussagen von einflussreichen Personen der Klimabewegung machen deutlich, dass Demokratie und Rechtsstaatlichkeit von ihnen nur insoweit akzeptiert werden, als sie dem Klimaschutz, so wie sie ihn wollen, nicht im Weg stehen. Dabei nehmen sie für sich in Anspruch zu entscheiden, welche Massnahmen für uns alle die richtigen sind. Derartige Aussagen begründen hinreichende tatsächliche Anhaltspunkte dafür, dass sich die Klimabewegung oder zumindest relevante Teile davon so weit radikalisiert haben, dass sie inzwischen verfassungsfeindlich sind. Weiter deutet vieles darauf hin, dass es sich um eine radikale und fanatisch-politische Endzeitsekte handelt, die sich schwerpunktmässig an Jugendliche und Heranwachsende in westlichen Staaten richtet und durchaus erfolgreich



über Medien und politische Einflussträger erreichen will, die freiheitliche Demokratie dem Diktat dieser Klimasekte zu unterwerfen.

Bei der «Letzten Generation», die für Autobahnblockaden mitverantwortlich ist, handelt es sich um den besonders radikalen und militanten Arm der Klimabewegung, der auch schwere Straftaten begeht und in Kauf nimmt, dass dadurch Menschen zu Schaden kommen. Der Name «Letzte Generation» bringt die endzeitliche Erwartung dieser Sekte bereits zum Ausdruck. Mittels dieser Straftaten soll der Vorrang der sektenhaften Klimaideologie vor demokratischen Entscheidungen und dem Rechtsstaat und damit die Überwindung der Grundprinzipien der freiheitlich-demokratischen Grundordnung militant durchgesetzt werden. Das Begehen von Straftaten zur Erreichung derartiger Ziele hat zwangsläufig zur Prüfung zu führen, ob ein Verbot dieser Bestrebung erfolgen muss.

Sympathien für die Antifa

Vor diesem Hintergrund liegt der deutsche Verfassungsschutzchef mit seiner Einschätzung, die «Letzte Generation» gefährde nicht die freiheitlich-demokratische Grundordnung, fachlich völlig daneben. Aber es geht wohl nicht um Fachlichkeit, sondern um Politik und möglicherweise auch um den Schutz einer Ideologie. Politik und Ideologie haben in der Arbeit des Verfassungsschutzes nichts zu suchen. Verfassungsschutz ist Schutz der Verfassungsordnung und nicht Schutz der Regierung und schon gar nicht Ideologieschutz.

Die Entwicklung in den letzten Jahren gibt Anlass zu grosser Sorge. Und es muss Angst machen, wenn die Bundesregierung offensichtlich Sympathien für die linksradikale oder links-extremistische Klimabewegung hegt, wenn die für den Verfassungsschutz zuständige Innenministerin allem Anschein nach mit der verbotswürdigen, gewaltorientierten, links-extremistischen Antifa sympathisiert, wenn die Regierungskoalition in ihrem «Kampf gegen rechts» nicht mehr zwischen Rechts-Extremismus und rechts unterscheidet und damit auch all diejenigen, die nicht links sind, bekämpfen will. Und es macht Angst, wenn ein Verfassungsschutz wegen «Delegitimierung des Staates» Personen und Bewegungen beobachten will, die staatliche Repräsentanten und Institutionen «verächtlich machen». Es ist die Angst, dass unsere freiheitliche Demokratie zerstört und der Verfassungsschutz zum Regierungsschutz instrumentalisiert wird, um politische Gegner zu bekämpfen.

Es ist Sache der Bundesregierung, diesen Verdacht und diese Ängste mit überzeugenden Gründen auszuräumen.

Hans-Georg Maassen war von 2012 bis 2018 Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz.

Danke, Granit Xhaka!

Klare Worte aus dem Mund des Schweizer Nati-Captains. Angesprochen auf die Protestaktion der deutschen Nationalelf, deren Spieler sich vor der 1:2-Pleite gegen Japan demonstrativ den Mund zugehalten haben, sagt Granit Xhaka: «Wir werden nicht das Gleiche tun wie die deutsche Nationalmannschaft. Wir werden die Sitten und Gebräuche in Katar respektieren. Wir sind hier, um Fussball zu spielen und niemandem Unterricht zu erteilen.» Das einzig richtige Zeichen – statt zu politisieren, konzentriert sich der Schweizer Captain auf seinen Beruf, das Fussballspielen.

Das war vor vier Jahren an der WM in Russland noch anders: Da wurde Xhaka im Vorfeld des Serbien-Spiels von den gegnerischen Fans in den sozialen Medien aufs Übelste provoziert und liess dann beim 2:1-Sieg bei seinem Torjubel – wie auch Xherdan Shaqiri – mit der Doppeladler-Geste seinen Frust los. Für diese politische Botschaft wurde Xhaka von der Fifa mit 10 000 Franken gebüsst.



Captain Xhaka.

In Katar wurde die One-Love-Binde, eine Variante der Regenbogen-Flagge, zum Politikum. Der Weltfussballverband Fifa hat den sieben europäischen Verbänden Deutschland, England, Wales, Belgien, Dänemark, Niederlande und Schweiz verboten, die farbigen Binden einzusetzen. Gestützt auf Artikel 13.8.1, schrieb die Fifa: «Für Final-Wettbewerbe muss der Captain jeder Mannschaft eine von der Fifa gestellte Armbinde tragen.» Die Fifa drohte mit gelben Karten für die Spielführer, im Wiederholungsfall mit Gelb-Rot.

Nach der unmissverständlichen Ansage der Fifa knickten fünf Verbände, darunter die Schweiz, schnell ein. Nur Dänemark und Deutschland wollten das Verbot der farbigen Captain-Binde nicht hinnehmen – und stolperten prompt in ihren ersten Gruppenspielen. Xhaka dagegen startete mit der Schweiz mit einem Sieg gegen Kamerun ins Turnier. Die Chancen für ein Weiterkommen sind vor dem Spiel gegen Serbien intakt. Das Motto des Schweizer Captains: triumphieren statt politisieren!

Max Kern

Unsichtbare Schweizer

Nr. 47 – «Willkommen in der Parallelgesellschaft»
Hubert Mooser über Integration

Ich schätze, dass etwa 98 Prozent der Schweizer keine Ahnung von Demografie haben. Sie sind nicht in der Lage, zu erklären, warum in einer Klasse nur drei Schweizer und neunzehn Ausländer sitzen. Die meisten meinen, dass daran die Ausländer schuld seien, aber das ist falsch. Schuld sind die Schweizer oder, besser gesagt, ihre niedrige Geburtenrate. Das Problem ist auch schwer zu erkennen, denn Schweizer, die nicht geboren wurden, die sieht man nicht.

Dudo Erny, Zug

Mit fanatischem Eifer

Nr. 47 – «Weltmeisterliches Katar»
Pierre Heumann über die Fussball-WM

Kollektives Zurschaustellen einer verordneten Gesinnung hat in der Demokratie nichts zu suchen. Die Spieler sollen fussballerisch an einem Strang ziehen, aber politisch dürfen sie durchaus unterschiedlicher Meinung sein. Daher ist es eine Zumutung, sie zu irgendwelchen Bekenntnisgesten zu nötigen. Aber so viel Haltung kann sich kein Fussballer leisten, der weiter mitspielen und Geld machen will – ganz wie unter den Nazis und unter den Kommunisten, die auch von jedem die symbolische Demonstration korrekter Gesinnung eingefordert haben. Während wir Deutschen mit fanatischem Eifer Spuren unserer Geschichte tilgen, die nicht zum momentan herrschenden Zeitgeist passen, sind die tatsächlich gefährlichen Triebkräfte unserer Geschichte weiter wirksam: die deutsche Neigung zum Absoluten, zum Totalitarismus,

zum Konformismus, zum Übereifer und zur Selbstüberhebung – nicht mehr unter der Fahne des Kaiserreichs, der Nazis oder der Kommunisten, sondern jetzt unter der Fahne der rot-grün-woken Welttrettung.

Joachim Mädlow, Berlin (D)

Äpfel und Birnen

Nr. 47 – «Covid aus der Spritze»
Philipp Gut über die «Impf-Lüge»

Man muss nicht Infektiologe sein, um zu erkennen, dass der Vergleich zwischen der Bundeswehr und der übrigen Bevölkerung fragwürdig ist. Die Lebensumstände dieser zwei Gruppen sind völlig verschieden. Korrekt wäre es, ungeimpfte mit geimpften Bundeswehrsoldaten zu vergleichen. Andernfalls vergleicht man Äpfel mit Birnen. Schon allein das Ansteckungsrisiko bei der Bundeswehr ist markant höher, da die übrige Bevölkerung nicht in Mannschaftsunterkünften schläft. Diverse weitere Lebensumstände sind unterschiedlich in diesen zwei Vergleichsgruppen.

Peter Schwob, Stallikon

Mein Lichtblick

Nr. 46 – «Erfolg in der Ukraine»
«Lichtblick» von Harald Martenstein

Meiner Meinung nach wäre ein Lichtblick, wenn endlich die Waffenlieferung an die Ukraine beendet werden würde und sich die involvierten Parteien auf Friedensverhandlungen einigten. Weiterhin muss ich widersprechen: Deutschland ist und bleibt ein besetztes Land durch die USA, selbst Ex-Präsident Barack Obama sprach davon. Denn es existiert kein Friedensvertrag. Nach der

Wiedervereinigung haben alle Siegermächte Deutschland verlassen, ausser die USA, diese hat nach wie vor Militärstützpunkte in Deutschland. Die Nato-Osterweiterung hat Russland sehr wohl provoziert. Wäre ein neutraler Korridor nicht ausreichend gewesen? Wenn man den Frieden liebt, sollte man sich nicht vom grössten Kriegstreiber der Welt, den USA, unterjochen lassen.

Ronny Meiselbach, Weissenburg

Reiz linker Ideologie

Nr. 46 – «Die Welt wird friedlicher» – Interview von Roger Köppel und Roman Zeller mit Herrmann Lübke

Das Interview muss man zweimal lesen, um dem reichen Inhalt vollumfänglich folgen zu können. Ein hochinteressanter Kerngedanke liegt für mich in der Beantwortung der Frage: Wo ist der Reiz der linken Ideologie? Da wird eine bemerkenswerte Parallele zum verblassten Stellenwert der Religion in der Gesellschaft gezogen. «Es gibt vermutlich in jedem Menschen die tiefe Sehnsucht, Gewissheit zu haben, dass man das Gute tut.»

Res Niederhauser, Gibswil

Top und Flop

Nr. 47 – «Rösti wird grün»
Marcel Odermatt über SVP-Kandidat Albert Rösti

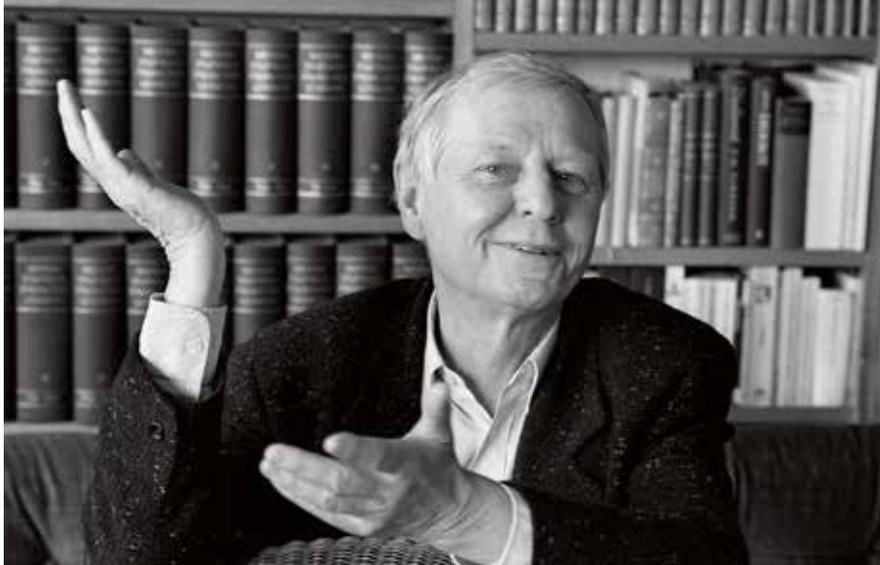
«Zum Bundesrat Röschi, das find is s Blödschti! Hingegä dä Vogt, dä wäri top!»

Bruno Vogler Pfeiffer, Asp

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Hans Magnus Enzensberger (1929–2022) Irene Cara (1959–2022)



Brillanter Zeitdiagnostiker: Schriftsteller Enzensberger.

Es war ein Sommertag vor knapp zwanzig Jahren. Ich war gerade auf dem Weg zu einer Verabredung in Altschwabing, nahe dem Englischen Garten. Da sah ich ihn: Hans Magnus Enzensberger. Wahrscheinlich kam er soeben aus seiner Schreibwohnung ein paar Strassen weiter. Das weisse Haar leuchtete schon von weitem. Man erkannte ihn sofort. Die schlanke Gestalt, die markante Frisur, das einprägsame Gesicht.

Meine erste intellektuelle Begegnung mit dem grossen Essayisten und Publizisten datiert auf das Jahr 1988. Da schenkte mir eine Freundin Enzensbergers Essayband «Mittelmass und Wahn». Das titelgebende Stück fand sich am Ende des Buches. Eine feinsinnige Analyse bundesdeutscher Befindlichkeiten, deren bestürzende Gültigkeit sich erst Jahrzehnte später erweisen sollte: Deutschland – Mittelmass und Wahn. Wie treffend diese Diagnose war, kann man gerade in diesen Tagen wieder studieren.

Geboren 1929 in Kaufbeuren, begann Hans Magnus Enzensberger nach seinem Studium unter Alfred Andersch als Hörfunkredaktor beim Süddeutschen Rundfunk. 1957 erschien hier sein legendärer Radioessay «Die Sprache des Spiegel». Seine These: Das Nachrichtenmagazin sei kein Nachrichtenmagazin, der Stil des Spiegel kein Stil, sondern Masche, er übe nicht Kritik, sondern Pseudo-Kritik. Das sass. Kurz darauf gelang Enzensberger mit dem

Gedichtband «Verteidigung der Wölfe» auch sein Durchbruch als Lyriker. Ein Literaturstar war geboren, der im schnoddrigen Stil der Zeit empfahl: «Lies keine Oden, mein Sohn, lies die Fahrpläne: Sie sind genauer.»

Neben Grass, Johnson und Böll gehörte HME, wie er auch genannt wurde, bald zu den etablierten Intellektuellen der damals noch jungen Bundesrepublik. Wie jeder kritische Intellektuelle in den sechziger Jahren verstand er sich als links. Doch letztlich umwehte Enzensberger immer der Hauch des Unabhängigen, des Freigeistes und Unberechenbaren. Für manche auch: des Unzuverlässigen. «Chamäleon» wurde er deswegen genannt oder «Luftikus». Als Lob war das nicht gemeint.

1965 fand der Vielseitige für sich eine neue Rolle: Er wurde Herausgeber des «Kursbuches», eines der Zentralorgane der linken Intelligenz der sechziger und siebziger Jahre. In den Achtzigern gründete er, wieder passend zum Zeitgeist, das Kulturmagazin *Transatlantik* und die bis heute existierende «Andere Bibliothek». Auch hier witterten alte Weggefährten Verrat an den Idealen. Enzensberger wird's egal gewesen sein. Dafür war der brillante Zeitdiagnostiker zu flexibel, zu neugierig und zu unorthodox. Nun ist Hans Magnus Enzensberger, prägender Intellektueller der deutschen Nachkriegsgeschichte, wenige Tage nach seinem 93. Geburtstag in München verstorben.

Alexander Grau

Von Ferne betrachtet, war sie ein *two-hit wonder*. Die zwei Filmsongs, die Irene Cara in die Welt schmetterte, wurden mit je einem Oscar prämiert, bei «Fame» strahlten vor allem die Autoren des Lieds, bei «Flashdance ... What a Feeling» hatte neben Disco-Guru Giorgio Moroder auch Irene Cara etwas von dem Segen, denn sie hatte mit Keith Forsey zusammen die Lyrics gebastelt.

Doch Irene Escalera war mehr als ein schnell verglühtes Popsternchen. Die Tochter einer kubanischen Kassierererin und eines Stahlarbeiters aus Puerto Rico (privat übrigens ein leidenschaftlicher Saxofonist) wuchs in New York auf und fräste sich früh durch sämtliche Disziplinen des Showbiz: Schon als Kind belegte sie Kurse in einer Schule für «child performers» und war als Kinderstar regelmässig in TV-Shows zu sehen.

Unerbittliche Disziplin und Härte gegen sich selbst waren noch in ihren letzten Interviews und Auftritten zu spüren. Ihre «Fame»-Kollegin Laura Dean Koch beschrieb sie als «Kraftpaket, das singen, tanzen und schauspielern konnte – die Definition einer dreifachen Herausforderung. Irene war ein Vorbild und jemand, dem ich nacheifern wollte.» Als Cara ihre Plattenfirma 1983 wegen Tantiemen-Streitereien verklagte, war ihre Karriere schlagartig zu Ende. 1993 konnte sie zwar eine millionenschwere Nachzahlung für sich verbuchen, doch in der Musikbranche war sie als «schwierig» verrufen.

Es war der geschmeidige DJ Bobo, der sie wieder ins Rampenlicht holte: Mit einer Duettversion des unverwüstlichen «Flashdance»-Hits enterte sie 2001 noch einmal die Charts. Irene Cara starb am 25. November in ihrem Haus in Florida. *Thomas Würdehoff*



«Kraftpaket»: Sängerin Cara.

Das Lasso zieht sich zu

Unternehmen können ihre Rechnung nicht mehr selbst machen, der Staat weiss, wie.



Die Schlinge zieht sich zu. In den grösseren Unternehmen gibt es immer weniger Spielraum, um sich beim Investieren, Anstellen von Leuten, Kaufen und Verkaufen von kaufmännisch vernünftigen Gedanken leiten zu lassen. Und um Manager daran zu messen.

Stattdessen füllen die Begriffe «environmental», «social» und «governance» den Raum, bekannt unter dem Kürzel ESG: Eine Firma soll so arbeiten, dass sie nicht einfach auf die Rentabilität schaut, sondern auch auf Umwelt, Gesellschaft und Unternehmensverhalten. Die EU-Führung hat ESG mit ihrem «Green Deal» und dem damit zusammenhängenden Aktionsplan «Sustainable Finance» als obligatorisch erklärt für die Wirtschafts- und Finanzsysteme in fast ganz Europa.

Der Green Deal hat laut EU-Zentrale zum Ziel, dass die Wirtschaft «bis 2050 netto keine Treibhausgase mehr ausstösst», dass sie «ihr Wachstum von der Ressourcennutzung abkoppelt» und «niemanden, weder Mensch noch Region, im Stich lässt». Wie der zweite Punkt umgesetzt werden soll, ist eine spezielle Denkaufgabe, und für den dritten Punkt gibt es immerhin das Modewort «Inklusion».

Man kann Inklusion auch so sehen: Jetzt werden die Unternehmen eingefangen, ähnlich wie Pferde auf der Weide mit dem Lasso, die Schlinge um den Hals, dann werden sie gezähmt, mit Brandzeichen versehen und mit zusammengebundenen Beinen in den Stall geführt.

Grosse Unternehmen, die am Kapitalmarkt sind, Versicherungen und Banken müssen seit 2017 im Abschluss berichten, was sie mit Blick auf Umweltschutz, Klima, Arbeits-

bedingungen, gesellschaftliche Themen sowie Corporate Governance unternehmen. Jetzt wird diese Non-Financial Reporting Directive (NFRD) sukzessive durch die Corporate Sustainability Reporting Directive (CSRD) abgelöst, die strenger ist.

Genau diese CSRD hat der Rat der EU-Regierungen jetzt verabschiedet. Diese Nachhaltigkeitsberichterstattung wird Pflicht für Firmen mit über 250 Mitarbeitern, 40 Millionen Jahresumsatz, 20 Millionen Bilanzsumme. Es dürften 50 000 Unternehmen sein, etwa fünfmal mehr als bisher. Mitgefangen sind auch Schweizer Firmen mit mehr als 150 Millionen Euro Umsatz in der EU und einer Tochter daselbst.

Welche Pflichten die Nachhaltigkeitsberichterstattung umfasst, soll durch die Beratungsinstitution Efrag erarbeitet werden. Das ist ein privater Verband, der 2001 mit der Unterstützung der EU-Kommission gegründet wurde und nun für die CSRD den erweiterten Auftrag erhält, die EU-Kommission «in Form von vollständig ausgearbeiteten Entwürfen für EU-Nachhaltigkeitsberichterstattungsstandards und/oder Entwürfen für Änderungen an diesen Standards technisch» zu beraten. Die Mitgliedsorganisationen sind «europäische Interessengruppen, nationale Organisationen und Organisationen der Zivilgesellschaft».

Die Firmen sind unter Druck, bei diesem Lobbying und ausserdemokratischen Regulierungsprozess mitzumachen. Das Heer von Experten, das sich in der Efrag trifft, drängt vorwärts in Richtung umfassende Rechenschaftsablage zu Klima und Sozialem, immer neue Wünsche und Anforderungen an Firmen tauchen auf, das löst

neue Vorschriften aus, die wieder mehr Überwachung erfordern.

Irrer Fachkräftemangel

Was läuft auf dem Schweizer Arbeitsmarkt für ein irres Spiel? «Fachkräftemangel erreicht eine noch nie dagewesene Dimension», melden der Arbeitsvermittler Adecco und die Universität Zürich in einer gemeinsamen Studie. Die Medien greifen dies laut auf. Vor allem im Gesundheitssektor und in der IT fehlen Leute.

Aber – was heisst fehlen? Wie kann es in einem Markt überhaupt hartnäckigen Mangel geben? Da kann doch der Preis, also der Lohn, Nachfrage und Angebot wieder halbwegs in Übereinstimmung bringen. Es muss ja nicht nur Geld sein, auch sonst kann man an den Anstellungsbedingungen schraubeln.

Die Frage, ob die Arbeitskraft vielleicht zu billig ist, kommt auch auf bei Erinnerungen an früher: In der DDR gab es immer und überall Arbeitskräftemangel, da Arbeit ja kaum etwas kostete. Zu günstiger Input führte zu verschwenderischem Einsatz. Schweizer Spitäler setzen deutlich mehr Pflegende pro Einwohner ein als deutsche. Neigt der hiesige Gesundheitssektor wegen zu wenig Wettbewerb zu einer überhöhten Pflegekräftenachfrage?

Der jetzige Fachkräftemangel gibt schliesslich auch deshalb zu denken, weil in der Schweiz die Zahl der Beschäftigten dieses Jahr blitzartig auf Rekordniveau gewachsen ist. Kann es sein, dass die Nachfrager, Firmen und Staat, ihre Arbeitskraftwünsche derart explodieren lassen? Oder sind einfach immer mehr Firmen in der Schweiz, die Leute wollen?

PHILOSOPHIE

Sören Kierkegaard



Auslotung menschlicher Existenz: Gemälde des dänischen Meisters Christen Købke (1810–1848).

«Denn der Gedanke
an den Tod ist eine
flinke Tänzerin, meine
Tänzerin.»

Seite 66

Wie will ich leben?
Was heisst es,
zu existieren?
Was ist Freiheit?

Seite 68

«Je stumpfer die Zeit»,
so konstatiert er,
«umso mächtiger
die Presse.»

Seite 69

Lob des Einzelgängers

Nur wenige Denker haben so leidenschaftlich für einen radikalen Individualismus gekämpft wie der grosse dänische Philosoph Sören Kierkegaard. Was können wir heute von ihm lernen?

Alexander Grau

Die Menge ist Unwahrheit.» Wer so etwas schreibt, muss ein Einzelgänger sein. Und ein grosser Individualist. Frei und unabhängig. Sören Kierkegaard, der Autor dieses Zitates, war all dies: ein Exzentriker und Aussenseiter, ein autonomer Kopf und Freidenker. Und einer, der sein ganzes intellektuelles Leben damit zubrachte, gegen das anzukämpfen, was er für das grösste Übel hielt: das Kollektiv, die Masse.

Gruppierungen, gleich welcher Art, waren für Kierkegaard nicht nur belastend, bedrohlich oder unerfreulich. Sie waren mehr. Sie waren Sünde im religiösen Sinne des Wortes. Denn Kierkegaard argumentiert als Christ. Genauer: als zutiefst protestantischer Christ. Als Christ also, der nicht von der Überlieferung aus argumentiert, von der Tradition oder gar einer Institution wie der Kirche, sondern immer nur von dem Einzelnen aus, der allein vor seinem Gott steht. Und Wahrheit, durchaus auch in einem religiösen Sinne, Wahrheit gibt es nur im Individuum. Denn die Menge ist Lüge.

Sog der Gesellschaft

In der Geschichte der Philosophie gibt es nur wenige Denker, die so leidenschaftlich für einen radikalen Individualismus gekämpft haben wie der Däne Sören Kierkegaard. Das liegt auch daran, dass liberale Denker wie etwa John Stuart Mill oder Alexis de Tocqueville das Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft immer mit einem kühlen Blick von aussen analysierten. Ihnen ging es nie um das Individuum als Individuum, sondern als Teil eines politisch verfassten Gemeinwesens.

Kierkegaard jedoch interessiert ausschliesslich der Einzelne als Einzelner, unabhängig von seiner Umwelt oder der Gesellschaft, in der er lebt. Denn der Einzelne ist er selbst nur, insofern er sich von dem Sog der Gesellschaft und des kollektiven Meinens emanzipiert. Das Soziale, die Gemeinschaft: Sie korrumpiert. In ihrem Bann wird der einzelne Mensch zum Herdentier, triebhaft, abgerichtet und manipuliert. Wer wirklich Individuum sein will, wer wirklich wahrhaftig leben möchte, der muss sich von

der Gesellschaft und dem, was Zeitgeist heisst, radikal lossagen.

Das klingt trotzig und ein wenig ego-man. Doch man würde Kierkegaard missverstehen, wenn man ihm blinde Selbstherrlichkeit unterstellen würde. Kierkegaards Feldzug gegen die Massen und für einen wahrhaftigen Individualismus haben nichts mit Narzissmus zu tun oder gar mit selbstverliebter Spielerei. Im Gegenteil. Kierkegaards Denken erwächst aus einem tiefen Ernst. Ihm geht es ums Ganze, bedingungslos und mit unbedingter Strenge.

Ihm geht es darum, jeden Tag so zu leben, als sei es der letzte.

Denn wenn es um das eigene Ich geht, die eigene Existenz, dann geht es um alles oder nichts, und dann verbietet sich jede Tändelei: «Nur mein Leben habe ich, welches ich sofort einsetze, jedesmal, wenn eine Schwierigkeit sich zeigt. Da geht das Tanzen leicht, denn der Gedanke an den Tod ist eine flinke Tänzerin, meine Tänzerin, jeder Mensch ist mir zu schwer. Und des-



Gegen Prinzen und Päpste: Kierkegaard.

halb bitte ich [...]: Niemand verbeuge sich vor mir, denn ich tanze nicht.»

Kierkegaard geht es darum, jeden Tag so zu leben, als sei es der letzte. Damit meint er ausdrücklich nicht Party, Exzess, Orgie oder Rausch. Allenfalls den Rausch des Geistes. Jeden Tag zu leben wie den letzten, das bedeutet, bewusst zu leben, ernst zu leben, sich klarzumachen, dass jede Entscheidung, die man trifft, eine ganz persönliche Entscheidung ist, für die man die vollständige Verantwortung trägt. Jeden Tag zu leben, als sei es der letzte, meint auch, im Bewusstsein der vollkommenen Freiheit zu leben. Alles ist möglich. Man kann alles versuchen. Das bedeutet nicht, dass alle Pläne und Hoffnungen in Erfüllung gehen. Doch wer es gar nicht erst versucht, scheitert im Vorhinein.

Wer in diesem Sinne jeden Tag lebt wie den letzten, der tanzt nicht. Mit Menschen tanzen tun nur die Oberflächlichen, die sich den Massenvergnügungen hingeben, dem Konformismus und dem Zeitgeist. Kierkegaard tanzt jedoch mit dem Tod. Es geht ihm um alles oder nichts.

Deshalb auch hat Kierkegaard eine grosse Abneigung gegen die traditionelle Philosophie. Sie langweilt ihn. Er hält sie für trivial und überflüssig. Seit Jahrtausenden versuchen Philosophen die Welt zu verstehen, sie zu definieren und zu kategorisieren. Kierkegaard jedoch geht es um den einzelnen Menschen, um die individuelle Existenz, um das konkrete Leben – nicht um irgendwelche abstrakten Begriffe.

Gegenposition zu Marx

Insofern ist der Däne von einem ganz ähnlichen Impuls getrieben wie der fünf Jahre jüngere Karl Marx. Die Philosophen hätten die Welt nur immer verschieden interpretiert, es käme jedoch darauf an, sie zu verändern, formulierte der Trierer Anwaltssohn in seiner berühmten elften «These über Feuerbach». Kierkegaard setzt an demselben Punkt an. Auch ihn stört, dass die Philosophen die Welt immer nur gedeutet haben. Doch anders als Marx kommt es Kierkegaard nicht darauf an, die Welt oder die Gesellschaft zu verändern, sondern das eigene Ich, die individuelle Existenz. Die Gesellschaft,



Sinn und Eigentlichkeit: Kōbkes «Gipsabguss-Sammlung im Schloss Charlottenborg», 1830.

die Karl Marx so wichtig war, ist für Kierkegaard nur Bedrohung, Lüge und Ablenkung vom Wesentlichen.

Es überrascht daher auch nicht, dass Kierkegaard den sozialistischen Bewegungen seiner Zeit mehr als skeptisch gegenübersteht. Denn jede Form von Zusammenschluss, das sieht der Däne sehr klar, läuft auf eine Nivellierung des Einzelnen hinaus. Beide grossen Strömungen seiner Zeit, bürgerlicher Kapitalismus ebenso wie Sozialismus, entfalten eine Diktatur des «man»: Man macht, man hat zu tun, man soll so und so leben. Gegen diese Diktatur des «man», geboren aus Opportunismus und Feigheit, kämpft Kierkegaard mit aller Vehemenz an: «Die meisten, die sich schämen, mit einem abgelegten Hut oder Mantel zu gehen, laufen freudig mit abgelegten Meinungen herum.»

Auch Kierkegaard ist natürlich klar, dass unsere Individualität nicht ausschliesslich unserem freien Willen unterliegt. Wir werden hineingeboren in eine Familie, in eine Gesellschaft, in

eine historische Situation. Das gilt insbesondere auch für Kierkegaard selbst.

Geboren wird Sören Aabye Kierkegaard im Mai 1813 als Sohn des reichen Kaufmanns Michael Pedersen Kierkegaard. Michael Kierkegaard selbst stammt aus einer bettelarmen Bauernfamilie. Mit Fleiss und Energie erarbeitet er sich ein Vermögen im Wollhandel. Zudem ist er hochintelligent und erwirbt sich eine breite Bildung. Vor allem aber ist er tiefgläubig und grüblerisch, mit einem Hang zu Depressionen. Forciert wird diese psychische Veranlagung durch verschiedene Schicksalsschläge: Als er vierzig Jahre alt ist, stirbt seine erste Ehefrau. Fünf seiner Kinder erreichen nicht das 33. Lebensjahr. Auch seine zweite Ehefrau überlebt er. Michael Kierkegaard sieht darin eine Strafe Gottes. Immerhin hatte er als ärmlicher Hirtenjunge in seiner Verzweiflung einmal Gott verflucht. Diese Sünde wird das ganze Leben auf dem ohnehin zur Schwermut neigenden Vater lasten. Ausserdem ist da das dunkle

Geheimnis der Familie: Sörens älteste Schwester, Maren Kirstine, wie alle Kinder Michaels aus zweiter Ehe, wurde noch im Trauerjahr des Vaters gezeugt.

So wird der kleine Sören in dem Bewusstsein gross, dass die Sünden des Vaters auf der Familie liegen. Das wiegt umso schwerer, als der Vater die entscheidende intellektuelle und emotionale Bezugsperson ist, wie Sörens Tagebücher dokumentieren. Seine Mutter hingegen, eine schlichte Dienstmagd, erwähnt Kierkegaard an keiner Stelle.

Bohème-Leben in Kopenhagen

Ab 1830 studiert er an der Universität seiner Heimatstadt protestantische Theologie und Philosophie. Doch der junge Student hat das Leben eines Bohémiens für sich entdeckt. Er verweilt eher in Cafés, Restaurants und in der Oper als im Hörsaal. Dank des Vermögens seines Vaters kann er sich einen gehobenen, dandyhaften Lebensstil erlauben, teure, erlesene Garderobe inklusive. Erst als 1838 sein Vater stirbt, intensiviert er sein Studium, besteht 1840 die theologische Staatsprüfung und wird im Jahr darauf Magister.

Zu diesem Zeitpunkt ist schon jene Frau in das Leben Sören Kierkegaards getreten, ohne die seine Arbeit und sein Denken vielleicht anders ausgesehen hätten: Regine Olsen. Im Mai 1837 hatte der Student die damals Fünfzehnjährige kennengelernt. Der sensible, geistreiche, ironische junge Mann in den farbenfrohen Anzügen macht trotz seiner schwächlichen Gestalt offensichtlich Eindruck auf den Teenager. Kierkegaard verkehrt von nun an häufiger im Hause Olsen, einer grossbürgerlichen Familie. Mit Regine beginnt er einen intensiven Briefwechsel, von dem allerdings fast nur Sörens Briefe erhalten sind. Regine verbrannte die ihren nach seinem Tod.

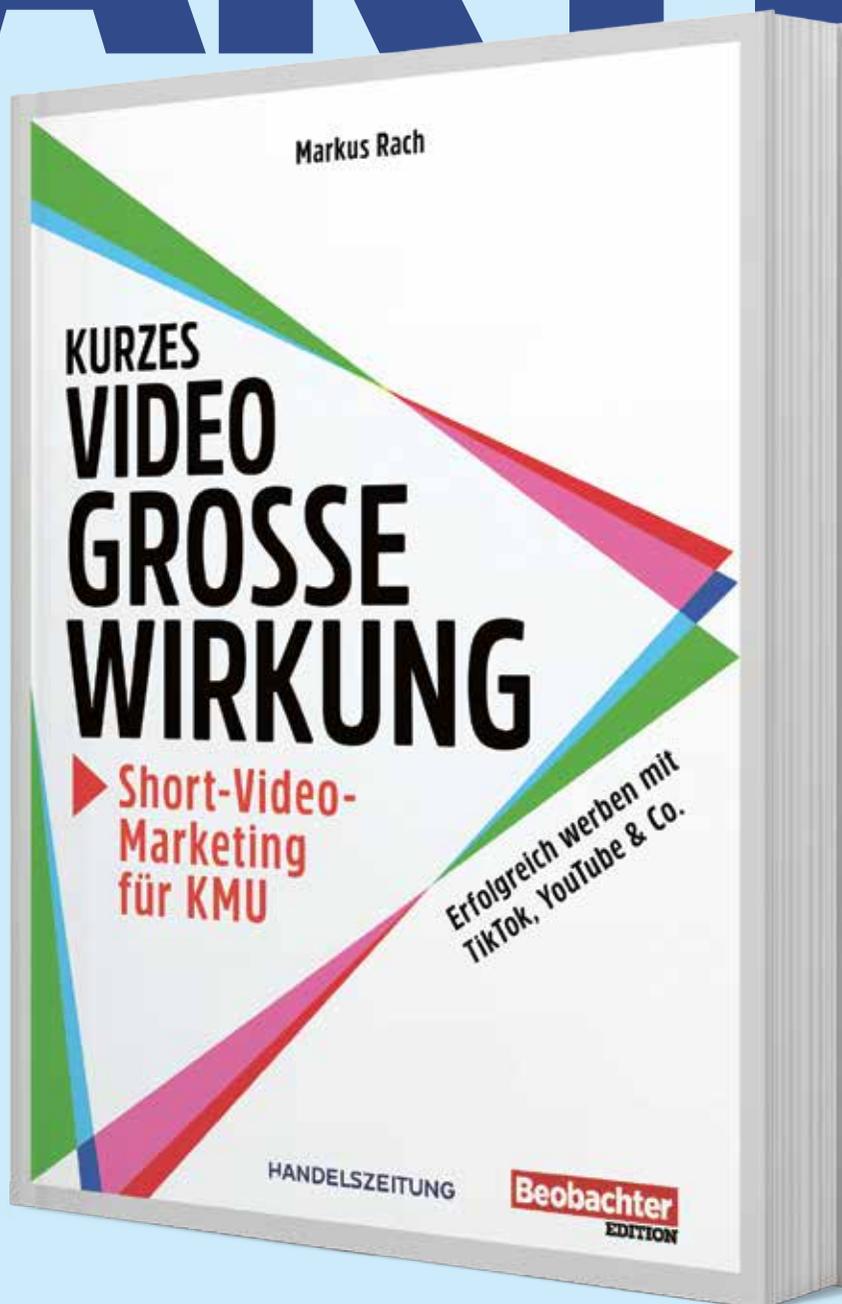
Die Beziehung von Regine Olsen und Sören Kierkegaard gibt noch immer Rätsel auf, die auch die erhaltenen Briefe und seine Tagebücher nicht beantworten. Offensichtlich sind tiefe Gefühle im Spiel. Aber welche? Liebe? Oder fühlt sich Kierkegaard vor allem geschmeichelt? Sexuell angezogen? Und was bewegt die durchaus hübsche Regine, sich in den zwar intellektuell brillanten, körperlich aber wenig attraktiven Kierkegaard zu verlieben? Teenagerschwärmerei? Verehrung? Oder echte Liebe?

All diese Fragen scheint sich auch Kierkegaard zu stellen. Hinzu kommt, dass er sich als Denker der Individualität auf seine Kernfragen zurückgeworfen sieht: Wie will ich leben? Was heisst es, zu existieren? Was bedeutet es, eine Entscheidung zu treffen? Was ist Freiheit?

Kierkegaard sieht sich vor eine Wahl gestellt. Soll er Regine heiraten? Wie sähe dann sein Leben aus? Pfarrer in einer Gemeinde mit Frau und Kindern? Will er das? Ist er das? Am 10. September 1840 verlobt sich Kierkegaard mit der

TIKTOK TAKTIK

**RATGEBER,
AUF DIE
SIE SICH
VERLASSEN
KÖNNEN.**



**DAS MARKETING-
FORMAT DER STUNDE
HEISST «SHORT VIDEO».**

Nur: Wie dreht man ein gutes Kurz-
video? Welche Taktiken wirken?
Welches ist die richtige Plattform,
und was muss man über die
Algorithmen wissen? Lesen Sie alle
Antworten und mehr im Buch!

Kurzes Video,
grosse Wirkung –
Short-Video-
Marketing für KMU
168 Seiten, CHF 48.–



JETZT BESTELLEN
beobachter.ch/shop
buchshop@beobachter.ch
058 510 73 08

Beobachter
EDITION



«Wahres Martyrium»: Kōbkes «Morgenansicht von Österbro», 1836.

inzwischen Achtzehnjährigen. Doch die Zweifel bleiben. Schon bald zieht sich Kierkegaard von seiner Braut zurück und schreibt stattdessen eindringliche Briefe. Im August 1841 löst Kierkegaard die Verbindung und sendet Regine seinen Verlobungsring zurück. Die ist schockiert und verzweifelt. Doch Sören, innerlich mindestens ebenso zerrissen, lässt sich nicht umstimmen. In seiner Hilflosigkeit erniedrigt er sich sogar so weit, ihr den Gigolo vorzuspielen, der noch auf weitere sexuelle Abenteuer aus sei und sich daher nicht vorzeitig binden möchte.

Im Oktober flieht Kierkegaard nach Berlin, um sich dort philosophischen Studien zu widmen. Er hört Vorlesungen bei Friedrich Schelling, die ihn aber enttäuschen. Mit im Hörsaal sitzen, nichts voneinander ahnend, Friedrich Engels, Jacob Burckhardt und Michail Bakunin. Vor allem aber beginnt Sören Kierkegaard in Berlin sein erstes eigenständiges Werk. Sein Titel: «Entweder – Oder».

Christ sein oder nicht

«Entweder – Oder» greift schon alle Themen auf, die Kierkegaard in den zwölf verbleibenden Jahren seiner intensiven literarischen Produktion beschäftigen werden: die verschiedenen Formen der Lebensführung, die Verantwortung jedes Einzelnen für seine Biografie, die Notwendigkeit der Entscheidung, die Frage nach dem Selbst und nach Gott. Zugleich bringt das Werk einen vollständig neuen Ton in die Philosophie. Kierkegaard geht es nicht um die möglichst objektive Erkenntnis der physischen oder metaphysischen Welt, sondern um die Auslotung menschlicher Existenz. Anders etwa als bei dem Grossdenker Hegel steht daher auch nicht die Synthese im Mittelpunkt, die alles,

auch Gegensätze, miteinander verbindet, sondern das radikale Entweder-oder: Christ sein oder nicht, Schriftsteller sein oder nicht, Ehemann sein oder nicht. Im wahren Leben gibt es kein Sowohl-als-auch, sondern nur die Entscheidung. Und Kierkegaard geht es um das wahre Leben.

Entsprechend schildert er in «Entweder – Oder» zwei Personen, die er schlicht als A und B vorstellt, wobei der Leser über B erfährt, dass er Wilhelm heisst und Gerichtsassessor ist. Ein Herausgeber mit Namen Victor Eremita, also siegreicher Einsiedler, hat die Papiere von A und B in Form von Abhandlungen, Aphorismen und

Die Freiheit liegt in der Überwindung paradiesischer Unschuld.

Briefen angeblich in einem alten Sekretär gefunden. Die Unterlagen von A verraten eine sehr ästhetische Lebensweise, B argumentiert für eine ethische Existenz. Unter den Papieren des A findet sich auch das Tagebuch des Verführers. Darin berichtet der Verfasser, ein gewisser Johannes, von der Verführung des Mädchens Cordelia. Johannes bringt Cordelia dazu, sich in ihn zu verlieben, ohne dass diese seine Inszenierung durchschaut. Johannes agiert wie ein Regisseur. Ihm geht es lediglich um den Genuss. Als er sein Ziel erreicht hat und Cordelias überdrüssig ist, arrangiert er es so, dass sie das Verhältnis von sich aus abbricht, in der Überzeugung, aus freien Stücken zu handeln.

B wirft A vor, dass die ästhetische Lebensweise im Grunde noch vorsittlich ist, da sie das Leben auf seine einfachste Form, das sinnliche Erleben,

das Triebhafte reduziert. Zudem kann ein hedonistisches Leben nicht dauerhaft Sinn stiften, da der Lustgewinn immer zeitlich begrenzt ist. Deshalb verzweifelt A schliesslich und versinkt angesichts des Mangels verbindlicher Lebensmassstäbe in Melancholie.

B weist den Ästhetiker A darauf hin, dass er Sklave seiner Begierden ist. Erst ein Akt autonomer Selbstbestimmung, in dem man sich selbst ethische Regeln setzt, führt in die persönliche Freiheit. Man muss das Wollen wählen, um frei zu sein, und das bedeutet, nach selbstgewählten ethischen Massstäben zu handeln. In einer solchen Wahl erschliesst sich dem Einzelnen seine Zukunft als Freiheitsgeschichte, in der über die ethische Reflexion zugleich das Göttliche offenbar wird.

Wichtig ist: Mit seinem Plädoyer für die ethische Lebensweise ruft Kierkegaard nicht zu einem Leben in spiessbürgerlicher Moral auf. Ethisch leben meint für ihn, ethisch reflektiert und selbstbestimmt zu leben und durch diese Selbstwahl das eigene Leben im gewissen Sinne zu transzendieren, ihm einen überzeitlichen Wert zu verschaffen.

Die Kritik des B an dem Ästhetiker A ist daher auch keine moralische. Es ist eher eine psychologische. B beobachtet an A, dass dieser durch sein hedonistisches Leben nicht glücklich wird, sondern allenfalls Momente der Lust erlebt. Ansonsten enthält sich der Herausgeber ebenso einer Bewertung wie der Autor Kierkegaard.

Diese moralische Liberalität stiess in dem bürgerlich-konservativ-protestantischen Kopenhagen nicht unbedingt auf Gegenliebe, doch sie machte seinen Verfasser zu einem Gesprächsthema und schlagartig bekannt. Noch im selben Jahr (1843) veröffentlichte er seine

nächste Schrift «Furcht und Zittern», im Jahr drauf «Der Begriff Angst» und «Die philosophischen Brocken». Hier greift er die Themen aus «Entweder – Oder» noch einmal auf und denkt sie radikal zu Ende.

Woher, so fragt Kierkegaard, kommt eigentlich die Freiheit, die uns Entscheidungen ermöglicht? Seine überraschende Antwort: Sie liegt in der Überwindung paradiesischer Unschuld. Im Paradies wurde der Mensch gewahrt, dass er von einem Nichts umgeben ist. Das bedeutet nicht, dass die Realität eigentlich nicht existiert, sondern, dass man alles aus ihr machen kann. Die Welt ist gestaltbar, formbar, machbar. Sie ist daher in einem Zustand des Noch-nicht. Doch genau diese Gestaltbarkeit und die Freiheit, die in ihr liegt, machen dem Menschen Angst. Diese Angst ist nicht mit Furcht zu verwechseln, also der Furcht vor etwas Konkretem. Angst bedeutet bei Kierkegaard vielmehr tiefe, existenzielle Angst vor den Möglichkeiten meiner Wahl und meiner Verantwortung. Deshalb hat der Mensch zur Angst auch ein zwiespältiges Verhältnis. Er liebt sie, und er hasst sie, weil sie ihm immer wieder seine Freiheit bewusst macht, die ebenso irritierend wie beglückend ist.

Sünde als Beweis der Freiheit

Religiös verstanden, ist die Freiheit ein Geschenk Gottes. Der Mensch wurde frei, als Gott ihm verbot, vom Baum der Erkenntnis zu essen. In diesem Moment hatte er die Freiheit, gegen Gottes Gebot zu verstossen. Insofern ist die Freiheit auch immer mit der Sünde verbunden. Der Mensch ist frei, weil er an der Erbsünde Adams teilhat. Mit der ersten Sünde kam somit nicht nur die Sünde in die Welt, sondern zugleich der Beweis der Freiheit des Menschen. Statt sich der Angst zu stellen und mutig ihren Lebensweg zu



wählen, werfen sich die meisten Menschen dem Zeitgeist und den jeweils gültigen gesellschaftlichen Normen an den Hals. Denn als Opportunist spürt man die Angst, die die Freiheit erzeugt, nicht mehr.

Die mächtigste Verbreitungsmaschinerie der intellektuellen Moden und des gleichförmigen Meinens sind die Medien. Es verwundert daher nicht, dass Kierkegaard, der grosse Denker der Individualität, auch ein unversöhnlicher Medienkritiker war. Seit 1840 erregte der *Corsar* in Kopenhagen Aufsehen, eine von einem jüngeren Kommilitonen Kierkegaards herausgegebene satirische Wochenzeitschrift, die gnadenlos allen Klatsch und Tratsch aufgriff und zuspitzte. Alles, was Rang, Namen und Reputation hatte, wurde vom *Corsar* der Lächerlichkeit preisgegeben. Dass viele Beiträge anonym erschienen, machte die Sache nur noch delikater.

Für Kierkegaard war *Corsar* der Inbegriff eines Pressewesens, das niedrigste Triebe befriedigt und dessen Obszönität eine sittliche Bedrohung

darstellt. Also beschloss er einzugreifen. Als Ziel seines Angriffs wählte der Philosoph allerdings nicht den Herausgeber, sondern einen anonymen Autor, den Kritiker Peder Ludvig Møller, der durch diese Enthüllung seine Hoffnung auf eine angesehene Professur an der Universität begraben konnte.

Die Reaktion des *Corsar* übertraf alles, womit Kierkegaard gerechnet hatte. Es erschienen Karikaturen, in denen man sich über seine exzentrische Kleidung und seine Art zu gehen lustig machte. Auch die aufgelöste Verlobung mit Regine Olsen wurde hämisch thematisiert. Kierkegaard war tief getroffen: «Jeder Schlachtergeselle meint nun berechtigt zu sein, mich beleidigen zu können», notierte er.

Was über Kierkegaard hereinbricht, würden wir heute als Shitstorm bezeichnen. Auf der Strasse lachen ihm die Kinder nach, Mitbürger machen sich über ihn lustig. Nun muss er persönlich erleben, welche Macht die Medien

Die Medien, das wird ihm klar, sind ein fast allmächtiges Mittel, um eine willige Masse zu formen.

haben und wie sie die Öffentlichkeit zu einer Diktatur des kollektiven Meinens formen: «Ein wahres Martyrium ist da, wo man mit der Menge zu tun hat.» Die Medien, das wird dem Philosophen klar, sind ein fast allmächtiges Mittel, um eine willige Masse zu formen, hinter der sich der Einzelne bequem verstecken kann und die alles abtötet, was mit Individualität zu tun hat. «Je stumpfer die Zeit», so konstatiert er, «umso mächtiger die Presse. Die Presse ist der niedrigste Versuch, die Gewissenlosigkeit als Prinzip der Menschheit zu konstatieren.»

Kierkegaard ist zutiefst religiös. Sein Individualismus entspringt seinem Christentum und der Überzeugung, dass der Einzelne nur in seinem direkten Verhältnis zu Gott ganz Individuum ist. Allein Gott kann uns davor schützen, Massenmensch zu werden. Aber auch für weniger religiöse Menschen ist diese Denkfigur wichtig. Übersetzt in eine weltliche Sprache, formuliert sie die Einsicht, dass der Einzelne immer auf sich selbst verwiesen bleibt. Nur die nach innen gewendete Reflexion, der Versuch autonomer Selbstversicherung verleihen seiner Existenz Sinn und Eigentlichkeit.

Die Gesellschaft hingegen und mit ihr die Massenmedien machen den Einzelnen zum Herdenvieh und berauben ihn seiner Individualität. Sie sind nichts anderes als grosse Nivellierungsmaschinen. In sein Tagebuch notiert Kierkegaard einmal: «Gegen Prinzen und Päpste zu kämpfen, ist leicht, verglichen mit dem Kampf gegen die Massen, gegen die Tyrannei der Gleichheit, gegen die Fratze der Oberflächlichkeit, des Unsinn, der Niedrigkeit und der Bestialität.»

FOKUSKMU
Alle sind Wirtschaft.

Fachkräftemangel: Wie KMU damit umgehen

Ab Montag, 5. Dezember, täglich ab 17.30 Uhr auf



und ab Montag, 12. Dezember, täglich ab 17.20 Uhr auf



www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner




SAGER | BRUNNEN SKULPTUREN





graubünden



FREE ENTRY!

VIP TICKETS & CHUKKER CLUB GRANDSTAND BUY HERE

snowpolo-stmoritz.com
+41(0)79 953 51 31
info@snowpolo-stmoritz.com

27-28-29 JANUARY 2023

on the frozen lake of St. Moritz



FLEXJET



#snowpolo

🌐 snowpolo-stmoritz.com

📘 snowpolostmoritz

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Die Comics
des Lausanners Cosey
betören durch
magischen Realismus.
Wolfram Knorr,
Seite 80



Meesterin im Umgang mit den Waffen des Kleinlichen.

Reyer Jacobsz. van Blommendael, Sokrates, seine zwei Ehefrauen und Alcibiades, 1675 — Sie ist, vielleicht ein bisschen mehr zu Recht als zu Unrecht, zum Symbol der zänkischen, streitsüchtigen, rigiden, übellaunigen, verbitterten und angesäuerten Frau geworden; Xanthippe, eine Frau aus dem provinziellen Umfeld Athens, welche die Gattin des Philosophen Sokrates wurde.

Sie ist immer noch die Eva der Zicken und die Herzogin im Reich der Cholerik, und sie wird es ewig bleiben. Eine Frau, die im Grunde keiner wählen möchte; zu anstrengend, zu kleingeistig in ihrem Wesen, ein unermüdlicher Unruheherd. In die Welt geschickt mit dem zweifel-

haften Talent, andere so lange zu gängeln, bis sie kapitulieren. Eine Frau mit dem Hang zum Rechthaberischen, der sich in ihrem Kampf mit der und gegen die Männerwelt genährt hat und der Erde fand in ihrer inneren Unsicherheit, das Grosse zwar zu wollen, aber ihm womöglich nicht und nie genügen zu können. Deshalb auch ist sie Meisterin im Umgang mit den Waffen des Kleinlichen und des Mittelmässigen, die sie immer dann benutzt, wenn sie sich angegriffen fühlt; Wutwellen sind es, die ihre eigenen Dämme überspülen.

Natürlich ist dort, wo Schatten ist, auch Licht. Ihr Beitrag an die Philosophie der Antike ist doch beträchtlich. Hätte sie Sokrates

nicht regelmässig mit Wasser oder dem Inhalt von Nachttöpfen übergossen, ihn mit Nörgeleien und Vorwürfen überschüttet und so von zu Hause vertrieben, wäre er nie auf den Märkten von Athen zum Fragenden der letzten metaphysischen Dinge geworden. Eine Xanthippe ist immer Schwer- und Fliehkraft zugleich, Gefangenschaft und Erlösung, Wahnsinn und Sinn.

Wer eine Xanthippe an seinen Tisch holt, hat seine Wahl getroffen. Kann hoffen, dass ihre Tritte in den Hintern ihn in die richtige Richtung bewegen. Und muss befürchten, dass er sich einen Stachel einfängt, der ihn lange, lange schmerzen wird. *Michael Bahnerth*

Aus dem All in den Alltag

Erich Kästners Gedichte sind nüchterne Momentaufnahmen. Und scheinen doch von uns Heutigen zu handeln. Er beschrieb seine Poesie als «Pharmazie der Seele».

Tom Kindt

Erich Kästner: Kästner für Erwachsene. Vier Bände. Atrium. 1552 S., Fr. 47.90

Mit dem Untergang der nationalsozialistischen Diktatur, die seine Werke verbrannt und verboten hatte, endeten für Erich Kästner zwölf lange Jahre des Schweigens in der Öffentlichkeit und des Schreibens im Geheimen. Um sich jüngeren deutschen Lesern vorzustellen und älteren in Erinnerung zu bringen, stellte er 1946 aus früheren Gedichtbänden die Auswahl «Bei Durchsicht meiner Bücher» zusammen, eine Art Best-of seiner Gedichte aus der Zeit der Weimarer Republik, das schnell viele begeisterte Leser fand.

Betrübter Max Frisch

Einer von ihnen war der noch weitgehend unbekannt Max Frisch, der gerade begann, mit «Tagebuch»-Texten und Theaterstücken auf sich aufmerksam zu machen. Er staunte über die Gedichte der Anthologie, die vielfach schon über zwanzig Jahre alt waren und doch so wirkten, als seien es scharfsinnige lyrische Analysen der Gegenwart.

Neben die Bewunderung für Kästners genauen Blick trat bei Frisch freilich Betrübtheit darüber, dass sich die gesellschaftlichen Verhältnisse im Wandel der Zeit offenbar wenig änderten. In einem Brief an Kästner schrieb er: «Ich gönne es Ihren Gedichten, dass die so aktuell bleiben, aber es ist traurig.»

In den Jahrzehnten, die seither vergangen sind, haben uns zahllose neue Ausgaben und Auflagen von Kästners Werken Gelegenheit gegeben, wie Frisch über ihre Hellsichtigkeit und anhaltende Aktualität zu staunen. Viele der Texte sind nun fast ein Jahrhundert alt und scheinen doch von uns und dem Leben in unserer heutigen Welt zu handeln.

In der vierbändigen Ausgabe «Kästner für Erwachsene», die seit einigen Jahren im Atrium-Verlag vorliegt, gewinnt man diesen Eindruck wieder und wieder – wenn man Romane wie «Fabian» liest, Bühnenstücke wie «Die Schule

der Diktatoren» und vor allem die kästnerschen Gedichte aus der Zwischenkriegszeit.

Es waren diese Gedichte, die den 1899 in Dresden geborenen Kästner nach Anfängen als Journalisten und Kritiker in den späten 1920er Jahren bekannt machten. Durch die Publikation des Bandes «Herz auf Taille» von 1928, dem er in schneller Folge die Sammlungen «Lärm im Spiegel», «Ein Mann gibt Auskunft» und «Gesang zwischen den Stühlen» folgen liess, wurde Kästner zu einer der prägenden Stimmen in der literarischen Szene der Weimarer Republik. Das Feuilleton feierte ihn als «Heinrich Heine unserer Tage». Mit anderen Autoren jener Zeit wie Joachim Ringelnatz, Kurt Tucholsky, Bertolt Brecht oder Mascha Kaléko schuf er eine Form von Lyrik, die aus den Bahnen ausbrach, in denen sich die Gattung zuvor bewegt hatte.

Über viele Jahrhunderte war Lyrik eine weihevollere Art der Rede gewesen, durch die man mit dem Jenseits in Verbindung zu treten versuchte, die dem Gebet diente, der Anrufung von Göttern und Geistern, durch die man dem eigenen Ich oder dem geliebten Gegenüber Unsterblichkeit verleihen wollte. Nun verwandelte man die Gattung in ein Werkzeug, um sich im Diesseits zurechtzufinden: Man holte das Gedicht gleichsam aus dem All in den Alltag, liess es auf dem harten Boden der Tatsachen landen

und wechselte vom feierlichen in einen sachlichen Ton. Kästner scherzte über sich und die anderen Vertreter des «neuen Stils»: «Es sind Lyriker, aber sie verabscheuen Lyrik.»

Mit einer solchen unlyrischen Haltung liefern Kästners Gedichte nüchterne Momentaufnahmen ihrer Zeit, die sich in den Sammlungen zu einem Sittengemälde des modernen Lebens fügen. Gegenwartsbezug bedeutet in den Texten mitunter schlicht, dass sie sich auf reale Akteure und konkrete Ereignisse

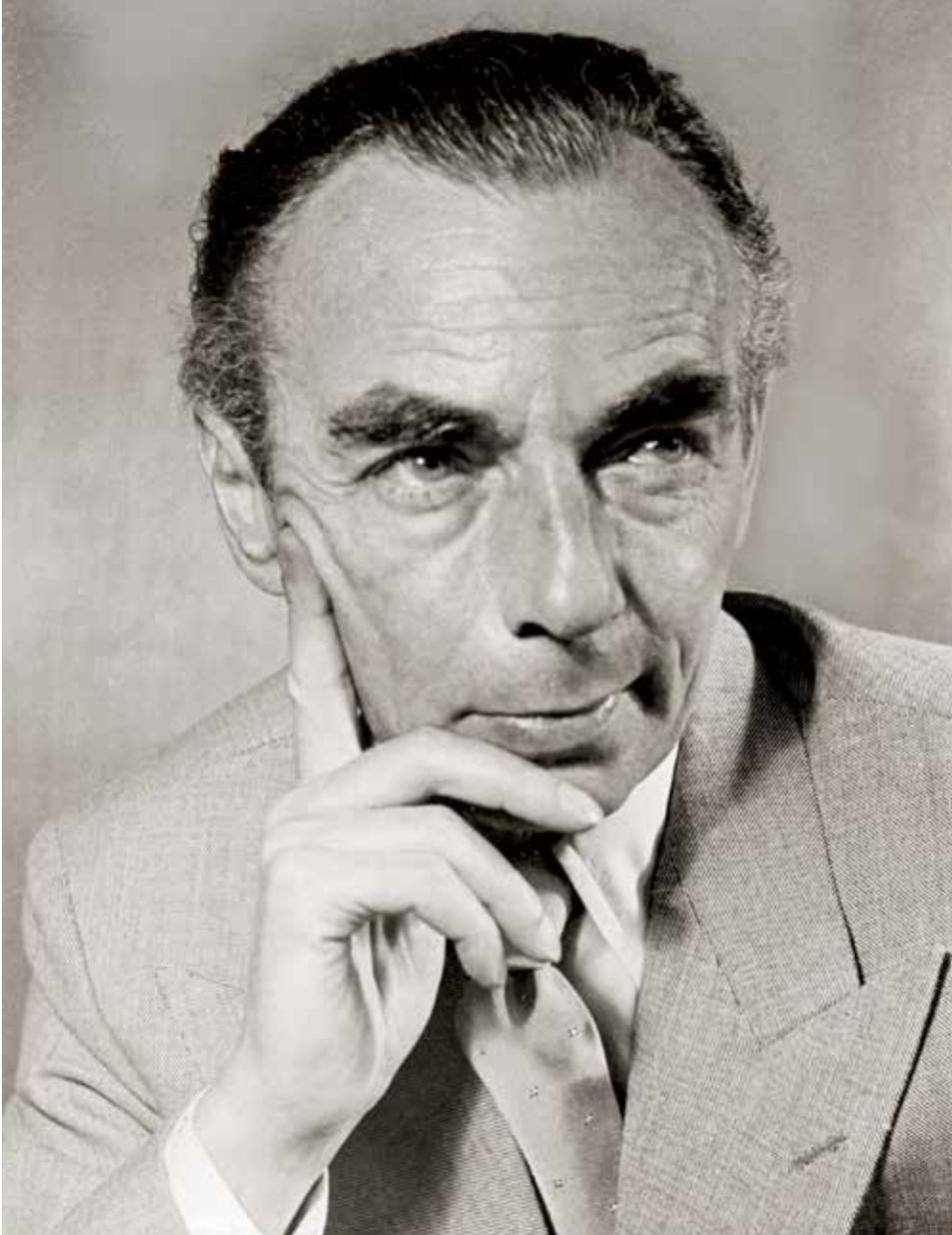
Das Feuilleton feierte Erich Kästner als «Heine unserer Tage».

der Zeitgeschichte beziehen. In der Serie seiner sogenannten «Montagsgedichte» aus den späten 1920er Jahren hat Kästner in diesem Sinne wöchentliche lyrische Leitartikel zum politischen Tagesgeschehen veröffentlicht. Zumeist allerdings erkunden die Gedichte die Gegenwart in einer Weise, die an wechselnden Kulissen und Kuriositäten vorbei auf tieferliegende Muster und Mechanismen schaut. Sie gehen ihrer Zeit auf den Grund, indem sie Zeitgenossen in den Blick nehmen.

«Zeitgenossen, haufenweise» ist der Titel eines Gedichts Kästners aus dem Jahr 1928, und er wäre zugleich eine treffende Überschrift für sein lyrisches Gesamtwerk, das bevölkert ist von durchschnittlichen Gestalten mit gewöhnlichen Nöten, von Junggesellen, Ehemännern und Vätern, Mädchen, Ehefrauen und Müttern, Untermietern, Angestellten, Sekretärinnen, Kellnern, Verkehrsopfern, Buchhaltern, Animierdamen, Pastoren ... Kästners Texte nähern sich diesen Zeitgenossen in ihrer alltäglichen, und das heisst in der Regel: bedrängten Existenz, wenn sie eine Niederlage erlitten haben oder in eine Sackgasse geraten sind, in Momenten der Unzufriedenheit, des Kummers oder der Verzweiflung.

Leitmotiv in den Gedichten ist die Erfahrung, dass unser Leben nicht so ist, wie wir es uns einmal erträumt oder doch vorgestellt





Er selbst hat schlicht von «Tapferkeit» gesprochen: Autor Kästner.

haben, aber dass es zugleich nicht in unserer Hand liegt, das zu ändern. So handelt etwa Kästners berühmte «Sachliche Romanze» von einem Paar, dem die Liebe «plötzlich abhanden» kommt «wie anderen Leuten Stock oder Hut»; sein Gedicht «Traurigkeit, die jeder kennt» beschreibt düstere Stimmungen, die Menschen «ganz ohne Grund» überkommen: «Man möchte tot sein. Oder Gründe haben», und der Text «Der geregelte Zeitgenosse» berichtet von einem Mann, dem das ganze Dasein zu einer blossen Pflichtübung geworden ist: «Das Lieben und Atmen und Zeitunglesen, / das wurde alles zu einem Amt. / Er war doch mal ein Mensch gewesen! / Das war vorbei, und er dachte: Verdammnt!»

Der durchschnittliche Zeitgenosse ist freilich nicht allein das bestimmende Thema, sondern zugleich der eigentliche Adressat von Kästners Gedichten. Der Idee der Gebrauchskunst verpflichtet, sollen sie als lyrische Bestandsauf-

nahme der Gegenwart einen konkreten Nutzen für die Leser haben. Es sind Texte, die so angelegt sind, dass man sie – wie es Brecht von Gebrauchslyrik gefordert hat – «jemand zur Stärkung überreichen» kann. Kästner verlangte von seinen Gedichten ganz entsprechend, dass sie für Menschen in mehr oder weniger schweren Lebenslagen «seelisch verwendbar» sein sollten: «Verse, die von Zeitgenossen nicht in irgendeiner Weise zu gebrauchen sind, sind Reimspielereien, nichts weiter.»

Therapie des Privatlebens

Mit dem Band «Doktor Erich Kästners Lyrische Hausapotheke», einer Auswahl älterer und neuerer Gedichte, die 1936 in der Schweiz erscheinen konnte, gab Kästner seiner Vorstellung von Gebrauchslyrik eine ebenso unterhaltsame wie heilsame Gestalt. Ausgehend von der Idee, dass sich Poesie als «Pharmazie der Seele» nutzen lasse und darum eine lebenswichtige Er-

gänzung zur Medizin gegen körperliche Erkrankungen sei, stellte er Gedichte zusammen, die ihm für die «Therapie des Privatlebens» geeignet erschienen. Unter den Medikamenten, die in Kästners Apothekenschränkchen, in Gedichte

Von seinen Gedichten verlangte Kästner, dass sie für Menschen «seelisch verwendbar» sein sollten.

verpackt, vorrätig sind, finden sich dabei wohlgemerkt keine Mittel mit anästhetischer oder halluzinatorischer Wirkung, die den klaren Blick vernebeln oder dunkle Stimmungen aufhellen angesichts von Bedrängnissen und Missständen.

«Was nicht gut ist, hat einen Vorzug»

Im Geiste der Aufklärung verlangen Kästners Gedichte von uns, dass wir der Realität unvoreingenommen und unerschrocken ins Auge blicken, auch wenn uns missfällt, was wir sehen. Die poetischen Medikamente, die wir mit der Lektüre der Texte einnehmen, sollen uns dabei helfen, dass wir nicht wegschauen und aushalten, womit auch immer wir konfrontiert werden. Auf dem Beipackzettel zu seinen therapeutischen Texten verzeichnet Kästner mit «Humor, Zorn, Gleichgültigkeit, Ironie, Kontemplation und Übertreibung» eine Reihe von Wirkstoffen, die ebendies leisten. Sie haben keine beschönigende oder tröstende Wirkung, sie dienen vielmehr der Vermittlung einer Haltung, die Beschönigung und Tröstung entbehrlich macht.

Kästners lyrisches Schaffen verbindet die Erkundung der Gegenwart mit der Einübung in eine Tugend, die heute oft als «Resilienz» bezeichnet wird; er selbst hat schlicht von «Tapferkeit» gesprochen. In pointierter Form hat er diese Poetik, die nicht nur seine Gedichte, sondern sein gesamtes Werk prägt, in einem Text mit dem Titel «Und wo bleibt das Positive, Herr Kästner?» niedergelegt, einer literarischen Entgegnung auf Leser und Kritiker, die in seinem Schreiben nur das Negative dargestellt sahen: «Noch immer räumt ihr dem Guten und Schönen / den leeren Platz überm Sofa ein. / Ihr wollt euch noch immer nicht dran gewöhnen / gescheit und trotzdem tapfer zu sein.»

Wenn in den kästnerschen Texten wieder und wieder zum Hinschauen und tapferen Aushalten aufgefordert wird, so ist dies nicht als Ermunterung zu einem fatalistischen Sich-Abfinden mit den Weltläuften misszuverstehen. Der Lessing-Bewunderer Kästner glaubte durchaus an Veränderung. Er hoffte nicht auf grosse Sprünge in Richtung allgemeiner Menschheitsbeglückung, aber er vertraute auf kleine Schritte, durch die sich der Einzelne und die Gesellschaft vom Unglück entfernen konnten. In seinem autobiografischen Text «Notabene 45» notierte er in diesem Sinne: «Was nicht gut ist, hat einen Vorzug: Es kann besser werden.»

Unter Männern

Mathias Haehl

Regula Eichenberger: Über den Wolken. Mein Leben zwischen Himmel und Erde. Wörterseh. 240 S., Fr. 37.90

Mit siebzehn Jahren besteht Regula Eichenberger die Theorieprüfung für ihre Privatpilotenlizenz, und bald entscheidet die angehende Primarlehrerin, dass ihre Welt nicht am engen Pult, sondern über den weiten Wolken liegt. Unter den Fittichen ihres passionierten Vaters lernt sie früh fliegen, mit 25 wird sie Fluglehrerin. Moritz Suter, Gründer der Crossair, lädt sie vor: «Ich mache dich zur ersten Linienpilotin der Schweiz.» 49 Jahre nachdem Amelia Earhart allein den Atlantik überflogen hatte, startet Regula Eichenberger mit 2700 Franken Anfangslohn durch.

Sie muss sich durchsetzen in einer Männerwelt, in der Frauen vorwiegend als «Softschubsen» in Jupes arbeiten und lächelnd Drinks servieren. «Na, hast du deine Flügeli montiert?», wird die junge Pilotin von einem übermütigen Passagier begrüsst. «Warum werden Frauen immer erst auf den Prüfstand gestellt?», fragt sie sich. Darauf trainiert, stets das Unerwartete zu erwarten, kann sie mit Krisensituationen aber gut umgehen. Mehrfach verliert sie im volatilen Fluggeschäft ihren Job, weil Airlines wie Crossair, TEA und Belair Konkurs machten. Aber Eichenberger scheinen neue Herausforderungen Spass zu machen, bis heute, wo sie ihr erstes Buch präsentiert: Sie blickt zurück auf 32 unfallfreie Jahre als Linienpilotin, Fluglehrerin und Managerin.

«Über den Wolken» ist bodenständig und gleichzeitig feinfühlig geschrieben. Auf Sensationslüsternheit verzichtet sie. Klischees bestätigt sie, lässt sie aber aussen vor: «Die legendäre Anziehungskraft zwischen weiblichen Flight-Attendants und männlichen Piloten ist tatsächlich gross. Mehr möchte ich dazu nicht sagen.» Die Leserschaft erfährt stattdessen viele Details über Flugzeugtypen, wie das Wetter Routen beeinflusst oder weshalb Handschellen heute an Bord Standard sind: weil sexuelle Belästigungen und Übergriffe Betrunkener immer mehr zunehmen.

Hier spricht keine empörte Frauenrechtlerin, sondern eine erfahrene Teamplayerin. Mit Humor und Charme meistert die Chefin im Cockpit brenzlige Situationen. Eichenberger ist eine kluge Frau, die weiss, wann sie sich auf Kompetenz und Überlegenheit berufen kann, um freche Machos und gleichgeschaltete Frauen in die Schranken zu weisen. Schliesslich landet sie zufrieden in der Pension – um mit Partner Geni Golf zu spielen.



Erbauer und Zerstörer: Thatcher und Kohl, 1989.

Wie kommt man an die Macht?

Wolfgang Koydl

Ian Kershaw: Der Mensch und die Macht. Über Erbauer und Zerstörer Europas im 20. Jahrhundert. DVA. 592 S., Fr. 49.90

André Krischer/Barbara Stollberg-Rilinger: Tyrannen. Eine Geschichte von Caligula bis Putin. C.H. Beck. 352 S., Fr. 45.90

Es seien die Ereignisse, immer die Ereignisse, seufzte der frühere britische Premierminister Harold Macmillan. Ihnen habe er folgen müssen, sie hätten ihn getrieben, sie hätten die Politik bestimmt.

Darin liegt sicher eine Wahrheit, aber sie unterschätzt, welche Rolle die handelnden Personen spielen. Denn es sind Menschen mit eigenen Vorstellungen und Charaktereigenschaften, die diese Ereignisse interpretieren, umsetzen oder nutzen. Und es sind Ereignisse, die aus einem unauffälligen Mann einen Führer machen.

Dies ist das Thema von Ian Kershaws jungstem Buch, in dem der britische Historiker

zwölf «Erbauer und Zerstörer Europas» im letzten Jahrhundert porträtiert. Elf Männer und eine Frau, ohne die die Geschichte anders verlaufen wäre: Sechs grosse und kleinere Despoten sind es – Lenin, Stalin, Hitler, Mussolini, Franco und Tito – und die Demokraten Churchill, de Gaulle, Adenauer, Thatcher und Kohl, sowie – weder Demokrat noch Diktator – Michail Gorbatschow, der Totengräber der Sowjetunion.

Im Prinzip wiederholt Ian Kershaw dieselbe Frage, die Denker seit Aristoteles bei der Betrachtung «grosser» Führer gestellt haben: Haben sie ihre Zeit geprägt, oder hat ihre Zeit sie zu dem gemacht, was sie wurden? Kershaw macht sich die Ansicht des deutschen Historikers Imanuel Geiss zu eigen, wonach auch eine «noch so grosse Persönlichkeit» den historischen Stoff nicht selbst schaffe, sondern «ihm nur die eigene persönliche Note» gebe.

Trump, Erdogan, Iwan der Schreckliche
Zugleich beantwortet Kershaw Karl Marx' Frage, warum eine «Witzfigur» wie Napoleon III. diktatorische Macht erlangen konnte: weil persönliche Eigenschaften, die in einer prosperierenden Gesellschaft abstoßend wir-



ken, «in Krisen, wie sie viele Diktatoren an die Macht bringen, gutgeheissen werden».

In ausgezeichneten und lehrreichen Porträts zeichnet Kershaw nach, dass keine der dargestellten Personen ohne Kriege oder Krisen in ihre geschichtsträchtige Rolle gelangt wäre. Mit Ausnahme vielleicht des deutschen Kanzlers Helmut Kohl, der allerdings die Chance der deutschen Einigung schneller erkannte

Haben grosse Führer ihre Zeit geprägt, oder hat ihre Zeit sie zu dem gemacht, was sie wurden?

und ergriff als andere Zeitgenossen. Denn auch er teilte die Charakterzüge, die für «Erbauer und Zerstörer» typisch waren: Ehrgeiz, Machtbewusstsein, Rücksichtslosigkeit, Entschlossenheit und Egoismus.

All diese Eigenschaften dürften auch jene zwanzig Tyrannen (männlich oder weiblich) besessen haben, die André Krischer und Barbara Stollberg-Rilinger porträtieren lassen. Dass das wissenschaftliche Prinzip *sine ira et studio* dabei auf der Strecke bleibt, lässt bereits der Untertitel vermuten: «Eine Geschichte von Caligula bis Putin». Das ist ein Rahmen, in den

zusammengepresst wird, was nicht zusammenpasst. Ebenso gut könnte man eine Geschichte der Pyramiden schreiben – von Cheops bis zum Metronom.

Es ist in der Tat eine bunte Mischung, in der Donald Trump und Recep Erdogan Platz finden neben Iwan dem Schrecklichen, Nero, den nordkoreanischen Kims und Mao. Auch wenn Letzterer im Vorwort als «visionärer Wegbereiter einer neuen Zeit» relativiert wird.

Opfer übler Nachrede

Das Problem sind freilich weniger die ideologischen Scheuklappen der Herausgeber, als vielmehr der Umstand, dass die einzelnen Autoren der Prämisse des Titels widersprechen. Denn ihre Subjekte waren oft keine Tyrannen. Caligula, Nero und Richard III. waren Opfer übler Nachrede. Kaiser Heinrich IV. legte mit seinem Canossa-Gang ein untypisches Verhalten für einen Despoten an den Tag. Preussenkönig Friedrich Wilhelm I. war ein «selbsternannter Tyrann», und Daniel Schönplug sagt gleich im Titel, «warum Napoleon Bonaparte kein Despot war».

Genau dies macht die meisten Kurzporträts informativ und lesenswert. Man muss nur den ideologischen Überbau ignorieren.

Schweizer, die im Osten blühten

Karl Lüönd

Karin Huser: Ostwärts, wo der Horizont so endlos ist. Eine Schweizer Familie im Zarenreich. NZZ Libro. 419 S., Fr. 52.90

Die Auswanderungsgeschichte der Schweiz, an sich schon ein faszinierender Stoff, ist um eine spannende Variante reicher. Seit dem 16. Jahrhundert war Auswandern ja ein wiederkehrendes Phänomen mit unterschiedlichen Motiven: militärische Auswanderung (Reisläuferei), Vertreibung religiöser Minderheiten (Täufer), Zwangsauswanderung aus Not (Aufbruch der landlosen Glarner nach Wisconsin) oder Zwangsausschaffung von Kriminellen als billiger Strafvollzug («General» Sutter in Kalifornien). Im 19. und 20. Jahrhundert folgte die Pionierauswanderung von Experten (Autokonstrukteur Louis Chevrolet, Brückenbauer Othmar Ammann, Gastronom Lorenzo Delmonico, der Astrophysiker Fritz Zwicky und Tausende andere).

Zuckerbäcker aus Graubünden

Jetzt legt die Zürcher Historikerin Karin Huser eine bewegende Auswanderungsgeschichte aus der Zürcher Oberschicht in die Ukraine vor. Unter den 22 000 Schweizer

Frauen und Männern, die seit dem 18. Jahrhundert nach Russland auswanderten, dominierte der Typ des Karriere-Auswanderers, der den angestammten Beruf rentabler auszuüben und reich zu werden hoffte. Bei den Frauen dominierten die Erzieherinnen, bei den Männern die Zuckerbäcker aus Graubünden, die Käser, Uhrmacher, Unternehmer und auffallend viele evangelische Pfarrer. In der Ukraine und auf der Krim siedelten Landwirte und Weinbauern, die Getreide, Zucker und Tabak anbauten und die Milchwirtschaft voranbrachten.

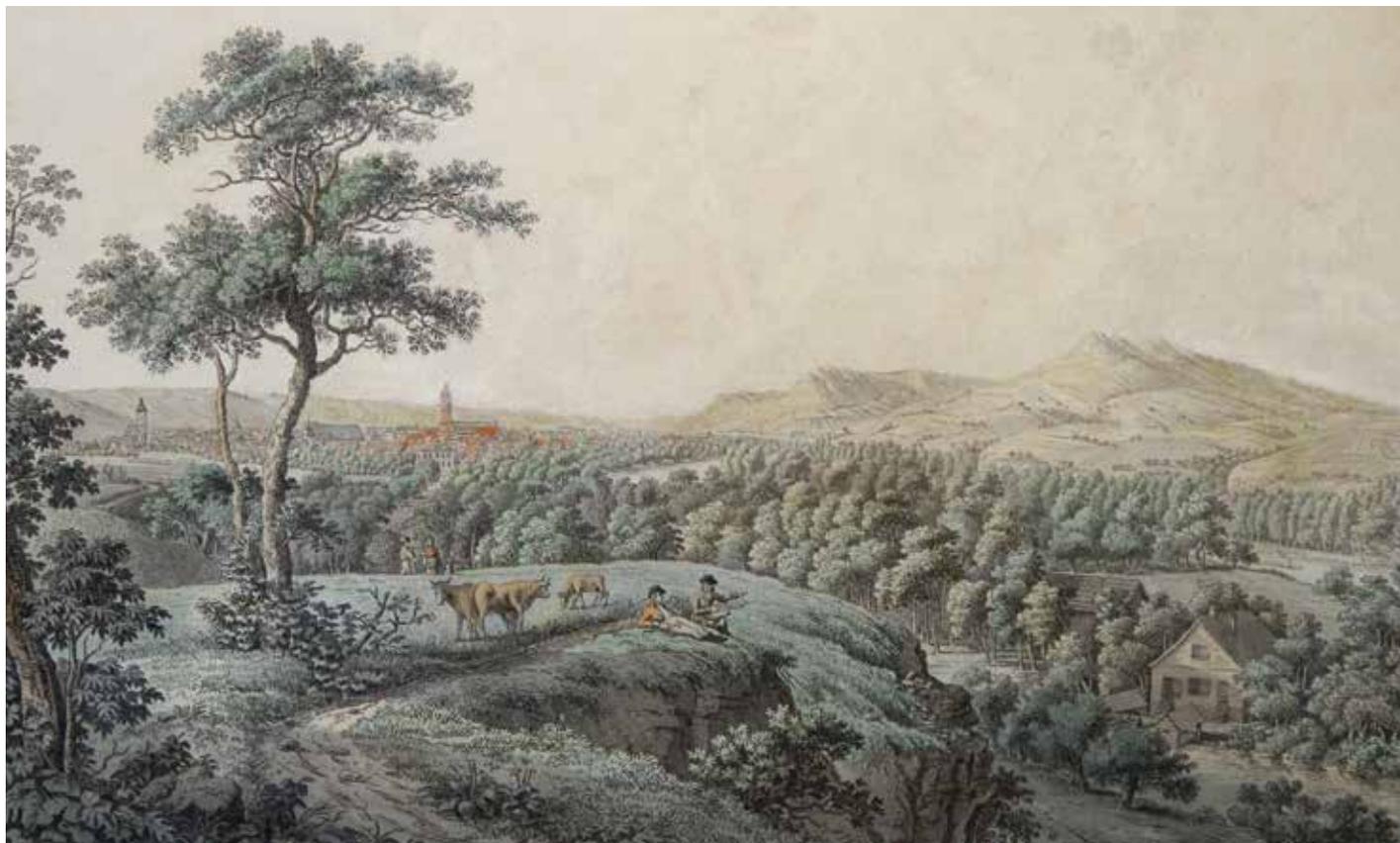
Auswanderergeschichten zeichnen sich in der Regel durch enormen Quellenreichtum aus. Auch im Fall Schulthess konnte sich die Autorin auf mehrere Hundert Briefe stützen, zudem auf sorgfältig aufbewahrte Tagebücher, Lebenserinnerungen und Dokumente. Karin Huser hat in jahrelanger Arbeit diese Quellen transkribiert, sortiert und zu einem stellenweise filmisch anmutenden, spannenden Sittenbild des sterbenden Feudalismus im Zarenreich zusammengefügt.

Enger Kontakt zu Zürich

Der studierte Agronom August aus der Patrizierfamilie von Schulthess Rechberg wollte Gutsverwalter werden. Getrieben hat ihn nicht nur das Fernweh. Auch bei ihm gibt es den biografischen Bruch, der oft entscheidend war für den Entschluss, das Weite zu suchen: Augusts Vater war als Bankier in Konkurs gegangen, der feudale Familiensitz musste verkauft werden. August von Schulthess Rechberg, eine robuste Frohnatur mit pietistischem Pflichtbewusstsein, fand sein Ziel dort, wo die ersten Bomben des Ukraine-Kriegs von 2022 einschlugen: am Rand des Schwarzerdegebiets. 1871 traf er dort ein, 1918 musste er das Land wegen der Oktoberrevolution verlassen. Aus seinem Gut in Trostjanecz machte er einen Musterbetrieb.

Augusts Braut Marie aus der Zürcher Seidenkaufmannsfamilie Hess folgte ihrem Auserwählten nur zögernd und hatte Mühe mit der Anpassung an die neue Lebensart. Das Paar hatte acht Kinder. Entgegen den Bräuchen der meisten Auswanderer, die durch Ozeane lebenslang von der alten Heimat getrennt waren, hielt die Grossfamilie von Schulthess immer engen Kontakt zu Zürich. Obwohl die Reise mit Eisenbahn und Postkutsche zwei Wochen dauerte, war der Besuchsverkehr rege. Für die höheren Schulen wurden die Kinder nach Zürich geschickt.

Karin Husers lesefreundlicher Text reicht weit über die Familiengeschichte hinaus und ist angereichert mit sorgsam ausgewählten Quellen zu Politik, Sozialleben und Wirtschaft. Das Buch kommt als Hintergrund zum aktuellen Kriegsgeschehen genau zur richtigen Zeit.



«Stapelstadt des Wissens»: Jenaer Stadtansicht. Kupferstich von Jacob Wilhelm Christian Roux, um 1820.

Grosse deutsche Geister in Jena

Sylvie-Sophie Schindler

Andrea Wulf: *Fabelhafte Rebellen. Die frühen Romantiker und die Erfindung des Ich.* Aus dem Englischen von Andreas Wirthensohn. Bertelsmann. 528 S., Fr. 45.90

800 Häuser, 4500 Einwohner – um die Ortschaft per pedes zu durchqueren, brauchte man um die zehn Minuten. So hat man sich das Jena im ausgehenden 18. Jahrhundert vorzustellen, heute mit 111 000 Einwohnern die zweitgrösste Stadt Thüringens; dazu kommen um die 20 000 Studenten. Junge Wissbegierige zog es schon immer hierher, «In Jene lebt sich's bene», heisst es in einem alten Studentenlied. Johann Wolfgang von Goethe, der sich seinerzeit für den Aufbau einer wissenschaftlichen Infrastruktur in Jena einsetzte, sprach von einer «Stapelstadt des Wissens». Die grossen deutschen Geister waren alle da: Hegel, Fichte, Schelling, Novalis, Hölderlin, Brentano, die Schlegel-Brüder und natürlich Schiller, der spätere Namenspatron der 1558 gegründeten Universität.

Wird es je wieder so sein?

In eben jenes schillernde Jena führt uns die deutsch-britische Historikerin Andrea Wulf in ihrem neuen Buch. Die Autorin taucht gerne in

der Zeit zurück – «Alexander von Humboldt und die Erfindung der Natur» (2016) wurde, in 27 Sprachen übersetzt, ein Weltbestseller. Ausserdem publizierte sie «Die Vermessung des Himmels – Vom grössten Wissenschafts-abenteuer des 18. Jahrhunderts».

Um das damalige Jena lebendig zu machen, hat Wulf Tausende von Briefen durchforstet, nicht nur nach den grossen Ideen und Würfeln, sondern auch nach dem, was den Alltag ausmachte, worüber wurde getratscht, was wurde gegessen, wie kleidete man sich. Und so gelingt ihr, dass ein aufregendes, lang zurückliegendes Gestern so nahe und lebendig erscheint, als sei es nie vergangen; eine Wiederauferstehung des grossgeistigen Deutschland. Wehmut inklusive: Wird es je wieder so sein?

«Fabelhafte Rebellen» ist, und das virtuos, als Gruppenbiografie komponiert, denn nie steht der Mensch allein, er lebt immer im Ver-

Natürlich war man auch anfällig für Allzumenschliches: Reibereien, Intrigen, Liebesaffären.

bund mit anderen, sein Sein ist verwoben mit den Schicksalen vieler. Warum nun zog es diese Vielen Ende der 1790er Jahre ausgerechnet nach Jena? Das freie Denken hatte in feudal-absolutistischer Zeit kaum eine Chance. Es war eine Bedrohung, die massiv bekämpft und unterdrückt wurde. Doch die Zersplitterung

Deutschlands, der Zerfall in dreihundert kleine Territorien bereits Anfang des 18. Jahrhunderts, führte dazu, dass Zensur immer schwerer durchzusetzen war. Goethe sah in der Kleinstaaterei ohnehin die beste Basis, sich freigeistig zu entfalten: «Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens; bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.»

An der Universität Jena standen die Chancen am besten, sich dahin zu entwickeln, da sie, durch eine komplizierte Erbschaft, nicht von einem einzigen, sondern von vier sächsischen Herzögen kontrolliert wurde, von denen letztlich niemand das Sagen hatte – Freigeister hatten im Grunde freie Fahrt. Und so kamen vor allem die, die in anderen Städten mit ihrem Denken im negativen Sinne auffällig geworden waren. Ein Rückblick auf den Sommer 1794: Jenas grösster Hörsaal ist brechend voll. Selbst an den Fenstern stehen die Studenten auf Leitern, um zu hören, was ihr neuer Professor, Johann Gottlieb Fichte, zu sagen hat über das Verhältnis zwischen dem Ich und der Aussenwelt, also zwischen dem, was, mit Fichte gesprochen, Ich und was Nicht-Ich ist. Überhaupt darüber nachzudenken, war gewagt; die Idee vom freien Individuum galt als brandgefährlich.

Doch davon liess sich eine Gruppe von herausragenden Denkern, die sich zwischen 1794 und 1806 in Jena versammelte, nicht abhalten – sie stellte diese Idee in den Mittelpunkt ihres Denkens, Schreibens und Lebens.

Mittendrin unter den sogenannten frühen Romantikern die geistig unabhängige, unerschrockene Caroline von Schlegel, anderswo als «Revolutionärsliebchen» verunglimpft.

Man führte Debatten, wie man sie heute kaum mehr kennt, nicht mit permanentem Rechthabenwollen, sondern mit wahrer Freude an der Unterschiedlichkeit der Meinungen, geradezu mit einer Aufforderung, der andere möge verschieden denken, um sich gegenseitig zu inspirieren, um sich «durch Geistesreibung zu elektrisieren». Und natürlich war man auch anfällig für Allzumenschliches: für Reibereien, Intrigen, Liebesaffären.

Je mehr man lesend eintaucht in diese von Wulf klug und erzählerisch versiert aufgefächerte Vergangenheit, desto stärker wird einem deutlich, wie sehr unsere Gesellschaftsentwürfe davon beeinflusst wurden, insbesondere das Selbstverständnis eines selbstbestimmten Lebens. Zugleich wird einem schmerzlich bewusst, wie viel geistigen Verlust Deutschland erlitten hat, der bis ins Heute hineinreicht. Und wann wieder gutgemacht wird?

Stimmt, was in der Bibel steht?

Peter Ruch

Michael Hesemann: Die Bibel hat recht. Archäologen auf den Spuren des Alten Testaments. Langen-Müller. 400 S., Fr. 49.90

In den 1950er Jahren kam ein Buch heraus mit nahezu gleichem Titel: «Und die Bibel hat doch recht», von Werner Keller. Das Wörtlein «doch» zeigt, dass Keller damals eine Abwehrstellung einnahm gegen die sich ausbreitende Auffassung der historisch-kritischen Theologie, wonach manche in der Bibel geschilderte Ereignisse nicht so oder überhaupt nicht stattgefunden hätten. Hesemann verzichtet auf die Frontstellung und berichtet über die Nachweise und Belege, die seither hinzugekommen sind.

Ägyptische Plagen

Die Archäologie hat nicht nur fleissig gearbeitet, sondern auch in der Analyse von Fundstellen und -gegenständen grosse Fortschritte gemacht. Dank neuer Möglichkeiten wurden historische, prähistorische und erdgeschichtliche Datierungen revidiert. Am Beispiel von Sodom legt Hesemann im ersten Kapitel dar, wie in organischem Material zu Lebzeiten das radioaktive Kohlenstoff-Isotop C14 aufgenommen wird, das nach dem Tod mit einer fixen Halbwertszeit zerfällt, so dass sich das Alter eines Objekts bestimmen lässt. Die Katastrophe von Sodom und Gomorrha bringt er mit einem kosmischen Ereignis in Verbindung, welches um

1800 v. Chr. die bronzezeitliche Zivilisation in der Jordansenke auslöschte. Die These wird von mehreren amerikanischen Forschern aus verschiedenen Fachgebieten vertreten.

Klimaschwankungen und daraus entstehende Hungersnöte gaben oft den Ausschlag für Migrationen. Sie bilden im Alten Testament Schlüsselereignisse, erstmals bei Abraham, der mit seiner Frau Sarah von Mesopotamien nach Kanaan wanderte. Als auch dort die Lebensmittel knapp wurden, ging die Reise nach Ägypten weiter. Das 14. Kapitel der Genesis schildert einen Krieg zwischen Königen, für den bereits 1897 im British Museum archäologische Belege gefunden wur-

Auch die sagenhafte Josefsgeschichte erscheint in diesem Licht als weitgehend authentisch.

den. Hinzu kommen die Überschneidungen zwischen den biblischen Gesetzen und dem babylonischen Codex Hammurabi aus dem 17. Jahrhundert v. Chr.

Hesemann stellt oft biblische Texte neben archäologische, geografische oder (klima-)geschichtliche Beschreibungen, um plausibel zu machen, wie recht die Bibel hat. Auch die sagenhafte Josefsgeschichte erscheint in diesem Licht als weitgehend authentisch. Der Auszug aus Ägypten lässt sich an einem Dokument nachvollziehen, das ein amerikanischer Geschäftsmann vor 140 Jahren in Luxor erwarb. Es enthält westsemitische Namen von Sklaven, und die zeitliche Einordnung legt den Bezug zum Exodus nahe. Der Name Mose korrespondiert mit ägyptischen Namen mit gleicher Endsilbe.

Von den zehn ägyptischen Plagen lassen sich mindestens zwei mit der Vulkankatastrophe von Santorin in Verbindung bringen. An der Lokalisierung des Gottesbergs Horeb war Alois Musil, ein Cousin von Robert Musil, massgebend beteiligt. Der Horeb müsse im Land Midian, also jenseits des Roten Meeres, gelegen haben. Der Durchzug durchs Tote Meer lässt sich durch einen Tsunami, der das Meer zurückweichen liess, erklären. Auch spätere Ereignisse wie der Auftritt des Propheten Elija gewinnen bei Hesemann konkrete Statur. Sein Streifzug durchs Alte Testament ist sehr lesenswert und bietet eine mehrseitige Bibliografie.

In diese Liste hätte ich noch das Buch des Zürcher Alttestamentlers Hans Heinrich Schmid aufgenommen: «Die Steine und das Wort» (1975). Schmid legte darin dar, dass die Archäologie zweifellos eine unschätzbare Begleiterin der alttestamentlichen Wissenschaft sei, jedoch nicht zum ultimativen Massstab des biblischen Wahrheitsgehalts überhöht werden sollte. Auch die profane Literatur arbeitet bekanntlich mit fiktiven Verdichtungen, um gerade dadurch herauszustellen, was sie für wahr hält.

Die Sprache Seldwyla

Wie gelangt man ins Schlaraffenland? Nur Kopfreisen helfen da weiter, Landkarten nicht. «Seldwyla lässt grüssen», so steht es vielfach in den Zeitungen, wenn von Schildbürgern die Rede ist, die bekanntlich in Schilda zu Hause sind. Es gibt berühmtere Orte auf der literarischen Landkarte, Macondo (Gabriel García Márquez) zum Beispiel, oder Combray (Marcel Proust), aber Gottfried Kellers Novellenzyklus «Die Leute von Seldwyla» wurde auch in viele Sprachen übersetzt. Nur, wo liegt dieses Seldwyla? Gottfried Keller meinte, es sei ein Wölkchen, das übers Mittelland ziehe.

Schriftsteller erfinden ihre eigenen Orte. Bei Meinrad Inglin war es Guldramont, bei Jeremias Gotthelf Unverstand: «Ich bin geboren in der Gemeinde Unverstand, in einem Jahre, welches man nicht zählte nach Christus.» Ein Buchtitel von Dürrenmatt heisst «Durcheinandertal», in Thomas Hürlimanns «Heimkehr» kommt ein imaginäres Fräcktal vor, Hermann Burger erfand die Orte Schiltlen, Brunsleben und Menzenmang. Reto Hänni entschied sich für Ruch, Ernst Halter für Urwil, Lukas Hartmann für Tannwiler.

Seine Heimatstadt Calw nannte Hermann Hesse Gerbersau, Gersau wird bei ihm zu Nimikon. Gerold Späth stammt aus einer Orgelbaurdynastie in Rapperswil, das er in seinen Büchern zu Molchgüllen, Spiessbünzen und Barbarswila verhunzte. Es wurde ihm übel genommen.

Jammers ist bei Otto F. Walter Olten, Langenthal wird bei Pedro Lenz zu Schummertal. Gerhard Meiers Niederbipp wurde zu Amrein. Einzigartig dürfte der Fall von Simon Gfeller sein. Das Haupttal der Gemeinde Trachselwald hiess früher Dürrgraben; zum 100. Geburtstag des Schriftstellers wurde es nach seinem Werk in Heimisbach umbenannt.

Wo liegt die Niemandsbucht von Peter Handke? Seldwyla existiert im Gegensatz zu Hintertupfigen oder Hintertupfingen. Eine Überbauung in Zumikon trägt diesen Namen. Der Schweizer Heimatschutz nahm sie in seinen Katalog der schönsten Bauten von 1960 bis 1975 auf.

Max Wey

Hufschlag von Pegasus

Cosey aus Lausanne gehört zu den angesehensten Comic-Zeichnern der Welt. Jetzt ist in Basel eine umfassende Retrospektive seines Werks zu sehen.

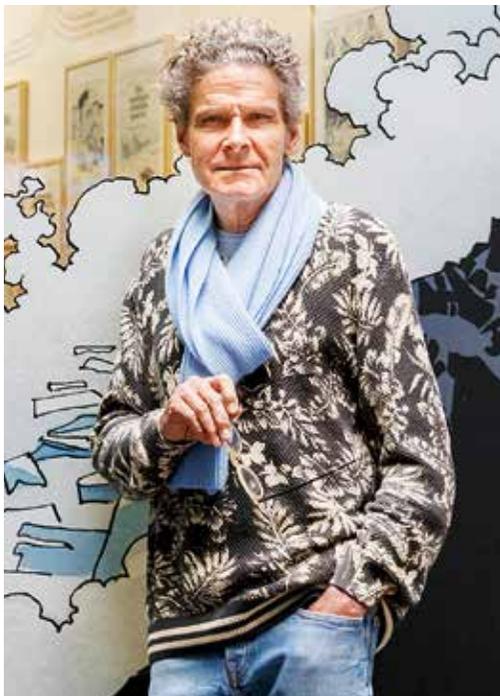
Wolfram Knorr

Cosey, *Vers l'inconnu*: mit über 200 Zeichnungen, Fotos, Objekten, Filmen, Skizzenbüchern. Cartoonmuseum Basel. Bis 26. Februar

Pegasus, das Pferd mit den Flügeln, soll sich aus den engen Tälern der Wirklichkeit empor in die Räume der Fiktion geschwungen haben, hinein in die Fantasie der Dichtung. Sagt die antike Mythologie. Sehr ausgelassen muss dann wohl der Rosssprung des Zaubergauls gewesen sein, als seine Hufe wilde Stricheleien rausschleuderten, die zu kuriosen Kreaturen wurden und das Universum Comic schufen. Eine Zerstreuungskultur, deren Ziel es war, sich nur an komischen, frechen, grotesken Bildern zu erfreuen – wofür sie auch lange gescholten wurde.

Giraud, Uderzo, Franquin

Des dauerpräsenten Ulks ein wenig überdrüssig, drängte es manche Strich-und-Blau-



Wundersame Bilderwelt der Fantasie: Cosey.

sen-Artisten zu Höherem. Einen im wörtlichen Sinn: Cosey. Sein grafischer Ehrgeiz lässt ihn zu wahren Höhenflügen abheben, behält aber die Balance zwischen Unterhaltung und Anspruch. Der Westschweizer Bernard Cosandey gehört unter dem Kürzel «Cosey» seit den 1970er Jahren zu den international renommiertesten Comic-Künstlern. Das Basler Cartoon-Museum würdigt erstmals im deutschsprachigen Raum die Arbeit des 1950-

Jonathan's Zaubenberg ist Coseys Himalaja, sein «Sanatorium» Ladakh.

in Lausanne geborenen Cosey, der 2017 den Grand Prix des Internationalen Comicfestivals Angoulême erhielt, mit einer umfassenden und beeindruckenden Retrospektive. Wer wissen will, wie aus «chiffrenhaften Bildsignalen» lebendige Erzählungen werden können, der sollte sich diese Ausstellung nicht entgehen lassen.

In der franko-belgischen Blütezeit, in der sich Comics dank eines gallischen Zwergs aus dem infantilen Gehege befreiten, begann mit Jean Giraud («Leutnant Blueberry»), René Goscinny und Albert Uderzo («Asterix»), André Franquin («Gaston»), mit den erfolgreichen Magazinen *Tintin* und *Spirou* der Aufstieg in die Beletage, den sogenannten Erwachsenen-Comic. Das animierte auch Cosey, der nach einer Grafiklehre als Assistent und Kolorist beim Westschweizer Altmeister Derib («Buddy Longway») arbeitete und danach für *Tintin* und andere Publikationen zahlreiche Storys wie etwa «Et la montagne chantera pour toi» («Der Gesang des weissen Berges») schuf.

1977 startete er mit seinem Hauptwerk, der «Jonathan»-Reihe, die 2021 mit dem finalen Album «La piste de Yéshé» endete. Der Held dieser Roadtrips, von Hergé und dessen Reiseabenteuer «Tim in Tibet» stark beeinflusst, begibt sich aus den Tälern in luftige Höhen, ein Pegasus unter den Globetrottern. Träumt sich Winsor McCays Little Nemo im Schlaf auf

kühne Reisen, mäandert Hugo Pratts Corto Maltese als moderner Odysseus über den Globus, hetzt Tintin als Reporter durch die Welt, so treibt Jonathan die Sehnsucht nach innerer Ruhe und Selbstfindung hinauf, nach Tibet, auf 3600 Meter Höhe. Sein Zaubenberg ist der Himalaja, sein Sanatorium Ladakh.

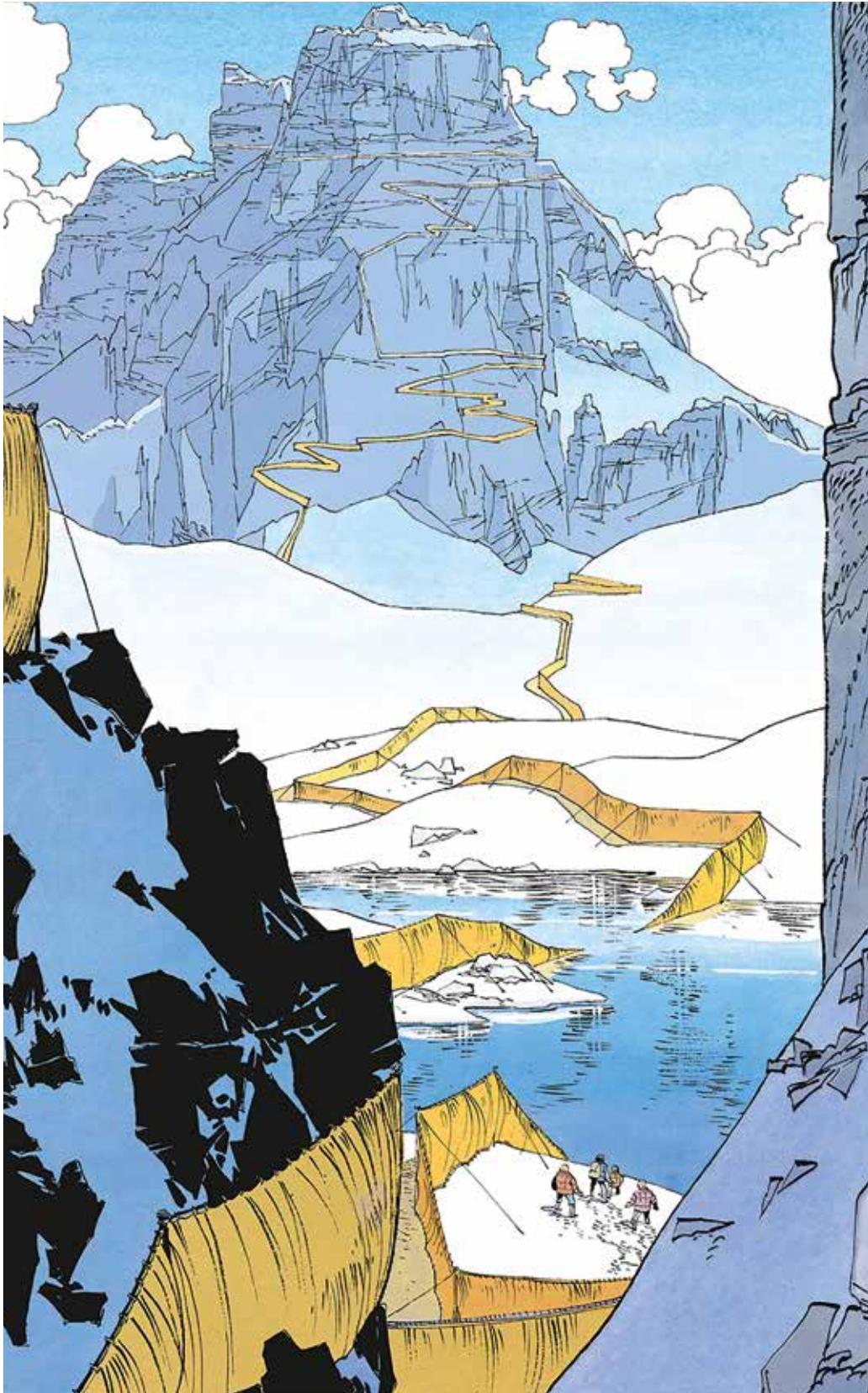
Illustrativer Fanatismus

Jonathan, schon physiognomisch Coseys Alter Ego, ist nach Richard Bachs «Jonathan Livingston Seagull» benannt. Den Reisetrieb seines Helden nach Selbstbestimmung setzt Cosey mit dem Kunstgriff einer Amnesie in Gang. Sein Drang, der Engnis der Täler zu entfliehen und in den Höhen auf sich gestellt zu sein, wird nachvollziehbar, die Ruhesuche zum Gleichnis. Die Fremde ist nicht nur von malerischer Schönheit, sondern auch ernüchternd, wenn Jonathan mit der harten Wirklichkeit konfrontiert wird, den sozialen, politischen Zuständen. Das Spirituelle, das ihn leitet, vernebelt ihm aber nicht den Blick auf Tibets Realität. Cosey sagt dazu: «Jonathan war meine imaginäre Autobiografie. Eine imaginierte, verbesserte Version meiner selbst! Er ist ziemlich idealisiert. Die von mir konstruierte Person hat mehr Qualitäten als Mängel, während ich bestenfalls ein Gleichgewicht aufrechterhalte. Ich interessiere mich für das, was man pompös spirituelle Suche und Selbsterkenntnis nennt.»

Sinnsucherei im Comic? Seelenpein in Sprechblasen und knappen Strichen? Das mag vielleicht manchen Comic-Fan abschrecken, doch Coseys Selbstsuche wird in lustvollen und prallen Fernwehbildern fast greifbar. Die Reisen, die auch nach Indien und Japan führen, sind gesättigt von einer geradezu proustischen Wahrnehmungsgründlichkeit. Detailbesessen schlägt sich das in den Zeugnissen der Kultur, in den Menschen, im sozialen Leben nieder. Der illustrative Fanatismus ist nicht nur visuell beeindruckend, er ist auch das Zeugnis eines inneren Drucks, anderen Sitten und Bräuchen so nahezukommen, dass sie vom Papier fast aufgesogen werden. Als wollte sich Cosey mit aller Macht gegen ein mögliches Verschwinden in kunstgewerblicher Bedeutungslosigkeit stemmen.

Topografie tiefer Einsamkeit

Von dieser Intensität sind alle seine Arbeiten imprägniert. So erzählt «Auf der Suche nach Peter Pan» (Erstveröffentlichung in *Tintin* 1983; 1987 auf Deutsch) von einem Autor, der sich Ende der 1920er Jahre ins Dorf Ardolaz in den Walliser Bergen zurückzieht, um einen Roman zu schreiben. Vor Jahren starb dort sein Bruder, der ihm einst J. M. Barries «Peter Pan» geschenkt hatte und dessen Lektüre ihn zum Schreiben animierte. Der Wunsch, etwas mehr über den Bruder herauszufinden, wird stärker als sein Buchprojekt. Als das Dorf evakuiert



Mixtur aus Indiana Jones und Steppenwolf: Cosey-Comic.

werden muss, weil ein Gletscher ins Tal abzurutschen droht, bleibt er im Dorf und macht die Bekanntschaft kauziger Figuren – wie Peter Pan in Neverland. Über weite Strecken gibt es keine Texte mehr, nur noch Stimmungsbilder von winterlichen Wäldern und Bergen von unglaublicher Vehemenz. Es entsteht eine komplexe Topografie tiefer Einsamkeit.

Coseys Werk ist ein überdeutliches Bekenntnis zur klassischen Romanhaftigkeit. Wie bei den Altmeistern Harold Foster («Prinz Eisenherz») oder Burne Hogarth («Tarzan»), bietet er Augenfutter, ornamentale Tableaus ebenso wie detailreiche Mimikry, den Perspektivwechsel von fern und nah, der den Rhythmus bestimmt, dem Lauf der Geschichte ihre

Spannung gibt. Auf seinen Reisen, die als Recherchen vorausgingen, hielt er alles mit zahllosen Fotos und Skizzen fest, was ihm wichtig war. Reisen nicht nur als Erfahrung, sondern auch als Gedächtnisstützen und Grundlagen für den Wirklichkeitsgehalt, der seine Bilderwelt unterfüttert. Von Band zu Band rückten die Storys immer näher ans Authentische. Die Darstellung des tibetischen Alltags ist gar nahe am Dokumentarischen.

Amerikanische Wurzeln

Der Reiz und der Charme des ehrpusselig wiedergegebenen Realismus liegen am Stil, der objektive Wiedergabe anstrebt. Da wetterleuchtet tief am Horizont ein wenig Pop-Art. Es ist, durch die leicht konsumierbare Zugänglichkeit, eine konservative Erzählform; besonders dort, wo er die Zerstörung von Klöstern, Übergriffe des chinesischen Regimes, die profane politische Wirklichkeit darstellt. Aber auch der gegnerischen Seite begegnet Cosey nicht mit Verachtung.

Cosandey, dessen Familie amerikanische Wurzeln hat, ist seit Kindheit ein Disney-Fan, besonders von Floyd Gottfredsons und Ub Iwerks' Mickey-Animationsfilmen und -Strips. Als er 1978 die Disney-Studios in Burbank besuchte, vermisste er die künstlerische Freiheit; Auftragsarbeit am Fließband wäre nie nach seinem Geschmack. Einen Traum aber erfüllte man ihm: Geschichten mit den berühmten Mäusen, Kater Karlo, Goofy, Pluto und Co. von Iwerks und Gottfredson im Stil der 1940er Jahre zu gestalten. Daraus wurden ironische Impressionen, Spiele mit Disneys Universum und seiner persönlichen Welt, die er mit kuriosen Situationen verknüpfte.

Coseys Comic-Universum ist eine Mischung aus magischer und realistischer Weltwahrnehmung, von einer Figur geprägt, die, nach

*Schaut her, wie schön,
geheimnisvoll – und kreativ –
das Leben ist.*

einem soliden Muster, ihr Zuhause überwindet, um in der Fremde ihre Erfüllung zu finden. Sein Jonathan ist eine Mixtur aus Indiana Jones und Steppenwolf. Im Gegensatz zu Hugo Pratt etwa, dem der Fortlauf der Geschichte immer wichtiger war, als sich in zeichnerische Details zu verlieren, fühlt sich Cosey seinen Lesern gegenüber in der Pflicht, die Welt, in die seine Helden aufbrechen, wie eine Panoramalandschaft vor ihnen auszubreiten, nach dem Motto: Schaut her, wie schön, geheimnisvoll – und kreativ – das Leben ist. Coseys Alter Ego mäandert durch eine wundersame Bilderwelt der Fantasie – so dynamisch und intensiv wie der Hufschlag von Pegasus.



Fernsehen

Witzig, bissig und regierungshörig

René Hildbrand

Heute-Show: Freitag, 22.30 Uhr. ZDF

Bis zu 4,5 Millionen Zuschauer: Diese Traumquote zu später Sendezeit beschert dem ZDF nicht etwa Fussball, sondern die «Heute-Show», für viele die beste Satiresendung im deutschsprachigen Fernsehen. Das meist witzige und oft bissige Format im Stil einer Nachrichtensendung behandelt vorrangig aktuelle Themen aus der deutschen Politik. Moderator Oliver Welke und sein Team können mit der grossen Kelle anrichten: Über 300 000 Euro stehen für jede Sendung zur Verfügung.

Dutzende von erfahrenen Autoren arbeiten für die Show. Im Stammteam findet man brillante Comedians wie Birte Schneider, Martina Hill oder Olaf Schubert. Zu den Lieblingsfiguren zählen ausserdem Lutz van der Horst und Fabian Köster. Die beiden sind auf Parteitagen oder in den Gängen des Bundestags unterwegs. Dort führen sie respektlos Politiker aufs Glatteis.

Früher, als noch Grössen wie Dieter Hildebrandt TV-Satire machten, wurden mit scharfem Witz die Regierenden kritisiert. Die «Heute-Show» ist immer strammer auf Regierungslinie. Am meisten Seitenhiebe muss Finanzminister Christian Lindner einstecken. Er ist halt ein Bürgerlicher. Selbst Angela Merkel bekommt unnötigerweise immer wieder einen *Gingg* ans Bein. Am stärksten spürbar war die «Regierungshörigkeit» der Show während der Pandemie und darüber hinaus. Würde Gesundheitsminister Karl Lauterbach eine FFP-Maske für den nächtlichen Schlaf empfehlen, dürfte er wohl auf die Zustimmung von Oliver Welke und den frenetischen Applaus seines arglosen Studiopublikums zählen.

Podcast

Ich, ich, ich!

Julie Burchill

Archetypes: Mit Meghan Markle. Auf Spotify

Denkt man an die Flucht der Sussexes, fällt einem rasch eine andere geschiedene Amerikanerin ein, die einst ebenfalls einem schwachen Prinzen den Kopf verdrehte und ihn an seinen Genitalien aus dem Dunstkreis seiner Familie hinausführte. Doch während der ehemalige Edward VIII. und Wallis Simpson in der Folge von einem Treffpunkt der europäischen Elite des 20. Jahrhunderts zum nächsten pilgerten, hatte Meghan Markle nur ein Ziel im Kopf: ihre Heimatstadt Los Angeles, wo sie mit der Unterhaltungsindustrie noch eine Rechnung zu begleichen hatte. In der Fernsehserie «90210» einen Blowjob zu simulieren, war die glanzvollste Rolle, die sie je erhielt. Und als sie mit der kanadischen Kabelfernsehserie «Suits» endlich Erfolg hatte, war sie bereits dreissig Jahre alt.

Hollywood war fertig mit ihr – aber sie war noch nicht fertig mit Hollywood; und mit ihrem Podcast «Archetypes» beweist sie endlich schauspielerisches Talent, wobei sie allerdings an eine gewisse legendäre Schauspielerin erinnert. Schauspielen ist unterm Strich nichts anderes, als tun, als ob: als wäre ihre Hochzeit in den Strassen von Südafrika gefeiert worden und als wäre sie selbst ein Opfer und nicht eine

hochprivilegierte Frau, die in einem Haus mit sechzehn Toiletten lebt.

Die erwähnte Schauspielerin, der sie mittlerweile ähnelt, ist Norma Desmond, die tragische Heldin von Billy Wilders Film «Sunset Boulevard». Der ehemalige Stummfilmstar bewohnt seine Riesenvilla zusammen mit seinem wortkargen Faktotum Max. Im Lauf des Films erfahren wir, dass Max einst als Regisseur Norma entdeckt, sie geheiratet und zum Star gemacht hatte. Mittlerweile arbeitet er als ihr Diener und macht gute Miene zu ihren verstiegenen Fantasien von einem Comeback – wie Harry.

Im Podcast «Archetypes» spielt Meghan Markle eine Kämpferin für soziale Gerechtigkeit im Allgemeinen und für den Feminismus im Besonderen. Kompetent zeigt sie Emotionen angesichts des üblen Vorwurfs Frauen gegenüber, gierig, ehrgeizig und wütend zu sein. Womit sie sich selbst meint: Sie war gierig danach, sich einen reichen Mann zu angeln; sie bemüht sich ehrgeizig um Publizität; und sie war wütend, weil sie an ihrer Hochzeit nicht das Diadem tragen durfte, das sie gewollt hatte.

Sie hat so viele Rechnungen zu begleichen, dass sie auch interessante Gäste ihres Podcasts verschleisst: Wie alle schlechten Schauspieler denkt sie nur an den eigenen Text; und wenn jemand sein Gegenüber kaum ausreden lassen kann, weil er unbedingt seine Erfahrungen ausbreiten will, kommt kein interessantes Gespräch auf. Man kann sich richtig vorstellen, wie Meghan Markle in der Schule ständig die Hand oben hatte und «Ich, ich, ich!» rief. Vielleicht ist



Sie hat so viele Rechnungen zu begleichen: Podcasterin Markle.

«Archetypes», der auf der Podcast-Hitliste von Spotify einst ganz oben stand, deswegen nach zehn Episoden auf Platz 77 abgesackt, wobei Platz 76 eingenommen wird von acht Stunden beruhigender Musik, um Babys zum Einschlafen zu bringen. Statt uns zum Denken anzuregen, was wohl der ursprüngliche Zweck der Sache war, hat man jetzt das peinliche Gefühl, jemanden dabei zu belauschen, wie er sich morgens vor dem Spiegel selbst Mut zu machen versucht.

Oder eben einer schlechten Schauspielerin dabei zuzusehen, wie sie verzweifelt vor einer Jury vorspricht, die sich unbeeindruckt zeigt. Doch was bleibt Meghan Markle anderes übrig? Die Hollywoodstars, die sich kurzfristig mit ihr abgaben, so wie man sich mal einen lustigen Hut aufsetzt, wollen mit ihr nichts mehr zu tun haben. Deshalb muss sie ihr eigenes Reich schaffen, und «Archetypes» ist der immer weniger Wirkung zeigende Propagandakanal, der ihr versichert: «Du bist stark», «Du bist mutig» und «Du bist jemand Besonderes», wie Meghan Markle einst auf Bananen für Sexarbeiterinnen geschrieben hatte.

Während Frauen dafür ermordet werden, dass sie die Sonne auf ihrer Haut und den Wind in ihrem Haar spüren möchten, ereifert sich Meghan Markle darüber, was Frauen gegenüber für Vorwürfe geäussert werden – Marie-Antoinette beschwert sich, dass ihr Kuchen nicht glutenfrei ist. Während Meghan Markle noch über weitere Wörter nachdenkt, die man tunlichst vermeiden sollte, dürfte Spotify bald eines aussprechen: «Genug!»

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Elektro Sie mischten Zürichs Untergrund auf Thomas Haemmerli

Aboriginal Voices: Instant Music (reissue).
LP. Billbrook. BBR 002LP

Mitte der Siebziger fetzten im New Yorker Klub «CBGB» die Prä-Punks vor sich hin. Malcolm McLaren, der Mann mit der Nase für Angedagtes, importierte den Sound nach London, wo seine Liebste, Vivienne Westwood, die Retortenband Sex Pistols einkleidete. Und ein paar Popzeitschriften später – wir befinden uns in einer analogen Welt! – sprossen allerorten Punkbands wie Pickel auf schlechternährten Teenagern. Wobei entgegen der Legende oft jene den grössten Erfolg hatten, die vorher schon musiziert hatten.

In Zürich etwa Heinrich «Wüste» Zwahlen, der Violine spielte, eine Jazz-Schule besuchte und in Prog-Rock machte, bevor er mit dem spä-

teren Rockstar Rams bei den Nasal Boys zugewandert war, einer der ersten Zürcher Punkbands. Zur Szene gehörte die Frauenband Kleenex, deren Minimalismus die Londoner Musikpresse besang, derweil der wichtigste Rocktheoretiker, Greil Marcus, eine Ode schrieb und dabei Zürichs Rolle als Geburtsstadt des Dadaismus hervorhob. Auf den sich die militante Jugendbewegung berief, die 1980 explodierte und die Stadt der Banken, des Protestantismus und der Langeweile mit rohem Witz und expressiver Gewalt aufmischte. Und die sich abends an den



Influencer: «Wüste» und «Misch».

Konzerten lokaler Kapellen zusammenrottete, wo sie sich – befeuert von endogenen und artifizialen Substanzen – dem Überschwang und der Selbstverschwendung hingab.

«Tanz den Mussolini»

Dieses Klima des Alles-ist-möglich trieb an der musikalischen Front auch der Entwicklungsfortschritt in Sachen Produktionsmittel voran: Plötzlich waren digitale Instrumente nicht mehr hippiesken Nerds à la Tangerine Dream vorbehalten, die wie autistisch-psychedelische Telefonfräuleins vor grossen Steckbrettern sassen und für ihre Klangteppiche Kabel umstöpselten. Jetzt entlockte fesches Bühnenpersonal handlichen Geräten temporeiche Sounds.

Die Gruppe Kraftwerk wurde modisch, das Zürcher Duo Yello experimentierte mit neuen Klängen, und es erschien die bahnbrechende LP der Düsseldorfer Deutsch-Amerikanischen Freundschaft, die ihr Programm aus Provokation mal Tanzbarkeit mit den Zeilen besang «Tanz den Jesus Christus / Tanz den Mussolini / Tanz den Adolf Hitler». In England lösten die elektronisch unterlegten New Romantic Bands gerade New Wave ab. Human League, Heaven 17, Duran Duran, OMD, Depeche Mode oder Visage mit – *très cool* – französischem Sprechgesang.

In Zürichs Untergrund sorgte das Duo Aboriginal Voices für Aufsehen. Ein Paar, gutaussehend, gestylt, cool, mit tanzbarem

Elektro-Sound, dem Micheline «Misch» Pfister eine eigene Note verlieh, wenn sie französisch sang. Micheline hatte eine klassische Pianoausbildung, jobbte als Beleuchterin in einem Strip-Lokal und im Booster, der angesagtesten Boutique Zürichs. Voilà: eine ebenso gestylte wie toughe Musikerin. Mit Heini Zwahlen spielte sie schon bei den Doobie Doos. Bandkonzept: Alle traktieren nur Instrumente, die sie nicht beherrschen. 1980 entstanden die Aboriginal Voices, die anfänglich noch mit der in klassischem Gesang geschulten Magda Vogel auftraten.

Die Enervierung über organisatorische Reibungsverluste und stete Scherereien mit Bandbesetzungen brachten Wüste und Misch dazu, alles nur noch zu zweit zu machen. Mit dem Linn-Drum-Gerät. Heini an der Gitarre, Micheline am Yamaha-Synthesizer. Wobei die Aboriginal Voices als eine Art Influencer *avant la lettre* jeweils die neuesten Gerätschaften erhielten, um sie auszuprobieren. Zumal sie es darauf anlegten, nicht mit Tapes zu arbeiten, sondern alles auf Liveshows hin zu konzipieren.

Eiserner Vinyl-Bestand

Für den legendären Roland-MC-4-Microcomposer liessen sie sich ein Interface bauen, so dass ein Ausgang eine mit dem Sound synchrone Lightshow steuerte. Eine Pioniertat, die gut in den Do-it-yourself-Geist des Punk passte, mit seinen selbstvertriebenen Tapes und der *fuck-you*-Attitüde gegenüber den Kretins der Musikindustrie. Folgerichtig erschienen bloss zwei Kassetten und eine EP auf einem Kleinstlabel. Dem Sound, dem Kleidungsstil und der Elektronik eignete etwas Futuristisches, wobei die Haltung rebellisch blieb. Etwa wenn sie sich mit der Zeile «We create instant music» mokierten über die Puristen, die Debatten führten, ob elektronische Musik überhaupt Musik sei.

Nun, Computer schienen neu, und noch 1984 bekämpften Teile der rechtgläubigen Lokalisten die Verschiffung von Computern für die Revolutionsregierung Nicaraguas, weil das doch finstere Herrschaftstechnologie sei. Derlei fochten weder die Aboriginals noch ihr Publikum an, das sich immer wieder an den Konzerten einfand, wohlwissend, im richtigen Moment am richtigen Ort zu sein. Und so manche, die ihr Vinyl durch das Digiformat Flac ersetzten, behielten die Aboriginal-Voices-EP im eisernen Vinyl-Bestand. Zu Recht.

Sven Regener, Kopf von Element of Crime und heute Deutschlands erfolgreichster Popliterat, sagte vor ein paar Jahren auf die Frage, ob er Schweizer Musik kenne: «Natürlich! 1983 spielte vor uns eine Schweizer Band, die hiess Aboriginal Voices. Toll, avantgardistischer Elektropop. Das war meine erste Begegnung.» Wer sie einmal sah, vergass sie nicht mehr und gehörte damit über die Jahre zu einem kleinen Kreis Eingeweihter, der sich darüber freut, dass nach all den Jahren neue Aficionados dazukommen.

Film

Sandkörner im Getriebe

Wolfram Knorr

Ariaferma (Italien/Schweiz, 2021):

Von Leonardo Di Costanzo. Mit Toni Servillo, Silvio Orlando, Fabrizio Ferracane

Ein Zuchthaus wird geschlossen – ein marode gewordenes Steinungetüm aus dem 19. Jahrhundert, irgendwo auf Sardinien. Die Mehrheit der Strafgefangenen wird in neue Einrichtungen verlegt, aber ein Dutzend muss bleiben, die Überstellung in ein anderes Gefängnis hat aus formalen Gründen nicht funktioniert. Die mürbe gewordenen Wärter ereilt das gleiche Los. Die scheidende Direktorin lässt ihnen keine Wahl.

«Wie soll das gehen?», fragt einer entgeistert. «Verlegt sie in die Rotunde, da habt ihr sie unter Kontrolle», sagt die Direktorin, «und Gargiuolo übernimmt die Leitung.» Er ist der Älteste und hatte auf seine Pensionierung gehofft. So werden er und seine Kollegen, fast im Sinne von Dürrenmatt, nicht nur Wärter, sondern selber Gefangene einer überholten Einrichtung. Verhärtet und grimmig wechseln die Knastbrüder ihre Zellen in den einfach zu überwachenden Rundbau. Beide Seiten müssen nun irgendwie miteinander auskommen.

«Ariaferma» (verriegelte Luft) von Leonardo Di Costanzo spielt so bizarr wie originell am Rand der Gesellschaft. Nicht nur jene, die der Staat wegschliesst, auch die, die dafür sor-

gen, dass sie weggeschlossen bleiben, geraten in eine absurde Situation: Beide müssen aufrechterhalten, was schon geschlossen ist und demnächst abgerissen wird. Der Gruppenleiter Gargiuolo (Toni Servillo) muss sich fügen, die Gefangenen müssen es auch. Der schweigsame Mafioso Carmine Lagioia (Silvio Orlando) ist der stille Beobachter dieser Konstellation.

Gargiuolo will mit Strenge zeigen, dass er seiner Aufgabe noch immer gewachsen ist, kommt aber bald ins Rudern wegen eines jugendlichen Straftäters, dem lebenslänglich droht, falls sein Opfer, das nach einem Raubüberfall im Koma liegt, nicht überlebt. Er zieht Mitgefühl und Nachsicht auf sich, und Lagioia versucht ungerührt, mit verhangenem Blick, Gargiuolo abzuschätzen: Wie weit ist er manipulierbar? Die Antwort gibt das Essensritual. Es gibt nur Fertiggerichte, täglich angeliefert, für die Gefangenen ein ungeniessbarer Frass. Das führt zu Protesten bis zum Hungerstreik. Chaos droht, Lagioia beendet es mit dem Angebot, selber zu kochen.

Feuchtfrohliche Gemeinschaft

Neben den Korridoren mit den leeren Zellen öffnet sich ein neuer Durchgang, ein innerer gewissermassen: In dem von Unkraut überwucherten Garten entlang der Mauern sammelt Lagioia, misstrauisch beäugt von Gargiuolo, Kräuter. Das bringt die beiden ohne grosse Worte einander näher. In der noch einigermaßen funktionsfähigen Küche, in der der Mafioso ein Pastagericht zubereitet, kommt es zu Gesprächen, die die Hierarchie zwischen beiden aufzulösen beginnen.

Die Gefangenen reagieren euphorisch auf das solide Essen. Als eines Abends ein schweres

Gewitter in der Region niedergeht und die Elektrizität lahmlegt, geraten die Wärter in der Dunkelheit in Panik, bis einer den Vorschlag macht, aus der prekären Lage das Beste

«Ariaferma» ist ein Mix aus Anton Tschechow und Samuel Beckett im Rahmen eines Zuchthausfilms.

zu machen und bei Kerzenlicht gemeinsam zu speisen. Die Zellen werden geöffnet, Tische zusammengestellt, eine Flasche Wein hervorgezaubert, und eine feuchtfrohliche Gemeinschaft entsteht. Als das Licht wieder angeht, kehrt die Nüchternheit wieder ein, aus «Überwachung und Verschmelzung» wird wieder «Bewachen und Bestrafen».

Die italienisch-schweizerische Co-Produktion ist ein origineller Mix aus Anton Tschechow und Samuel Beckett im erzählerischen Rahmen eines Zuchthausfilms, der ein Subgenre des Gangsterfilms ist. Gargiuolo und Lagioia sind traurig-komische Figuren zwischen «Kirschgarten» und «Warten auf Godot». Figuren, die Sandkörner im Getriebe sind, aber es nicht mehr sein wollen. Sie haben die Erfahrung gemacht, dass alles – ob auf legaler oder illegaler Seite – nur hoffnungsfrohe Enttäuschungsarbeit bleibt. Des Lebens überdrüssig ist niemand, aber gesetzesmüde. Das Wachpersonal sieht, je näher es den Sträflingen und ihren Untaten kommt, den Sinn für Bestrafung nicht mehr und tanzt auf der Kante zum sozialen Abgrund.

Leonardo Di Costanzo, der auch das Drehbuch mitschrieb, verdichtet emotional die



Erinnerung an glückliche Tage: Gefängniswärter und Gefangener in «Ariaferma».

Annäherung der beiden Kontrahenten. Gott sei Dank kaum über Dialoge, sondern über verschlissene, erschöpfte Blicke und Gesten, wie eingeritzt ins Mauerwerk eines Gefängnisses von an Piranesi gemahnender Dämonie. Ein Endspiel zwischen Bewachern und Bewachten in weltabgewandten Gewölben. Der von Unkraut überwucherte Garten ist das Brennnessel-Eden der Vergessenen; das gemeinsame Dinner in der Dunkelheit ist ihr Abendmahl in Erinnerung an glückliche Tage.

Klassik

Weltmeister des deutschen Lieds

Manuel Brug

Dietrich Fischer-Dieskau: Complete Lieder Recordings on Deutsche Grammophon. 107 CDs. Universal-Music-Vertrieb

«Die Stimme»: Viele Sänger wurden mit diesem Beinamen belegt, aber im 20. Jahrhundert gab es eigentlich nur zwei Künstler der klassischen Musik, auf welche die Bezeichnung vollkommen passt: Maria Callas und Dietrich Fischer-Dieskau. Die impulsive Griechin und der korrekte Deutsche. Selten haben Klischees so gestimmt. Sie war Wildheit, Verletzlichkeit, Kampf – die Kerze, die an beiden Enden brennt. Er war Solidität, Souveränität, Kontrolle, universelles Wissen – ein Fels in der Liedbrandung. Sie war auch im Leben die *traviata*, die vom Weg Abgekommene. Er war auch bei seiner 1001. schubertschen «Winterreise» ein in sich ruhendes Monument seiner selbst.

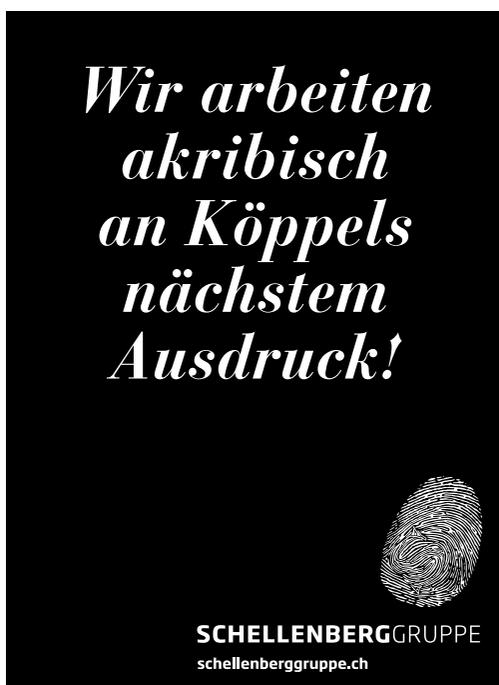
Schönheit und Stringenz

Und doch waren beide sich in ihrer Kunst ganz nah: weil sie Millionen von Menschen berührt, Tönen zu sehr besonderen Schwingungen verholfen haben. Sie vor allem in der Oper, er als Weltmeister des deutschen Kunstlieds, das in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts mit ihm zum Synonym verschmolz. *The lied, le lied* – auch im Englischen und Französischen wird das Lied unter deutschem Namen gepflegt und geliebt, das ist nicht zuletzt sein Verdienst. Und nicht umsonst ist Dietrich Fischer-Dieskau einer der ersten deutschen Künstler gewesen, die in Israel auftraten und dort von genau jenen Menschen geliebt wurde, denen die Deutschen die Heimat genommen hatten und denen er jetzt ihre Lieder als nachklingende Erinnerungen wiederschenkte.

Fi-Di (diesen netten Spitznamen hat ihm der Betrieb verpasst), am 28. Mai 1925 als behüteter Sohn eines schon sechzigjährigen Berlin-Zehlendorfer Gymnasialdirektors geboren,

dessen Vorfahren Johann Sebastian Bach 1742 seine «Bauernkantate» gewidmet hatte, war immer ein Künstler mit Sendungsbewusstsein. Ganz besonders in Sachen Lied: Keiner hat von kompletten Schubert-, Mendelssohn-, Brahms-, Schumann-, Wolf- und Mahler-Werkgruppen bis zu den entlegensten Einzeltiteln, von der Barockzeit bis zur unmittelbaren Gegenwart ein ähnliches Erbe versammelt. Oft aus Enthusiasmus, bisweilen auch aus Sammelwut. Aber immer beeindruckend kompetent, sofort wiedererkennbar.

Vor zehn Jahren ist Dietrich Fischer-Dieskau kurz vor seinem 87. Geburtstag gestorben. Jetzt hat die Deutsche Grammophon ihre und die Archive von Decca und Philips durchforstet und eine schicke Box mit 107 CDs aus den Jahren 1949 bis 2003 plus 240-seitigem Booklet vorgelegt, in dem sich etwa sein Produzent



Cord Garben daran erinnert, wie nüchtern und sachlich es damals im Studio zugeht. Das freilich ist nur die Liedausbeute! Eine weitere Kiste mit den Opern- und Konzertaufnahmen dieser Firmen wird für den 100. Todestag 2025 vorbereitet.

Ja, hier werden nach wie vor ein paar Konsonanten oberlehrerhaft überbetont. Aber ganz schnell verliert man sich in der Schönheit und Stringenz dieser Stimme, die einen diszipliniert zum Zuhören zwingt. Und die einen mit Entdeckungen bereichert, mit Liedern von Nietzsche, Othmar Schoeck, Rudi Stephan, Frank Martin, Wolfgang Fortner oder Giacomo Meyerbeer. Und sogar sechs unveröffentlichte Titel gibt es, mit Daniel Barenboim, Janet Baker, Peter Schreier. Die fette Kiste als fabulöse Wundertüte. Irgendwann wird beim Immer-weiter-Hören klar: Die Callas hatte Sex, Fi-Di hatte Klasse.

Jazz

Dicht und durchsichtig

Peter Rüedi

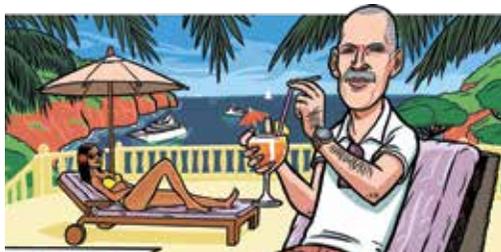
Jakob Bro/Joe Lovano: Once Around the Room. A Tribute to Paul Motian. ECM 2747 4599490

Bei der Affiche des Albums, mit dem der dänische Gitarrist Jakob Bro und der in vielen Formationen präsen- te Tenorsaxofonist Joe Lovano einen Meister feiern, dessen Partner sie beide waren – Lovano sogar während nicht weniger als drei Jahrzehnten –, bei diesem Tribut für den 2011 verstorbenen Paul Motian traut man aufs Erste seinen Augen nicht. Das Septett besteht, von den beiden Co-Leadern abgesehen, aus nicht weniger als drei Bassisten und zwei Drummern. Dabei war doch Motian unter allen Schlagzeugern des Jazz der extremste Raumarchitekt, ein sensibler Virtuose der Sparsamkeit und ein Magier der Auslassung.

Anlässlich seines letzten Albums für ECM («Uma Elmo») brachte Bro dieses Erbe von Motian als sein eigenes Bekenntnis auf den Punkt: «To play the music means to play the space», einen Raum, der mit seinem Sog die Fantasie der Beteiligten ebenso herausfordert wie die des Publikums. Und Lovano seinerseits erinnert als wichtigste Lektion von Motian dies: «Was ich von Paul lernte: dass es in der Musik auf tiefen Atem und enges Zuhören ankommt. Du sollst gleichzeitig führen und folgen, den Raum teilen und dich von der Musik tragen lassen.» Wie soll das gehen, bei einer solchen Mehrfachbesetzung? Erstaunlich genug: Es geht nicht nur, bei diesen Beteiligten. Keiner steht dem andern im Weg, jeder denkt zuerst an den Raum und den gemeinsamen Atem: Larry Grenadier und Thomas Morgan an den Kontrabässen, Anders Christensen an der Bassgitarre, die beiden Drummer Joey Baron und Jorge Rossy. Sie schaffen ein zuweilen dichtes, immer aber durchsichtiges Geflecht, in welchem der Hörer mit zunehmender Aufmerksamkeit die einzelnen Stimmen wahrnimmt.

Von Lovano stammen zwei Stücke, ein spannendes Beispiel des «abstrakten Expressionismus», den er wie keiner beherrscht, «As It Should Be», sowie «For the Love of Paul», das einsetzt wie ein fernes Echo von Monks «Misterioso». Bro, unverkennbar ein sensibler, eigenwilliger Fortsetzer von Motians Partner Bill Frisell, schrieb das schön balladeske Stück «Song to an Old Friend» und «Pause», ein subtiles, volksmusikalisch inspiriertes Stück, zart, aber nicht weichgezeichnet, auch ein besonders bewegendes Beispiel von Lovanos Herzausreisser-Saxofonsound. Dazu kommen eine kollektiv improvisierte Piece und ein Original von Motian, «Drum Music».

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Abgehobenen Mark van Huissing

Der Entwurf des grossen, einsamen Leaders, der zuoberst thront und sein Land respektive Unternehmen sowie die Bewohner und Mitarbeiterinnen mausbeinallein führt, war vermutlich immer schon eine problematische Übungsanlage. In jüngster Vergangenheit haben aber eine ganze Reihe von Männern plus wenigstens eine Frau bewiesen, dass nicht viel Gutes, sondern eine ganze Menge Schlechtes dabei rauskommt, wenn *one-man/woman bands* (Simon Kuper in der *Financial Times*) alleinverantwortlich sind für die Marschmusik.

Der Erste in der Beweisführungskette ist Ye, der Künstler zuvor bekannt als Kanye West. Nachdem der 45-Jährige jüngst antisemitische und rassistische Äusserungen von sich gegeben hatte, kündigten Konsumgüterfirmen, mit denen er Waren verkaufte, die Zusammenarbeit. In der Folge fiel die Bewertung seiner Marke, also im Grunde sein Vermögen, stark, aus dem angeblichen mehrfachen Milliardär wurde ein *triple-digit*-Millionär.

Früher hätte Ihr Kolumnist angemerkt, der Schaden durch dumme, verletzende et cetera Sätze von einem Musiker und Modedesigner falle verhältnismässig gering aus. Doch als ich vor einigen Jahren sinngemäss festhielt, der verbale Angriff des betrunkenen und/oder anderweitig berauschten John Galliano, damals Dior-Kreativchef, sei daneben und deplorabel, aber nicht sehr schlimm («Wie wichtig können Worte eines Handtäschli-Entwerfers sein?»), bekam ich aufs Dach – mit «Weltwoche ergreift Partei für Hitler-Fan», war in der Folge ein Artikel von *20 Minuten* überschrieben. Weshalb ich heute sage: Yes Sätze und seine Haltung sind verwerflich. Der Unwichtigste in meiner Aufzählung

ist er dennoch, er hat bisher mehrheitlich sich selbst geschadet mit seiner egotistischen Art.

Folgeschwerer ist die Entwicklung von Elon Musk. Das ehemalige Silicon-Valley-Wunderkind wuchs in den vergangenen Jahren, mittlerweile 51 und also längst im Erwachsenenalter, zum *enfant terrible* der Wirtschaftswelt heran. Er erschien einem schon die längste Zeit als, sagen wir, «Exzentriker», einverstanden. Aber im positiven Sinn des Worts: als frischer Denker, der seinen eigenen Weg sucht und findet. Spätestens seit dem Kauf von Twitter, dem Kurznachrichtendienst, für 44 Milliarden fremde und eigene Dollars hingegen, *is he losing the plot*, verliert er den Faden. Er vernichtet Vermögen (von Anlegern, die in seine Firma Tesla investierten und einen Aktienkurssturz verkraften mussten), aber auch Laufbahnen und Lebensgrundlagen – wer streng über ihn urteilt oder nicht bereit ist, für Twitter *hard core* zu arbeiten, den/die wirft er raus.

«Eine der grössten Gefahren von Reichtum und Macht ist, niemanden mehr um sich zu dulden, der einem die Stirn bietet. Eine verengte Sicht auf die Welt zusammen mit intellektueller Isolation bringt abgehobene Scheissideen hervor. Ich konnte kürzlich mitansehen, wie Leute um ihn zunehmend kriecherisch und angepasst wurden. Mit ihm einig zu sein, ist einfacher. Und finanziell einträglicher.» Diese Einschätzung verbreitete Chris Sacca, ein Wagniskapital-Unternehmer, auf Twitter. Worauf der erwähnte *FT*-Kolumnist schluss-

«Er äusserte sich über Elon Musk, hätte sich aber auch auf Wladimir Putin beziehen können.»

folgerte: «Er äusserte sich über Elon Musk, hätte sich aber auch auf Wladimir Putin beziehen können.»

Der russische Präsident, 70, belegt den ersten Platz der Einsame-Leader-Liste, der Schaden, den er angerichtet hat, ist vermutlich der schlimmste unserer Zeit. Bei den von ihm ausgelösten Taten geht's nicht bloss um Geld und Lebensgrundlagen, sondern um Menschenleben zuhauf. Die Gründe, die dazu führten allerdings, sind dieselben wie bei Ye, Elon Musk, Donald Trump, Mark Zuckerberg und so weiter – das Fehlen von *checks and balances*, einer Gewaltenteilung.

Bleibt die angekündigte *one-woman band*, also Frau: Elizabeth Holmes, ehemalige Alleinchefin und -entscheiderin von Theranos, dem Jungunternehmen, das mittels eines einfachen Bluttests alle möglichen Krankheiten nachweisen wollte. Der angekündigte diagnostische Durchbruch war ein Fake, die heute 38-Jährige ist eine Betrügerin, sie hatte Hunderte Millionen Dollars veruntreut (wenigstens 121 Millionen davon sind verschwunden). Vorvergangene Woche wurde sie zu einer Gefängnisstrafe von über elf Jahren verurteilt.



UNTEN DURCH Recht auf eine Millionenstadt Linus Reichlin

«Das Einzige, was mir an der Schweiz nicht gefällt», sagte mein Freund Bruno, «ist, dass man keine Alternative hat.» «Ja genau», sagte ich, «das ist der Haken.» «In Österreich zum Beispiel», sagte Bruno, «hat man eine Alternative.» «So ist es», sagte ich, «aber Alternative zu was eigentlich?» «Na zum Dorf», sagte Bruno, «zum Leben in Dörfern oder Kleinstädten. Zum Leben in Unterkulm, Oberkulm, Oberentfelden oder Zürich.» «Na ja», sagte ich, «Zürich ist doch eine Alternative zu Oberkulm.» «Alternative würde ich das eben nicht nennen», sagte Bruno.

Und dann kam er wieder mit seinem Österreich! Er sagte: «In Österreich kann ich in Bischofshofen wohnen, in Graz oder in Wien. Das sind aufsteigende Alternativen. Graz ist eine Alternative zu Bischofshofen, aber Wien ist eine Alternative zu Graz und zu Bischofshofen. In der Schweiz», sagte Bruno, «fehlt auf der Skala aufsteigender Alternativen eine Alternative zu Zürich. Ein Schweizer wird in seinem zu Recht geliebten Heimatland nie in

«In einer Beziehung, egal, wie intim sie ist, ist es immer sinnvoll, eine gewisse Distanz zu wahren.»

Dania Schifftan, Seite 94

einer Grosstadt leben, und zwar nicht, weil er es so beschlossen hat, sondern weil Grosstädte hier gar nicht im Angebot sind.» Bruno sagte, viele Schweizer würden behaupten, dass sie lieber in mittelgrossen Städten oder auf dem Land wohnten, aber das sei dasselbe wie wenn Männer, die, aus welchen Gründen auch immer, keine Frau finden, behaupten, sie seien ganz gern allein. Man höre zum Beispiel, sagte Bruno, oft den Spruch: «An Zürich gefällt mir, dass ich hier alles kriege, aber trotzdem schnell zu Hause bin.» Das klingt so, als würde man in New York nicht alles kriegen und wochenlang nach Hause unterwegs sein. Und dann diese Kriminalität in den ausländischen Millionenstädten, die schlechte Luft! «Aber in einer Schweizer Millionenstadt», sagte Bruno, «wäre die Kriminalitätsrate niedrig, und die Luft in Zürich ist bei Inversionslagen ja jetzt schon so schlecht wie in Peking. Parkplätze in Basel, Bern oder Zürich zu finden, ist genauso schwierig wie in London oder Paris, die Mieten sind genauso hoch wie dort, die Lebenshaltungskosten ebenso horrend – das ist ja der grosse Beschiss!», sagte Bruno.

Mit Beschiss meinte er, dass man in der Schweiz keine Möglichkeit des Grosstadt-Lebens hat, aber trotzdem alle Nachteile von grossen Städten gratis und franko geliefert kriegt. «Du redest», sagte ich, «als habe irgendein geheimes Komitee des Bundesrates beschlossen, in der Schweiz keine Millionenstädte zuzulassen!» «Quatsch», sagte Bruno, «ein solches Komitee gibt es wahrscheinlich nicht, aber wenn es existiert, leistet es seit 200 Jahren gute Arbeit!»

Bruno kam nun immer mehr in Fahrt. Er sagte, es sei eigentlich eine Zumutung, dass man als Bürger eines wirtschaftlich und politisch so erfolgreichen Staates wie der Schweiz bezüglich der Art des Wohnortes nur die Wahl habe zwischen Kaff und Kaff mit Agglomeration. Kein Wunder, dass so viele Schweizer sich ins Ausland absetzten, sie seien ja, wenn sie in grossen Städten leben möchten, dazu gezwungen. «Diese armen Kerle», sagte Bruno, «müssen all das Schöne und Gute, das die Schweiz bietet, opfern, nur um den Geruch eines U-Bahn-Schachts zu schnuppern, nachts in Strassenschluchten zu spazieren und das tolle Gefühl zu haben, an einem der pulsierenden Orte der Erde zu leben.» «Oberkulm und Basel pulsieren auch», sagte ich, «jedenfalls an

den Bahnübergängen, wenn die Warnlichter hin und her springen.» «Man sollte», sagte Bruno, «eine Volksinitiative ‹Ja zum Recht auf eine Millionenstadt› lancieren!» «Dann sammle mal Unterschriften», sagte ich, «ich muss jetzt zum Flughafen.» Aber sonderbar: Als ich in Berlin ankam und mir wieder Monate ohne Cervelat und Nussgipfel bevorstanden, dachte ich, dass ich bei Brunos Initiative mit ja stimmen würde.



FRAUEN

Jennifer Aniston, Opfer

Julie Burchill

Das Foto von Jennifer Aniston, das kurz nach dem Tod ihres Vaters von Paparazzi geschossen wurde und auf dem sie ganz in Schwarz zu sehen ist mit Nippeln, die wie Leitkegel durch den Stoff stechen, ist der Inbegriff dessen, wie sie in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird: als die perfekte Verkörperung von Sexyneß und Kummer. Viele Schauspielerinnen werden so angehimmelt wie Aniston, aber niemand schafft es auf ihren Rang bei der Olympiade der millionenschweren Opfer.

«Die arme Jen», wie ihr offizieller Titel in der Klatschpresse lautet, hat sich im Lauf der Jahrzehnte sehr öffentlich ihren Eltern entfremdet, kann keinen Nachwuchs produzieren und wurde immer mal wieder von einem Mann verlassen, wobei ihr im berühmtesten Fall Angelina Jolie Brad Pitt wegschnappte. So kam es zur Lagerbildung mit den entsprechenden T-Shirts, «Team Jen» gegen «Team Angelina». Ich gehörte zu Letzterem, aber viele dumme Frauen, die an einem sogenannten *girl code* festhalten, fanden, Aniston sei eine «starke Frau» (weil sie sitzengelassen wurde?), und erkoren sie zu ihrem spirituellen Leitstern. Seither ist

sie über alle Kritik erhaben, ist ihr Opferdasein der Freipass zum geschützten Raum öffentlichen Wohlwollens.

Sie hat mit 53 für die Zeitschrift *Allure* posiert und ist zweifellos in Form – wenn man auf männliche Teenager steht. Denn sie sieht eher danach aus als nach der Frau mittleren Alters, die sie ist. Aber schliesslich gibt sie, deren Vermögen auf 320 Millionen Dollar (20 mehr als Brad!) geschätzt wird, für ihr Aussehen jährlich ja auch stolze 200 000 Dollar aus. Doch könnte es sein, dass sie auf der Suche nach der ewigen Jugend ein winziges bisschen langweilig geworden ist? Wenn sie gestresst ist, dann erlaubt sie sich einen (!) Kartoffel-Chip. Ausserdem musste ihr Hund wegen Depressionen behandelt werden.

Aniston ist so reich, dass sie dem Roten Kreuz 500 000 Dollar spenden kann. Aber sie ist auch so reich, dass sie es eigentlich nicht nötig gehabt hätte, für 5 Millionen Dollar Werbung zu machen für die Airline Emirates, und zwar lang bevor der Fussball seine Seele in Katar verkauft hat. Wie kann sie damit klarkommen, als Gesicht einer Region aufzutreten, in der Frauen zur Strafe für vorehelichen Sex ausgepeitscht werden und Gerichte darüber entscheiden, ob eine verheiratete Frau arbeiten darf?

Egal, wie gut sie mit ihrem Milchreis-Appeal beim Publikum ankommt: Es ist schwer vorstellbar, dass sie – wie schon Veronica Lake – für etwas anderes in Erinnerung bleiben wird als für ihre Frisur. Angesichts der Tatsache, dass in den von ihr vertretenen Ländern Frauen ihr Haar bedecken müssen, entbehrt dies nicht der Ironie.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



Vorsicht, büniges Buch!



THIEL

Impf-Erfolg

Virologe: Die Marketingabteilung verlangt, dass wir endlich eine mRNA-Impfung entwickeln, die wirkt.

Genetiker: Unsere mRNA-Impfungen haben doch immerhin Nebenwirkungen.

Immunologe: Wir sollten Impfungen gegen Nebenwirkungen von Impfungen entwickeln.

Genetiker: Wenn sie eine Impfung mit Erfolgsgarantie wollen, geben wir ihnen am besten eine Impfung gegen etwas, das auch ohne Impfung kein Problem darstellt. Homosexualität beispielsweise. Der Anteil von Homosexuellen an der Gesamtbevölkerung liegt bei 1 Prozent. Wenn wir eine mRNA-Impfung gegen Homosexualität entwickeln, können wir jetzt schon eine Erfolgsquote von 99 Prozent garantieren.

Immunologe: Du willst Homosexuelle gegen Homosexualität impfen?

Genetiker: Nein, das würde natürlich nicht funktionieren. Wir bieten eine Impfung für Säuglinge an. Da statistisch gesehen nur 1 Prozent aller Säuglinge später homosexuell wird, können wir mit einer Erfolgsquote von 99 Prozent rechnen. Wir können den Säuglingen sogar eine Kochsalzlösung spritzen. So oder so werden 99 Prozent heterosexuell werden.

Virologe: Genial! 99 Prozent Erfolgsquote bei null Prozent Nebenwirkungen!

Genetiker: Und ganz ohne Entwicklungskosten. Das wird ein Kassenschlager!

Immunologe: Aber was ist mit jenen, die dann später doch noch homosexuell werden?

Genetiker: Mit 1 Prozent Impfversagern müssen wir rechnen.

Immunologe: Hahaha! Ich bin gespannt, was die Kolleginnen von der Fakultät für Gender Studies dazu sagen werden.

Virologe: Diesen Erfolg müssen wir feiern! Hat jemand Lust, mit an die Klimakonferenz zu kommen?

Genetiker: Was sollen wir an der Klimakonferenz?

Virologe: Schauen, wer mehr Klimaaktivistinnen flachlegen kann.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Goldene Jahre

Das berühmteste Autobahnrestaurant der Schweiz feiert einen runden Geburtstag. Das Gebäude ist noch immer ein Ereignis.



Wahrzeichen der Mobilität: Raststätte in Würenlos.

Das Jahr 1972 war nicht nur für die Schweizer Wintersportler an den Olympischen Spielen in Sapporo ein goldenes, sondern auch für die Automobilisten auf der A1 bei Würenlos. Am 1. Dezember eröffnete Europas erste brückenartige Autobahnraststätte offiziell, nachdem sie bereits eine Woche zuvor ein paar Stunden lang für 200 geladene Gäste zugänglich war. Die zwanzig Ladestationen für Elektrofahrzeuge, heute der letzte Schrei – nicht nur im Aargau –, fehlten damals natürlich noch. State of the Art an der Autobahn hiess damals: an jedem Wochentag geöffnet, einkaufen bis spätabends, verschiedene Restaurants, auch mit Selbstbedienung, betreute Kinderecke mit Kino, Bankschalter der SBG – und das in einer schmal anmutenden, über der sechsspurigen Autobahn schwebenden Betonkonstruktion, bald auch «Fressbalken» genannt.

Bei diesem neuartigen Shoppingcenter an einem der meistbefahrenen Autobahnabschnitte des Landes zwischen Baden und Dietikon hatte der geniale Mövenpick-Gründer Ueli Prager (1916–2011) sein goldenes Händchen im Spiel. Inspiriert von amerikanischen Gastro-Ideen, setzte er zusammen mit dem

damaligen Eigentümer der Raststätte, dem amerikanischen Erdölkonzern Gulf Oil, diesen «Kolossalbau» (Prager) in die Welt. Das 25-Millionen-Franken-Gebäude erdacht hatte das Architekturbüro Marti und Kast (heute Marti Partner Architekten & Planer AG). Das Konstrukt ist 140 Meter lang, zwischen 18,6 und 36 Metern breit, und die Brücke spannt sich in einer Höhe von bis 17 Metern über die Autobahn. Zwei 45 Meter hohe Pylonen dienen als Träger.

In der Literatur verewigt

Seit fünfzig Jahren genießt die Anlage eine mediale Aufmerksamkeit wie keine der übrigen 48 Autobahnraststätten in der Schweiz. 1975 verewigte sie der Schriftsteller Johannes Mario Simmel in seinem Bestseller «Niemand ist eine Insel»; 2015 berichtete das Schweizer Fernsehen drei Wochen lang aus Würenlos.

2004 wurde das Gebäude renoviert, seine ikonische Farbe wich einem sanften Blau. Wer den hier abgebildeten Bau in seinem bräunlich-orangeren Original live bestaunen möchte, kann dies immer noch tun: im Massstab 1:25 auf dem Gelände der Swissminiatur in Melide.

Sabina Schneebeli

Die Schauspielerin kümmert sich heute beruflich vor allem um alte Menschen; bei einer Fortsetzung von «Ernstfall in Havanna» wäre sie aber sofort wieder dabei.

Weltwoche: Frau Schneebeli, wie geht es Ihnen?

Sabina Schneebeli: Das fängt ja spannend an! Es ist eher unwahrscheinlich, dass diese Frage tatsächlich interessiert, also antworte ich jetzt einfach mal mit «Danke, gut!»

Weltwoche: Sie haben in zahlreichen Serien mitgespielt. Welche Serien schauen Sie heute?

Schneebeli: Keine! Seit in unserem Haushalt ein Hund eingezogen ist, habe ich den Fernseher gegen den Wald eingetauscht.

Weltwoche: Sehen wir Sie bald einmal auch wieder in einer zweiten «Tatort»-Folge?

Schneebeli: Ganz ehrlich, das steht nicht auf meiner Bucket-List.

Weltwoche: Was steht bei Ihnen gerade an beruflich?

Schneebeli: Ich arbeite Teilzeit in einem Alters- und Pflegezentrum und kümmere mich um alte Menschen. In diesem Zusammenhang lerne ich laufend dazu.

Weltwoche: Stehen Sie auch mal wieder auf einer Bühne?

Schneebeli: Das schliesse ich nicht aus, aber das Projekt müsste wirklich ein Kracher sein, um mich hinter dem Ofen hervorzulocken.

Weltwoche: Oder ein Film wie einst «Ernstfall in Havanna»?

Schneebeli: Das jederzeit gerne! Ich hoffe, Viktor Jacobbo und Mike Müller lesen die *Weltwoche* und rufen mich an. Es gäbe da tolle Ideen ...

Weltwoche: Ist der Schweizer Film gesund? Ist alles da, was er braucht?

Schneebeli: Ich denke, dem Schweizer Film geht es besser als früher. Das deutliche Ja zum Schweizer Film und zum neuen Filmgesetz an der diesjährigen Abstimmung hat zudem gezeigt, dass die Bevölkerung das Filmschaffen hierzulande unterstützt und bereit ist, es zu stärken. Die wirtschaftlichen Fördermass-

nahmen bewirken ein höheres Produktionsvolumen. Das bedeutet, dass die zahlreichen Talente, welche die Schweiz hat, auch wieder vermehrt im eigenen Land arbeiten können. Schweizer Schauspielerinnen und Schauspieler, Schweizer Geschichten, Themen und Schauplätze tragen zur Identität einer Gesellschaft oder eines Landes bei. So gesehen, hat das Schweizer Filmschaffen eine wichtige wirtschaftliche, kulturelle und medienpolitische Dimension. Wir sind auf dem richtigen Weg, von einem Happy End würde ich aber noch nicht sprechen.

Weltwoche: Womit beschäftigen Sie sich heute sonst noch?

Schneebeli: Mit alltäglichen, normalen Dingen eben. Mit meinem Umfeld, meiner Familie und Freunden.

Weltwoche: Was sind Ihre Hobbys?

Schneebeli: Über den Tellerrand hinausdenken.

Weltwoche: Apropos: Kochen Sie?

Schneebeli: Ja, sehr gerne sogar. Am liebsten stelle ich mich einfach vor den Kühlschrank, schaue was da ist, und improvisiere. Da entstehen oft tolle Überraschungsgerichte.

Weltwoche: Was raten Sie einem jungen Menschen, der ins Schauspiel-Metier einsteigen will?

Schneebeli: Ich rate ihm, auf eine gute Schauspielschule zu gehen.

Weltwoche: Was würden Sie bei einem Neubeginn anders machen in Ihrem Leben?

Schneebeli: Vermutlich nicht viel, denn durch die begangenen Fehler und die daraus resultierten Erfahrungen, Einsichten und Enttäuschungen kann man durchaus Wert schöpfen. Ich bin durch all meine Fehler gewachsen.

Weltwoche: Sind Sie auch digital unterwegs, Instagram, Facebook?

Schneebeli: Ich bin sehr entspannt bei Instagram.

Weltwoche: Was wünschen Sie sich im nächsten Juli zu Ihrem 60. Geburtstag?

Schneebeli: Ferien im Baumhaus.

André Häfliger



«Über den Tellerrand hinaus»: Schauspielerin Schneebeli, 1994 und heute.

Die Zürcherin Sabina Schneebeli, Jahrgang 1963, schaffte in den neunziger Jahren mit der Serie «Die Direktorin» als Schauspielerin den Durchbruch. Sie ist Mutter von zwei Söhnen und ist zum zweiten Mal verheiratet.



Wohlfühlort Beiz

Restaurant Neumarkt,
Neumarkt 5, 8001 Zürich.
Telefon 044 244 02 90.
Sonntags und montags geschlossen

Die Beiz hat in der Schweiz eine fast schon staatstragende Funktion, als «helvetisches Kulturgut» beschrieb sie vor einiger Zeit ein Kollege der NZZ. Hier geht es aber nicht um die Beiz als sicheren Hort einsamer Seelen oder als Heimat der geschätzten 100 000 Vereine, sondern um die Beiz als kulinarischen Wohlfühlort. Aus Sicht des anspruchsvollen Geniessers ist ein gemütliches Lokal natürlich nur empfehlenswert, wenn dort auch gutes Essen serviert wird.

Der Zürcher Koch Nenad Mlinarevic, dessen Karriere ich schon längere Zeit und mittlerweile auch freundschaftlich verfolge, hat dieser



Tage die Zürcher Beiz «Neumarkt» im Niederdorf übernommen und wiedereröffnet. Das ist deshalb interessant, weil der frühere Koch des Jahres einmal mit achtzehn Punkten und zwei Sternen ausgezeichnet worden ist und jetzt keine Angst davor hat, eine Schweinsbratwurst mit Rösti, *Chabis* und Zwiebelsauce zu servieren. Die Wurst wurde in Absprache mit dem Metzger mit Majoran verfeinert, und es sind solche und andere Details, die Mlinarevics Beizen-Küche besonders attraktiv machen. Ein

Mistkratzerli gibt es auf den Punkt gebraten mit Zwiebelschmelze, Bratkartoffeln und Federkohl, das Rindertatar wird gut gewürzt und mit einem Steinpilzschaum bedeckt.

Von einem Fischer auf dem Vierwaldstättersee kauft der Koch und Gastro-Unternehmer die Jahresproduktion an Albeli-Rogen und knüpft damit an die Zeit im «Park Hotel Vitznau» an, als er mit einer ausschliesslich auf Schweizer Produkten basierenden Küche eine Pionierleistung erbrachte.

Der «Neumarkt» hat eine Tradition in regionaler und saisonaler Küche, Mlinarevic kombiniert die leuchtend orangefarbenen Eier des endemischen Fisches mit konfiertem, nussigem Topinambur, einer Sbrinz-Creme und Dill – ein Gericht, so gut und gemütlich wie ein Abend in angenehmer Gesellschaft in der Beiz.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Tiefe Wurzeln

Tsiakkas Winery (Zypern). Vamvakada (Maratheftiko) 2020. 13,5%.
Paphos-Weine, Muttenz. Fr. 25.–
www.paphosweine.ch

Wiewohl es noch einige Konsumenten geben mag, die sich, solange er nur Alkohol enthält, den Teufel scheren um die Herkunft des Weins, ist im Zug eines wachsenden ökologischen Bewusstseins die Beachtung seiner natürlichen Voraussetzungen gewachsen. Gelegentlich hat sie sich geradezu verselbständigt, in dem Sinn, dass alles, was «ursprünglich» («autochthon»), «unverfälscht», «nachhaltig», wirklich oder vermeintlich «rein» ist, von einer wachsenden Glaubensgemeinschaft von Wein-Naturfreunden gefordert und gefördert wird. Aus guten Gründen (der Einsicht etwa, dass gute Weine in erster Linie «wachsen» und nicht mit viel Technik oder gar Chemie «gemacht» werden) und aus weniger guten bis absurden (etwa die Vorstellung, sortenreine Abfüllungen seien sogenannten Cuvées grundsätzlich vorzuziehen).



Ein solcher moralisch-ideologischer Anklang («nicht das Beste zählt, sondern das Authentische») ist bei der relativ neuen Wertschätzung sogenannt wurzelechter (französisch «*franc de pied*», italienisch «*piede franco*», englisch «*ungrafted*») Reben nicht ganz auszublenden. Gemeint sind Rebstöcke (so viel Biologie muss sein), die nicht auf Unterlagen gesteckt werden. Als nämlich die Phylloxera, die Reblaus, aus den USA in Europa eingeschleppt wurde, sich ab 1863 verbreitete und fast den gesamten Rebbestand der Alten Welt zu vernichten drohte, entdeckte man, dass amerikanische Rebstöcke gegen den via Wurzeln desaströsen Schädling immun sind. So rettete man sich dadurch, dass die gefährdeten Sorten auf resistente Wurzelstöcke aufgepfropft wurden. Die Praxis verbreitete sich flächendeckend.

Allerdings: In Rebbergen auf Sandböden war die Reblaus machtlos, und so gab und gibt es in Europa einige kleine Reservate, Ausnahmen, in denen unveredelte Reben überlebt haben und weiter angebaut werden.

Eine solche Insel ist Zypern, und ein Beispiel eines wurzelechten Weins ist der Maratheftiko der dortigen Tsiakkas Winery (die autochthone Sorte wird regional Vamvakada genannt). Die alten Rebstöcke wachsen auf rund 1200 Metern, auf (wie gesagt) sandigen Vulkanböden. Der Wein ist in der Version 2020 mit seiner intensiven dunklen Frucht (Johannisbeeren, Brombeeren, Kirschen), viel Würze und einer Spur Vanille eine grosse Freude mit ebenso viel Biss wie Eleganz.

Sind wurzelechte Weine besser? Dr. José Vouillamoz, Weinsortenspezialist, ist in einem Spezial-Bulletin des Weinklubs Divo (dessen Vizedirektor er ist) jedenfalls der Ansicht: mehr Komplexität und Tiefgang, finessenreichere Tannine, geschmeidigere Konsistenz. Ich muss mich damit begnügen, diesen Maratheftiko von Tsiakkas wunderbar zu finden. Eine Rarität jenseits jedes *courant normal*.

Letzte Sommerträume

Einer der aufregendsten Sportwagen des ablaufenden Jahres war der Porsche 718 Cayman GT4 RS.



Jetzt, da die Temperaturen sinken, die Strassen oft kalt-nass sind und die geschmeidigen Sommerreifen den griffigeren Wintergummis weichen müssen, ist ein guter Moment, um sich nochmals an die schönsten schnellen Kurven dieses Sportwagenjahres zu erinnern. Zu meinen Highlights gehören zum Beispiel der Mercedes-AMG GT Black Series, der Lamborghini Aventador Ultimae, der BMW M4 CSL und der Porsche 718 Cayman GT4 RS, mit dem ich im Spätsommer ein paar Tage durchs Land donnern durfte.

Tatsächlich ist der leichte Sportwagen mit lediglich 1415 Kilogramm Leergewicht – vollgetankt! – in keinerlei Hinsicht eine leise Erscheinung. Alleine schon der mächtige Spoiler mit «Schwanenhals»-Befestigung und das optional erhältliche Weissach-Paket mit Sichtkarbonelementen machen den GT4 RS auf den ersten Blick nicht gerade zum Symbol vornehmer Zurückhaltung. Und so kompromisslos, wie das Auto auf Leichtbau und möglichst viel Antrieb getrimmt ist, klingt es auch.

Der Mittelmotor in traditioneller Sechszylinder-Boxerbauweise sitzt so unmittelbar hinter den beiden Sitzen, dass man ihn tatsächlich atmen und arbeiten hört. Das nüchtern-funktionale Cockpit ist sicher nicht der Ort, um in Ruhe Telefongespräche zu führen. Um das akustische – und gleichzeitig sportliche – Potenzial des Sportwagens zu entfesseln, muss man allerdings im Wortsinn richtig Gas geben. Erst wenn das freisaugende und hochdrehende Aggregat mindestens 4000 bis 5000 Kurbelwellenumdrehungen pro Minute erreicht, wird

es so unbeschwert laut, dass es sich anfühlt, als würde man mitten in einer Gewitterwolke beschleunigen. In solchen Momenten befreit einen der Porsche von allen Konventionen, und das Leben wird auf das an sich unerhebliche, aber anregende Vergnügen der Beschleunigung reduziert.

Zwar kann der Cayman GT4 RS bis zu 315 km/h erreichen, aber schnell geradeaus zu fahren, ist nicht die Idee, welche dem 500-PS-Auto zugrunde liegt. Ein Porsche 911 Carrera 4S mit 50 PS weniger ist in 3,3 Sekunden aus dem Stand auf Tempo 100, der Cayman mit Heckantrieb braucht dafür eine Zehntelsekunde mehr. Das ist in den meisten Szenarien, in denen dieses Auto bewegt wird, natürlich völlig irrelevant und soll nur als Beispiel der Zielbestimmung des GT4 RS dienen.

Der Cayman wurde als Kurvengott geplant, entwickelt und gebaut. Wenn ich mich an die Landstrassen im Zürcher Oberland erinnere, über die ich morgens mit dem handlichen Sportwagen gefahren bin, ist es mit etwas zeitlicher Distanz wie ein schöner, schneller Sommertraum. Die Kurven, die man mit dem Porsche 718 Cayman GT4 RS gefahren ist, prägen sich ins Gedächtnis ein wie schwarzer Gummiabrieb auf dem Asphalt.

Porsche 718 Cayman GT4 RS

Motor/Antrieb: Sechszylinder-Boxer-Saugmotor, Heckantrieb, 7-Gang-PDK; Hubraum: 3996 ccm; Leistung: 500 PS (368 kW); max. Drehmoment: 450 Nm / 6750 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,4 sec; Höchstgeschwindigkeit: 315 km/h; Verbrauch (WLTP): 13,2 l / 100 km; Preis: Fr. 176 900.–; Testwagen: 210 790.–



OBJEKT DER WOCHE

Zeit zum Würfeln

Ticktime

Für ca. 20 Franken online erhältlich

Was als Spielerei beginnt, wird manchmal ein Hit. Zur Umsetzung ihrer Idee suchten die Erfinder dieser Stoppuhr in Würfel form im April 2020 auf einer Crowdfunding-Plattform 1300 Dollar. Es wurden 500 000 Dollar daraus. Erfolgreiche Dinge finden schnell Nachahmer, und so bieten mittlerweile mehrere Unternehmen die «Ticktime», wie das Ding ursprünglich hiess, in verschiedenen Gestaltungsformen an.

Die simple Funktion des Zeitdauerwürfels ist dieselbe geblieben: Man kann aus vier voreingestellten Zeiten wählen (5 – 15 – 30 – 60 Minuten), dreht die gewünschte Minutenzahl nach oben, und schon läuft der Countdown. Ist die programmierte Zeit abgelaufen, piepst es.

Man fragt sich jetzt natürlich, wozu man ein solches Gadget braucht. Die Einsatzmöglichkeiten sind aber divers. Beliebt ist das Objekt zum Beispiel in der Küche oder bei der Arbeit. Allen, die immer alles gleichzeitig machen wollen, hilft dieser Timer, etwas Struktur in die Abläufe zu bringen und sich zum Beispiel dreissig Minuten lang nur einer Sache zu widmen. In Schulzimmern hat sich die Uhr ebenfalls bewährt: bei Prüfungen oder – besonders in der Corona-Zeit – um das regelmässige Lüften nicht zu vergessen.

Selbstverständlich kann man auch einfach mal würfeln und das Zeitfenster dem Zufall überlassen. Schliesslich soll das Spielerische nicht zu kurz kommen.

Benjamin Bögli



«Grosse Freude»: Mobiliar-CEO Michèle Rodoni, «Bellevue Palace»-Chef Urs Bühler.



Tradition:
SVP-Nationalrat Erich Hess.



Prominenter Gast:
ehemaliger Armeechef André Blattmann.



Unterwegs:
SP-Nationalrat Matthias Aebischer.



«Einzigartig»:
Polit-Idol Adolf Ogi am Zibelemärit.

BEI DEN LEUTEN

Berner Volksfest

Auch dieses Jahr zog der Zibelemärit Zehntausende an. An den Ständen wurden fünfzig Tonnen Zwiebeln feilgeboten.

André Häfliger

Kühle sieben Grad, nur ein paar Regentropfchen und grandiose Stimmung überall. Die grosse Berner Tradition lebt in voller Pracht weiter. «Wir sind stolz, dankbar und voller Freude», sagte Berns umsichtiger Stadtpräsident **Alec von Graffenried**. Dreissig Tonnen Zwiebeln wurden dieses Jahr an den bunten Marktständen zum Kauf angeboten. «Letztes Jahr waren es wegen des schlechten Sommers nur zwanzig Tonnen», ergänzte von Graffenried. «Ich bin jedes Jahr mit grosser Freude hier», sagte alt Bundesrat **Adolf Ogi**. «Die Stimmung ist einzigartig. Querbeet lachende Gesichter bei Jung und Alt. Herrliche Familientreffen, Konfetti und liebevoll hergerichtete Marktstände.»

Ogi war Gast bei den Berner Stadtschützen im Kursaal. Dort wird traditionsgemäss der *Zibelegring* erkoren. Dieses Jahr zum ersten Mal eine Frau: **Nicole Loeb**, Chefin des Warenhauses Loeb. «Das ist eine Riesenüberraschung für mich. Ich fühle mich geehrt und bin sehr dankbar», sagte Loeb. Auch im Hotel «Schweizerhof» wurde eine Frau geehrt: Die

einheimische Rapperin **Steff la Cheffe** erhielt den *Bäredräck*-Preis. «Echt cool, auch wenn ich wahnsinnig erkältet bin», sagte sie hüstelnd. Wichtiger Treffpunkt schliesslich war der Mobiliar-Empfang im Hotel «Bellevue Palace». **Urs Bühler**, seit fünfzehn Jahren Direktor des Fünfsternerhauses: «Das ist für uns immer eine grosse Freude und Ehre.»

Was ist der Zibelemärit? Ein Jahrmarkt mit Volksfestcharakter. Er findet jeweils am vierten Montag im November statt. Er erstreckt sich über die Haupt- und Nebengassen der oberen Altstadt sowie über die Münster- und den Bundesplatz. Die historischen Hintergründe des Zibelemärit sind nicht offiziell verbürgt. Es existieren verschiedene Theorien dazu. Nach neueren Forschungen des Berner Volkskundlers **Rudolf J. Ramseyer** ist der Markt Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden. Von da an kamen Bäuerinnen aus dem Seeland und dem Kanton Freiburg um den Martinstag (11. November) mit Gemüse nach Bern. Die Martinmesse dauerte damals noch zwei Wochen.



David Brodbeck (Garaio Rem), Jose Anita Piening (Matterhorn-Gotthard-Bahn).



«Wir sind stolz»: Berns Stadtpräsident Alec von Graffenried, Sarina Huber (Geschäftsführerin Swiss-Bike-Park Oberried), Bauunternehmer Thomas Frutiger.



Komiker René Rindlisbacher, Loeb-Chefin Nicole Loeb, Rad-Olympiasieger Fabian Cancellara.



Mittendrin: Zibelemärit-Besucherinnen Leonie und Lea.



Die Elektrovelo-Unternehmer Thomas und Markus Binggeli, IMS-Chef Erwin Gross.



Gemütliche Runde: Marlies und Peter Beck, Ex-Finanzchef YB, Ex-Fechtstar Christian Kauter, Ehefrau Claudia.



Gern in Bern: Armeechef Thomas Süssli, Mobiliar-Präsident Urs Berger.

Europa, eine Liebe



Europäische Einigkeit ausserhalb Europas: Kapitänsbinde für Menschenrechte.

Erblickt man als Schweizer irgendwo in der Ferne eine Heckflosse mit aufgemaltem Schweizerkreuz, durchdringt einen ein Gefühl von Nostalgie. Das Gefühl wurde schon im 17. Jahrhundert als «schweizerische Krankheit» beschrieben. Als Europäer nehmen wir die Unterschiede wahr, wenn wir unter Europäern sind, und fühlen auch diese Einigkeit, wenn wir Europa verlassen. Europa ist eine kul-

turell diverse Wertegemeinschaft: Demokratie mit Marktwirtschaft und individuelle Freiheit mit sozialer Gerechtigkeit sind die Prinzipien. Die Gleichheit ist eine europäische Erfindung. Menschen besitzen Rechte, weil sie Menschen und nicht weil sie Mitglied einer nationalen Gemeinschaft sind. Die Menschenrechte sind keine Naturgewalt, sie müssen erkämpft werden. Der Glaube an ihre universale Gültigkeit

ist eine europäische Idee. Den Nationalteams in Katar wurde untersagt, die Kapitänsbinde mit dem Appell für Menschenrechte zu tragen. Was zählt, ist die Botschaft: Es waren ausschliesslich europäische Teams, die sie tragen wollten.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, ist es sinnvoll, meiner Partnerin jede sexuelle Fantasie zu offenbaren, oder gibt es da auch Grenzen?

F. L., Chiasso

Vielleicht gebe ich jetzt eine Antwort, die die meisten Leser und Leserinnen nicht von mir erwartet hätten. Die Antwort lautet: nein. Es gibt ein Lied, in dem heisst es: «Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten.» Genauso verhält es sich mit den Fantasien. Sie sind frei, und es steht jedem von uns zu, seine eigenen Fantasien und Vorlieben zu haben. Doch nicht alle sollten wir in einer Partnerschaft preisgeben. Warum nicht?

Erstens sind Fantasien nicht unbedingt etwas, das man umsetzen will. So manche Vorstellung ist in der Fantasie total erregend, doch in der Realität wäre es ganz anders. Es gilt also zu unterscheiden, ob es etwas ist, das wir gerne umsetzen würden,



oder ob es uns ganz gut damit geht, es bei einer erregenden Fantasie zu belassen.

Selbstverständlich dürfen wir Fantasien teilen, wenn wir denken, dass es für den anderen erregend und für die Beziehung nützlich sein kann. Doch viele Fantasien haben ein hohes Verletzungspotenzial. Und das ist der zweite Grund, warum ich davon abrate, alles zu teilen. Wenn wir es zum Beispiel erregend finden, an andere Menschen zu denken, kann es für den Partner schwierig werden. Genau-

so wenn das, was wir in der Realität leben, und das, wovon wir träumen, sehr weit auseinanderklafft. Dann führt das Teilen solcher Fantasien schnell zu Unzufriedenheit über die eigene Partnerschaft und stellt das gemeinsame Miteinander in Frage.

In einer Beziehung, egal, wie intim sie ist, ist es immer sinnvoll, eine gewisse Distanz zu wahren. Nicht alle Gedanken, Gefühle und Erlebnisse müssen geteilt werden. Es muss nicht alles verschmelzen, denn wir sind Individuen. Es hält die Beziehung und auch die Sexualität lebendig, wenn wir uns immer wieder mit neuen Facetten kennenlernen dürfen. Und das geht nicht, wenn wir unserem Partner alles offenbaren.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Gregor Stähli

Der frühere Weltklasse-Skeleton-Fahrer und heutige Geschäftsführer des Olympia Bob Run St. Moritz-Celerina freut sich auf einen weltmeisterlichen Winter.

Dübendorf, wo wir Gregor Stähli treffen, ist nicht St. Moritz – und das Tempo an diesem Samstagmorgen gemächlicher als im Alltag von Stähli. Der Geschäftsführer des Olympia Bob Run St. Moritz-Celerina hat es normalerweise mit «Kundschaft» zu tun, die sich mit 135 km/h den Eiskanal hinunterstürzt – und für die 1722 Meter lange Strecke von St. Moritz nach Celerina rund 75 Sekunden benötigt. Die Rhätische Bahn braucht drei Minuten.

Seit rund anderthalb Jahren trägt Stähli die operative Verantwortung über die älteste Bobbahn der Welt. Und er steht vor aufregenden Wochen. Vom 22. Januar bis 5. Februar finden in St. Moritz-Celerina die Weltmeisterschaften im Bob, Skeleton und Para-Sport statt. Für Stähli auch eine Konfrontation mit der eigenen Vergangenheit: Im Skeleton wurde er dreimal Weltmeister und gewann zwei olympische Bronzemedailles. «Der Job hier im Allgemeinen und die WM im Speziellen bringen mich quasi zurück zu den eigenen Wurzeln. Hier kam ich durch meinen Vater mit dem Skeletonsport in Berührung, hier gewann ich 2007 den WM-Titel.»

Wer hat's erfunden?

In der Neuzeit sind Bob- und Skeletonwettbewerbe oft in deutscher oder Schweizer Hand. Allein im Bobsport gewannen die helvetischen Piloten 31 Olympiamedaillen – zehn davon aus Gold. Rein historisch befinden sich aber die Briten auf der Überholspur. Sie waren es auch, die Anfang der 1880er Jahre den Bau einer Schlittelbahn zwischen St. Moritz und Celerina begannen. Diese Verkehrsverbindung wurde schon bald zum exklusivsten Sportplatz des Landes – zum Cresta Run, benannt nach dem Ortsteil Cresta in Celerina. An Weihnachten 1884 war der Eiskanal vollendet. Drei Jahre später entstand der legendäre St. Moritz Tobogganing-Club. Stähli betrieb den Sport vor allem in den grösseren und längeren Bobbahnen – im olympischen Bobbahn-Skeleton. Doch auch er besitzt Cresta-Run-Erfahrung: «Ich fuhr schon siebzehnmal hinunter. Jede Fahrt ist genau protokolliert.»



In kontrollierten Bahnen: Organisator Stähli.

Der grosse Bruder des Cresta Run ist der Olympia-Bob-Run. 1901 entstand der erste Bobkanal. 1904 wurde die Bahn offiziell in Betrieb genommen. Heute ist der Olympia-Bob-Run St. Moritz-Celerina die älteste Sportstätte der Schweiz. Hier wurden die olympischen Wettkämpfe 1928 und 1948 sowie 25 Weltmeisterschaften ausgetragen. Wie jedes Jahr treten ab dieser Woche die Bobbahnbauer aus dem Südtirol auf den Plan, um mit 15 000 Kubikmeter Kunstschnee die grösste Eisskulptur der Schweiz zu erschaffen. Trotz der technischen Schneeproduktion werde der Bau energie-schonend durchgeführt, so Stähli, «ohne Che-

mie und ohne Kühlaggregate». Und wie lange trotz der letzten Natureisbahn der Welt der Klimaerwärmung? «Bestimmt noch fünfzig bis hundert Jahre», sagt Stähli. Man habe festgestellt, dass es im Herbst zwar länger daure, bis es richtig kalt werde, dafür seien die Temperaturen im März kälter als früher. So oder so: Am 23. Dezember soll in der Engadiner Bobbahn der erste Schlitten zu Tal rasen – und die 75-tägige Saison mit insgesamt 7000 Fahrten eröffnen. Gregor Stähli wird mit seinem Team aus fünfzig Mitarbeitenden dafür sorgen, dass alles in kontrollierten Bahnen abläuft.

Thomas Renggli

Auf der Jagd nach Neuem

Wer sind die aufstrebenden kreativen Talente? Kunsthaus-Direktorin Ann Demeester ist begeistert vom Kuratorinnen-Duo Arianna Gellini und Linda Jensen. Wir haben die beiden bei der Arbeit besucht.

Rolf Hürzeler

Zum Glatten Köbi» steht über dem Eingangsgitter in farbigen Lettern am Zürcher Sihlquai. Dahinter versteckt sich eine Beiz unter einem Scheunendach; ein paar alte Stühle und Tische stehen an diesem frühen Regenmorgen gelangweilt herum. Eine Treppe führt mich in den ersten Stock zu einer Glastür. Ich trete ein – und bin, was weiss ich wo? Zwischen schwarz-blauen Wänden liegt Elektro Ramsch herum, als sei eine Installation eben abgerissen, aber noch nicht entsorgt worden.

Da kommt Arianna Gellini, 38, herangestürmt und begrüsst mich in diesem fröhlichen Italo-Englisch, das man einst aus den Roberto-Benigni-Filmen kannte. Sie führt mich in einen engen Raum, der als Atelier, Büro und Küche dient. Hier sitzt ihre Kollegin Linda Jensen, 37, an einem Tisch und heisst mich bei «Last Tango» willkommen.

Es begann in Hongkong

«Last Tango»? Unter dieser Etikette führen die beiden Kuratorinnen eine Galerie der anderen Art. «Wir sind von einem Verein angestellt», sagt Gellini – um das Zürcher Kunstleben aufzumischen. Das sagt sie zwar nicht so, aber darauf läuft das Projekt «Last Tango» hinaus. Die beiden Kuratorinnen ticken nach dem Motto der legendären amerikanischen Kunsthistorikerin Marcia Tucker «First act, then think». Mit anderen Worten – einfach loslegen. Die beiden Frauen reden mit dem Enthusiasmus von Teenagern von ihrer Arbeit, es sprudelt manchmal gleichzeitig aus ihnen heraus, und sie lachen von Herzen.

Sie zeigen stets Ausstellungen mit Werken von zwei oder mehr Künstlern. Dabei führen sie diese gewissermassen zu einem virtuellen Tanz zusammen, was den Namen «Last Tango» erklärt. So war in diesem Herbst die Konfrontation von Werken des älteren Malers Valentin Hauri, raffinierte geometrische Spielereien, mit Werken der jungen Rhea Myers zu sehen, die Blockchain-Fantasien optisch umsetzt. Tradition trifft auf die virtuelle Welt der Zukunft. «Wir suchen das Gegensätzliche oder überraschende Gegenüberstellungen», erläutert Jensen weiter. Erst damit komme der Wert eines Kunstwerks zur Geltung.



«Enthusiastische Beharrlichkeit»: Kunsthaus-Chefin Demeester.

Die Belgierin Ann Demeester, 47, ist seit 1. Oktober Direktorin des Kunsthauses Zürich. Über Linda Jensen und Arianna Gellini sagt sie: «Es gelingt ihnen mit «Last Tango», die dichte Zürcher Non-Profit-Kunstszene mit einem Raum zu bereichern, in dem sie das Ästhetische wie das Kritische und Diskursive feiern. Ihre enthusiastische Beharrlichkeit und ihr geselliger Geist sind eine Inspiration für alle. Die beiden international erfahrenen Kuratorinnen verfügen über eine erfrischende Portion Neugierde, Eigenständigkeit und Beharrlichkeit. Immer wieder bringen sie unerwartete Paarungen und Kombinationen von Kunstpraxen zusammen. Sie tanzen den Tag und die Nacht durch; sie laden jeden ein, an der Party, die wir Kunst nennen, teilzunehmen.»

Die Kuratorinnen Gellini und Jensen verstehen ihr Projekt als ein Non-Profit-Unternehmen. Sie verkaufen zwar Kunstwerke, aber mit einer unüblich tiefen Marge. Vor allem aber wollen sie Kunst einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen. Sie laden Schulen ein, veranstalten Lesungen zu den Ausstellungen oder zeigen Filme.

Der Weg der zwei Frauen in den Zürcher Kreis 5 führte über Asien. Die gebürtige Italienerin Gellini und Jensen mit dänisch-algerischen Wurzeln haben sich vor Jahren in der Kunstszene von Hongkong getroffen. Gellini lebte dort; Jensen war auf einem Business-Trip. Sie wollten zusammenarbeiten und entschieden sich für Zürich, wo Jensen lebt. Seither haben sie sich zu Kennerinnen der Schweizer Kunstszene entwickelt. «Wir reisen durch das ganze Land, um Neues zu entdecken, jagen es geradezu», sagt Gellini. So sind sie etwa auf den Bieler Künstler Gil Pellaton gestossen und zeigten seine Werke.

Politik ja, aber nicht um jeden Preis

«Früher hatten wir sechs Ausstellungen jährlich und drehten uns wie Hamster im Rad», sagt Jensen. «Jetzt sind wir bei vier oder höchstens fünf.» Wie verstehen die beiden ihre Aufgabe als Kuratorinnen genau? «Zuerst als Entdeckerinnen, dann als Vermittlerinnen zwischen Kunstschaffenden und dem Publikum», sagt Gellini. Man müsse den Leuten eine Position nahebringen und sie zu erklären versuchen: «Die künstlerische Aussage auf den Punkt bringen», doppelt Jensen nach. Es gelte stets das Elitäre zu vermeiden; die Kunstvermittlung von «Last Tango» soll für alle verständlich sein.

Kommt es dabei zu Konflikten mit Künstlern? Laut den beiden Kuratorinnen «kaum je». Man finde sich stets, auch wenn die Diskussionen im Einzelfall länger dauern können.

Wie alle in der Kunstszene Engagierten müssen Arianna Gellini und Linda Jensen für Aufmerksamkeit sorgen, um wahrgenommen zu werden. Doch Provokationen ziehen heute nicht mehr, möchte man meinen. Gellini widerspricht: «Genderfragen und Sexualität können die Gemüter noch immer erhitzen.» Im Einzelfall auch politische Positionen, wie etwa der britische Art-brut-Künstler Andrew Gilbert mit seinen kolonialismuskritischen Bildern. Doch auf politische Konfrontation legen es die beiden Frauen nicht zwingend an, «auch wenn sie dazu gehören muss».



«Überraschende Gegenüberstellungen»: Ausstellungsmacherinnen Jensen und Gellini.

Weltwoche Nr. 48.22

Bild: Vera Hartmann für die Weltwoche

Denise Biellmann

Die Eislauf-Legende findet, dass man Probleme mit Nettigkeit lösen kann; ihre Droge ist das morgendliche Birchermüesli; einen schönen Winterabend würde sie gerne mit Putin verbringen.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Biellmann: Auf jeden Fall ist es schade, wenn jemand keine Anerkennung erhält; es macht wahrscheinlich einen unsicheren Menschen aus ihm.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Biellmann: Ich liebe es am Nacken.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Biellmann: Meine Überzeugung, dass man Probleme mit Nettigkeit, Zuhören, Miteinandersprechen und Aufeinandereingehen lösen kann. Ich glaube, viele Menschen denken zwar so, aber scheitern in der Praxis.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Biellmann: Für meine Begriffe ist es viel. Ich kann mir etwas Schönes kaufen, wenn ich Lust habe. Auch wenn ich es nicht unbedingt brauche.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Biellmann: Zuverlässigkeit, Humor, Sportlichkeit, also eigentlich wie bei meinem Mann Colin.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Biellmann: Wenn ich alleine in der Dunkelheit unterwegs bin, da schaue ich stets, ob ich etwas Auffälliges sehe, damit ich gleich in Deckung gehen könnte.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Biellmann: Wenn ich aus meiner Biografie lese und über meine emotionalen Erlebnisse spreche. Das war vor kurzem.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Biellmann: Jemand, der fachlich kompetent ist, seine Meinung sagt, fair ist und gut mit Menschen umgehen kann.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Biellmann: Ja, ich glaube an die höhere Macht und das alles.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Biellmann: Ich bin Wechselwählerin.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Biellmann: Als ich siebzehnjährig war.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Biellmann: Von schönen Sachen. Im Winter zum Beispiel träume ich vom Sommer, wie es wäre, in der Badi zu liegen; ab und zu auch

Biellmann: Mit Putin, ich möchte mit ihm diskutieren, ihm meine Sicht der Dinge sagen und ihn überzeugen, dass es nicht gut ist, einen sinnlosen Krieg zu führen.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Biellmann: Nein, nur mein geliebtes Birchermüesli mit viel Schlagrahm und einem feinen Cappuccino. Das ist mein stetes Highlight und mein Morgen-Pusher.

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

Biellmann: Wenn du jemand anlächelst, bekommst du dies zurück.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Biellmann: Ich würde die Situation anschauen, wie er zustande gekommen ist, und dann entscheiden.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Biellmann: Ich esse meistens vegetarisch, da ich Fleisch nicht mag.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Biellmann: Meine Mutter, sie ist trotz ihren 91 Jahren immer positiv eingestellt, voller Energie, turnt morgens täglich ihr Programm, auch wenn es ihr mal nicht so gut geht, sie ist eine Kämpferin.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Biellmann: Krieg ohne Waffen. Es muss gesprochen, diskutiert und nach Lösungen gesucht werden. Wir sind doch Menschen mit Bildung, können reden, zuhören, eine Lösung finden und müssen unsere Egos beiseiteschieben und aufeinander zugehen. Alles andere ist Kindergarten.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Biellmann: Meine geliebte Mutter, ihr Motto ist: Hast du heute schon gelebt? Das ist auch meines geworden. Und mein Vater, er war ein so bescheidener, zufriedener Mann.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Biellmann: Wenn ich lache!



«Menschen mit Bildung»: Sportlerin Biellmann, 59.

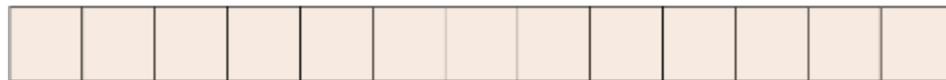
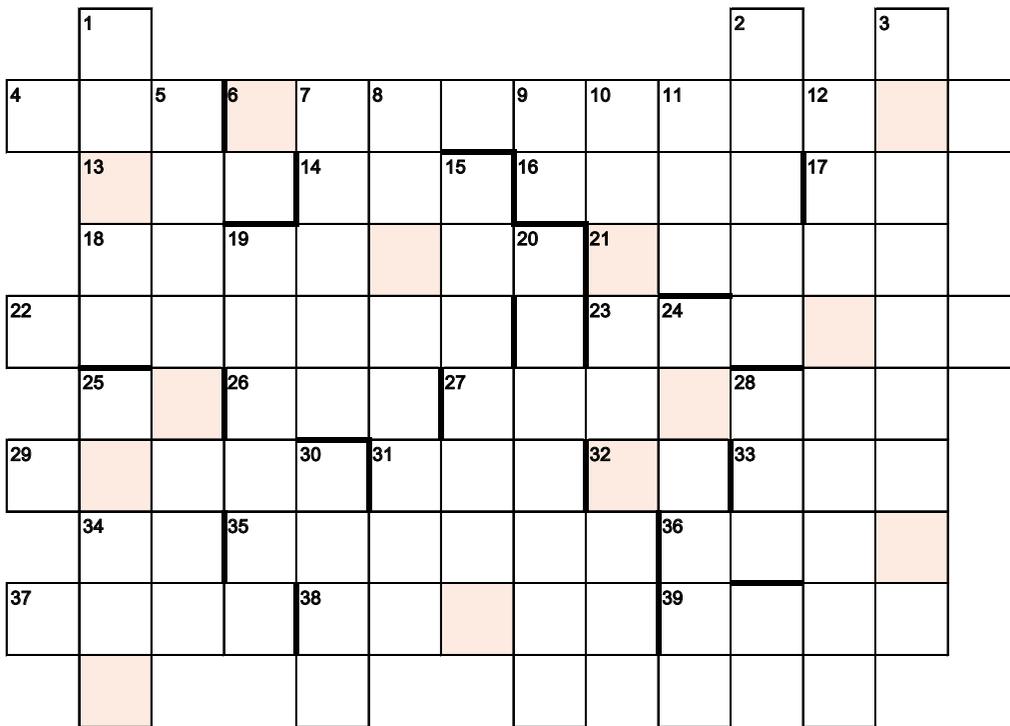
mal von einem Kleidungsstück, das ich kaufen möchte. Das setze ich meistens in die Realität um. Darin bin ich übrigens sehr gut.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Biellmann: Ich bin zufrieden, es stört mich nichts.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

Denise Biellmann: Die Biografie. Cameo. 192 S., Fr. 33.90



Lösungswort — von overdressten Ringkämpfern getragen?

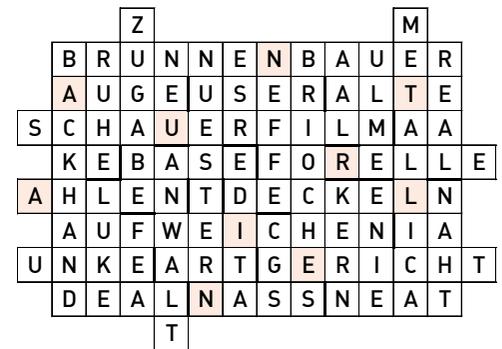
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 Schmutz ohne Dokortitel 6 Anweisung für Schreinerarbeit in griesgrämigem Zustand? 13 und wo das Material für Schreinerarbeiten herkommt 14 Beginn von Erlebnisferien im Tirol 16 Südostschweizer mit Kindern, die Kinder haben 17 in der Chemie radioaktiv und auch im Englischunterricht oft gefürchtet 18 diesen Pfad zu beschreiten, erfordert oft viel Ausdauer 21 beim Winseln herauszuhören 22 dafür braucht es nur (eine) Unze Mut 23 erhöht den lokalen Wert von Rettungsflossen drastisch 25 hat, sofern es nicht Wettbewerbsbeschränkungen verhindern soll, ein gewisses Gewicht 26 moderne Sex-Variante 27 wie Schoko-Osterhasen schnell mal sind und Menschen schnell mal handeln 29 wie reine Brustatmung ist, egal ob die Brust so ist oder nicht 31 ist etwa 64 Mio. Jahre älter als Lucy und hätte diese wohl zum Frühstück verspeist 32 falls, wo falls Fälle wären 33 tummeln sich an der Börse 34 damit ist ein Trakt mobil 35 gehören zu den Armen, sind aber oft «werktätig» 36 falsche Reue 37 liegt in Wannen 38 fremdes Lichtwesen, das Fischen zum Verhängnis wird 39 Bratensaucen sind nicht immer so, Rezeptanweisungen im Idealfall aber schon

Senkrecht — 1 polnische Hauptstadt ohne Krieg 2 luftig, aber oft steif 3 diesem Profi fehlt nicht mehr viel zum Prunkhaus-Besitzer 5 Coiffeur-Lügendgeschichten? 6 knappe Anweisung, den Blick zu senken 7 was Lästere mit Bäumen teilen 8 typisch männliche Vorgehensarten? 9 wie Engländer beginnen und Dänen zu zählen beginnen 10 wer ein Exempel statuiert, gibt oft kein gutes ab 11 anglophone 37 waagrecht 12 kein Adliger, sondern quasi ein Schriftgelehrter 15 kommt in allen Kung-Fu-Shows vor 19 naturgemäss am besten geeignet um etwas zu vertuschen 20 wo Wolkenstein nicht in Sachsen und St. Christina nicht in Ravensburg liegt 24 Ziel und Zweck mancher Hascherei 25 was eineiige Zwillinge auch ohne Gentechnik sind 28 als Eigenschaft von 2 senkrecht allgemein geschätzt 30 finden eifrige Sucher in jeder Suppe

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 794



Waagrecht — 3 BRUNNENBAUER 13 AUGER 14 ALTE 16 SCHAUFILM 17 AUFWEICHEN (auf Weichen) 23 ZAHLEN 25 DECKELN 29 AUFWEICHEN (auf Weichen) 32 IA 33 UNKELRÜBEN 34 ART 35 GERICHT 36 DEAL (engl. f. Handel) 37 NASS 38 NEAT (engl. f. ordentlich)

Senkrecht — 1 ZUGABE 2 METALLICA (Hit «Nothing Else Matters») 3 BACKHAND 4 RUHE 5 NEUN 6 NUESTERN (Stern=Stirnfleck) 7 ESR (Einzahlungsschein mit Referenznummer) 8 NEFFE 9 BRIOCHES (brio = ital. f. Elan) 10 AAL 11 der SCHULMEDIZIN 12 ZEREALien (brasil. Währung) 20 ANWALT 21 EDITA (Anagramm) 24 LUKE (Luke Skywalker / Lucky Luke) 26 alten KnackERN 27 ENIE (Enie van de Meiklokjes / «eine» rückwärts) 28 NAHT 30 FEAR (engl. f. Angst) 31 CGS (centimetre gram second)

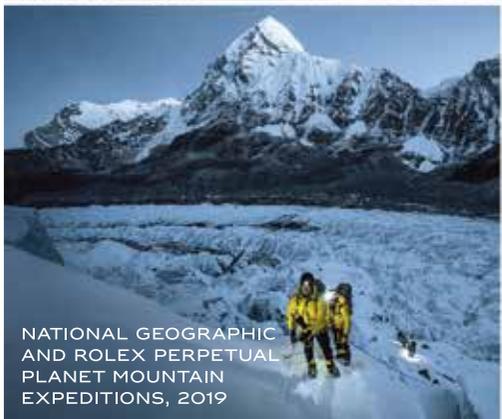
Lösungswort — **NATURALIEN**

EMS
WIR DENKEN WEITER

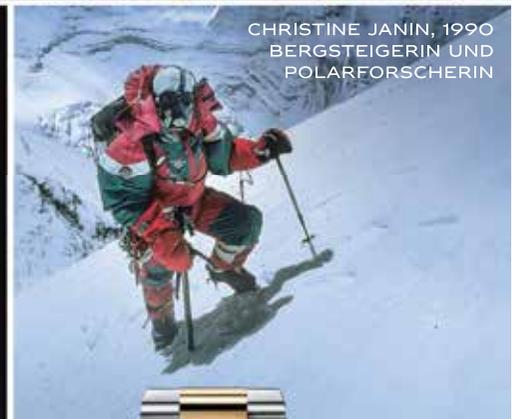
EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



SIR EDMUND HILLARY UND TENSING NORGAY, 1953
ERSTE ERFOLGREICHE BESTEIGUNG DES MOUNT EVEREST



NATIONAL GEOGRAPHIC
AND ROLEX PERPETUAL
PLANET MOUNTAIN
EXPEDITIONS, 2019



CHRISTINE JANIN, 1990
BERGSTEIGERIN UND
POLARFORSCHERIN

ALLEN ELEMENTEN ZUM TROTZ

Ihr Name sagt alles. Die Explorer ist von jenen inspiriert, die als Erste die höchsten Gipfel der Erde erklommen haben. Wie jene Wagemutigen hält auch sie den widrigsten Bedingungen stand. Bei aller Schlichtheit und Eleganz ist sie die Funktionsuhr par excellence für alle Abenteurer, denn inmitten unbekannter Gefilde benötigen diese Frauen und Männer ein so zuverlässiges und vor allem unkompliziertes Instrument. Etwas, das ihnen Gewissheit, Präzision und sofortige Ablesbarkeit garantiert, wenn die Orientierungspunkte verschwinden. Genau dafür steht diese Uhr. Ein Zeitmesser, der uns allen Elementen zum Trotz sicher durch unsere Abenteuer geleitet. **Die Explorer.**

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL EXPLORER

OFFIZIELLER ROLEX FACHHÄNDLER

BUCHERER

1888


ROLEX